



# Aufbruch nach Amerika

1709 – 2009

300 Jahre Massenauswanderung  
aus Rheinland-Pfalz

17

Schriften des Theodor-Zink-Museums  
Herausgegeben vom Referat Kultur  
der Stadt Kaiserslautern

 STADT  
KAISERSLAUTERN



# **Aufbruch nach Amerika**

1709 – 2009

300 Jahre Massenauswanderung  
aus Rheinland-Pfalz

Ausstellung im Theodor-Zink-Museum Kaiserslautern  
30. April bis 2. August 2009

im Museum Alzey  
24. August bis 11. Oktober 2009



# Inhalt

Grußwort Ministerpräsident Kurt Beck	5
Zu Ausstellung und Begleitband Marlene Jochem, Eva Heller-Karneth, Rainer Karneth	7
Die deutsche und rheinland-pfälzische Nordamerikaauswanderung im 18. und 19. Jahrhundert Ein Überblick Helmut Schmahl	9
<i>„...in der edlen Illusion, doch noch eine feste Schanze der Freiheit gerettet zu haben!“</i> Politisch motivierte Auswanderung aus Deutschland und dem heutigen Rheinland-Pfalz im 19. Jahrhundert Steffen Wiegmann	37
Vom Westerwald nach Milwaukee Die Auswanderung Heinrich Georgs im Jahr 1852 Cornelius Neutsch	42
Auswanderungsagenten Barbara Schuttpelz	49
Die jüdische Emigration in die USA nach 1933 am Beispiel der Pfalz Roland Paul	55
<i>„Die Ersten litten große Not, die meisten Zweiten holte ein früher Tod und erst die Dritten fanden Brot“</i> Das Bild des pfälzischen Auswanderers in der landeskundlichen Literatur von 1850 bis heute Sarah A. Sternal	63
Narrhalla-Marsch in der Neuen Welt Matthias Dietz-Lenssen	73
Die Auswanderung aus Nachkriegsdeutschland Alexander Freund	81
Zur Geschichte und Zukunft des Pennsylvaniadeutschen in den USA Michael Werner	93

**Lebensbilder:**

<b>Samuel Adler (1809–1891) und Felix Adler (1851–1933)</b> Gerhard Holzer	100
<b>August Belmont (1813 Alzey – 1890 New York)</b> Gerhard Holzer	103
<b>Carl David Weber (1814–1881), ein bedeutender Pfälzer im amerikanischen Westen</b> Roland Paul	107
<b>Konrad Krez (1828–1897)</b> Michael Martin	109
<b>Julius Dauber (1831–1879), ein Rückwanderer</b> Roland Paul	110
<b>Sebastian Walter (1848 –1891): Pionier des Emaillierhandwerks in Amerika und Wohltäter seiner Heimatgemeinde</b> Helmut Schmahl	112
<b>Thomas Nast (1849–1903)</b> Michael Martin	116
<b>Auswahlbibliografie</b>	119
<b>Autorenverzeichnis</b>	126
<b>Impressum</b>	128

# Grußwort

Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Rheinland-Pfälzerinnen  
und Rheinland-Pfälzer,

das Land Rheinland-Pfalz hat in den letzten Jahren eine sehr intensive Erinnerungskultur ins Leben gerufen, die sich sowohl allgemein mit der Geschichte des Landes wie insbesondere mit deren dunklen Seiten befasst. Und das ist gut so.

Allerdings gibt es einige sehr bedeutsame Seiten im Geschichtsbuch des Landes, die ebenfalls Teil unserer Erinnerungskultur werden sollten; es sind die Seiten, die sich mit der vor nunmehr dreihundert Jahren begonnenen transatlantischen Wanderung von Bewohnern dieser Region befassen und damit mit der transatlantischen Geschichte unseres Landes.

Weit über eine halbe Million Menschen sind aus dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Rheinland-Pfalz vom späten 17. Jahrhundert bis in unsere Zeit nach Nordamerika ausgewandert. Kaum eine andere Region Mitteleuropas hat eine im Verhältnis zu ihrer Bevölkerung gleich hohe Auswanderungsquote aufzuweisen. Vor genau 300 Jahren war die Gegend zwischen Landau und Neuwied Schauplatz der ersten deutschen Massenauswanderung in das koloniale Nordamerika.

Die meisten Auswanderer zogen nach Pennsylvania weiter, wo sie gemeinsam mit zahlreichen später Ankommenden aus der Pfalz und ihren Nachbargebieten das größte geschlossene deutschsprachige Ansiedlungsgebiet des kolonialen Amerika gründeten. Palatine, das englische Wort für Pfälzer,

war lange Zeit Synonym für alle Einwanderer aus dem deutschsprachigen Raum. Es erstaunt daher nicht, dass der pfälzische Dialekt im wesentlichen die Grundlage für das Pennsylvanisch-Deutsch bildete, die einzige europäische Sprache neben dem Englischen, dem Spanischen und dem Louisiana-Französischen (Cajun), die seit über drei Jahrhunderten in den USA gesprochen wird.

Ich freue mich sehr, dass die Atlantische Akademie Rheinland-Pfalz, das Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde, der Fachbereich Amerikanistik der Universität Mainz, das Theodor-Zink-Museum Kaiserslautern, das Museum Alzey und der Deutsch-Pennsylvanische Arbeitskreis der Massenauswanderung aus Rheinland-Pfalz eine Ausstellung mit Begleitpublikation widmen und aus Anlass dieses Jahrestags gemeinsam eine Veranstaltungsreihe anbieten.

Es würde mich freuen, wenn sich möglichst viele Bürgerinnen und Bürger unseres Landes für diese Ausstellung und Veranstaltungen interessieren, die Ausdruck einer lebendigen Erinnerungskultur sind.

Kurt Beck  
Ministerpräsident des Landes  
Rheinland-Pfalz



Piefke nach Amerika.

Piefke nach Amerika, Holzstich nach Ch. Förster, um 1870, Slg. H. Schmahl

## „Aufbruch nach Amerika“

1709 – 2009

### 300 Jahre Massenauswanderung aus Rheinland-Pfalz

Das Phänomen der massenhaften Auswanderung aus dem Gebiet des heutigen Rheinland-Pfalz nach Amerika in seinen unterschiedlichen Aspekten anschaulich und nachvollziehbar darzustellen, ist Ziel der Ausstellung und der vorliegenden Begleitpublikation. Die Ausstellung zeigt anhand zahlreicher Originaldokumente, Bücher, Illustrationen, Alltagsgegenstände aus drei Jahrhunderten, ergänzt durch Berichte von Zeitzeugen sowie Text- und Bilderläuterungen die unterschiedlichen Motive der Auswanderung, ihre Vorbereitung, den Behördenweg, Abschied, die Reise, Ankunft und Neubeginn, Akkulturation und Traditionspflege in der neuen Heimat. Szenische Installationen und Hörstationen mit Berichten der Betroffenen, das „Festmachen“ von Geschichte an historischen Personen, ihren Biografien und materiellen Nachlässen öffnen Besucherinnen und Besuchern den Zugang zum Thema und sensibilisieren für dessen zeitübergreifende Aktualität.

Für die begleitende Publikation haben wir Autoren, die sich in Forschung und Veröffentlichungen schwerpunktmäßig mit dem Thema Auswanderung beschäftigt haben und als Experten für die rheinland-pfälzische Migrationsgeschichte gelten, um Beiträge zu den in der Ausstellung thematisierten Aspekten gebeten. Einzelne Lebensbilder schlagen auch hier die Brücke von der analytischen Betrachtung zum Einzelschicksal in seiner individuellen Besonderheit und repräsentativen Verbindlichkeit.

Nur mit der Unterstützung öffentlicher und privater Leihgeber, die einen Großteil der Ausstellungsexponate zur Verfügung gestellt haben, konnte das Ausstellungsvorhaben umgesetzt werden. Den Leihgebern der Ausstellung und den Autoren der begleitenden Publikation, ebenso allen, die uns mit ihrem Wissen beratend begleitet haben, gilt unser herzlicher Dank.

Die Realisierung von Ausstellung und Begleitband wurde ermöglicht durch die Stiftung Rheinland-Pfalz für Kultur, die das Gesamtprojekt „300 Jahre Massenauswanderung nach Amerika“ mit den Ausstellungsstationen Kaiserslautern und Alzey, dem Begleitband und einem landesweiten Veranstaltungsprogramm in dankenswerter Weise finanziell unterstützt.

Marlene Jochem  
Theodor-Zink-Museum Kaiserslautern

Dr. Eva Heller-Karneth  
Dr. Rainer Karneth  
Museum Alzey

Eine  
Reise vom Mittelrhein  
(Mainz)  
über  
Cöln, Paris und Havre  
nach den  
nordamerikanischen Freistaaten,  
beziehungsweise nach  
New-Orleans;

Erinnerungen und Belehrungen über die politischen, religiösen  
und gesellschaftlichen Verhältnisse in den nordamerikanischen  
Freistaaten überhaupt, in New-Orleans insbesondere und  
Rückreise über Bremen,

gemacht und beschrieben von

Dr. Franz Joseph Ennemoser.

Zwölfte, durchgesehene und mit einem Anhange vermehrte Auflage.

Preis 28 Kr. rhm: 8 Sgr: = 1 Frk:

Kaiserslautern,  
Verlag von J. J. Tascher.

1867.

## Die deutsche und rheinland-pfälzische Nordamerika- auswanderung im 18. und 19. Jahrhundert

### Einleitung

Reisende aus Rheinland-Pfalz, die in den Vereinigten Staaten unterwegs sind, werden mitunter auf vertraute Ortsnamen treffen. Bingen findet sich gleich dreimal „from coast to coast“ in Pennsylvania, Arkansas und dem Staat Washington am Pazifik. Die Landeshauptstadt Mainz ist immerhin zweimal in der Neuen Welt vertreten, zumindest dialektal, als New Mentz unter der glühenden Sonne von Texas sowie Mentz in den Wäldern des Staates New York. Zwei kleine Ortschaften in der Nähe von Chicago/Illinois und in Minnesota sind nach der ältesten Stadt Deutschlands New Trier benannt. Im romantischen Mohawktal im Staat New York stößt man auf Oppenheim, in den Prärien von South Dakota auf Worms. Nicht weit von Evanston/Indiana kann der neugierige Tourist schließlich in unmittelbarer Nachbarschaft des Ohio River die Reste der mittlerweile aufgegebenen Siedlung Alzey erkunden.

Diese und andere Ortsnamen zeigen, dass Auswanderer aus dem heutigen Bundesland Rheinland-Pfalz in nicht geringem Maße an der Besiedlung der Vereinigten Staaten beteiligt waren. In der Neuzeit, insbesondere im 18. und 19. Jahrhundert, stellten weite Teile des Gebiets an Rhein, Lahn und Mosel Migrationslandschaften dar. Missernten, Teuerung und andere Faktoren bewogen zahlreiche Bewohner dazu, ihre Heimat zu verlassen. Neben Preußen, Russland, Ungarn und später Brasilien, Australien und Algerien richtete sich der Strom der Wegziehenden nach Nordamerika. Nachdem das koloniale Nordamerika eher ein Nebenschauplatz der deutschen Auswanderung gewesen war, änderte sich dies grundlegend im 19. Jahrhundert. Mit mehr als vier Millionen stellten Deutsche

in den Vereinigten Staaten von Amerika neben Engländern und Iren die wichtigste Immigrantengruppe zu einer Zeit, als die Weichen für das moderne Amerika gestellt wurden. Als Farmer, Unternehmer, Handwerker und Industriearbeiter waren Deutsche am ungeheuer raschen und dynamischen Aufschwung der USA beteiligt.

Bereits im frühen 17. Jahrhundert sind einzelne Deutsche in Nordamerika nachweisbar, ihre erste Siedlung Germantown entstand 1683. Dauerhaft rückte der nordamerikanische Kontinent jedoch erst eine Generation später in ihr Blickfeld. Die erste deutsche Massenauswanderung, die von ihrem Charakter her als Vorläufer der Massenbewegung des 19. Jahrhunderts betrachtet werden kann, fand 1709 statt. Sie fand vor allem aus dem deutschen Südwesten statt, besonders aus der Kurpfalz, die sich zur klassischen Auswanderungsregion schlechthin entwickelte.

### Teil I: Die Auswanderung ins koloniale Nordamerika

#### Anfänge der pfälzischen Nordamerika- auswanderung

Die Anfänge der Auswanderung aus der Pfalz – hiermit ist die historische Landschaft gemeint, die neben der heutigen gleichnamigen Region auch Teile RheinhesSENS, des Hunsrücks und die Gebiete um Heidelberg und Mannheim umfasst – liegen in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648).<sup>1</sup> In diesem Krieg verloren viele Menschen ihr Leben durch Hunger, Seuchen oder durch plündernde Soldaten. Andere flohen in vom Krieg verschonte Gebiete. Insgesamt dürfte die Bevölkerung der Kurpfalz bis Kriegsende um 75 bis 80

Prozent zurückgegangen sein.

Nach dem Westfälischen Frieden bemühten sich die Landesherrn um den Wiederaufbau ihrer Territorien. So forderte der pfälzische Kurfürst Karl Ludwig seine Untertanen zur Rückkehr auf und suchte durch eine tolerante Bevölkerungspolitik sein Land zu ‚repeuplieren‘. Viele Neusiedler aus Nachbargebieten sowie den spanischen Niederlanden, der Schweiz, Tirol und Frankreich folgten in den nächsten Jahrzehnten seiner Einladung. Der Wiederaufbau vollzog sich jedoch aufgrund wirtschaftlicher Probleme und anhaltender kriegerischer Verwicklungen recht schleppend. Handel und Gewerbe waren durch zahlreiche Binnenzölle stark beeinträchtigt, und Missernten und Überschwemmungen führten oft zu prekären ökonomischen Verhältnissen.<sup>2</sup>

Die Früchte des Wiederaufbaus in der Pfalz wurden vier Jahrzehnte später größtenteils zunichte gemacht. Ludwig XIV. betrachtete den Gewinn des gesamten linken Rheinufers als eines seiner politischen Ziele, daher war die Pfalz wiederholt von Übergriffen betroffen. Am dramatischsten war die Lage im so genannten Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688/89–1697), als französische Truppen das Land besetzten. Heidelberg, Mannheim, Speyer, Worms, Alzey und viele andere Städte und Dörfer wurden gebrandschatzt und Burgen geschleift. Große Teile der Bevölkerung waren wiederum auf der Flucht. Mit Verbitterung sahen zahlreiche Untertanen weiterhin, dass die seit 1685 regierenden Kurfürsten aus der Linie Pfalz-Neuburg die katholische Minderheit – oft handelte es sich um mittellose Zuwanderer – begünstigten.

Zunächst waren es Neusiedler, die aufgrund der unsicheren Lage auswanderten. Bereits 1660 ließen sich französische Hugenotten, die zuvor in Mannheim Zuflucht gefunden hatten, am Hudson River in der englischen Kolonie New York nieder.<sup>3</sup> Gemeinsam mit späteren Zuwanderern gründeten sie 1677 eine Siedlung, die sie zu Ehren ihrer ersten Zufluchtsregion New Paltz nannten. Einige Jahre später wanderten die ersten pfälzischen Mennoniten auf Einla-

dung des Quäkers William Penn in dessen Kolonie Pennsylvania aus, worauf noch einzugehen sein wird.

### **1709: Massenauswanderung nach New York**

Während des Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) war die Bevölkerung der Pfalz wiederum stark belastet, dieses Mal durch Kontributionen. Vollends unerträglich wurde die Situation im strengen Winter von 1708/09, als zeitgenössischen Chroniken zufolge die Vögel im Flug erstarrten und zu Boden fielen und der Wein in den Fässern gefror. Aus einem Protokoll des Stadtrats von Gau-Odernheim an das Oberamt Alzey läßt sich deutlich ersehen, wie weit vielerorts die Untertanen an den Rand des Ruins getrieben worden waren.

Zahlreiche Faktoren wirkten hier zusammen. Bereits 1707 hatte Hagelschlag zu großen Ernteverlusten an Getreide und Wein geführt. Hierdurch war die fast ausschließlich von der Landwirtschaft lebende Bevölkerung stark getroffen. Bald hierauf folgte eine Viehseuche, die 200 Kühe und Rinder hinwegraffte. Zugleich mussten die Untertanen hohe Kriegskontributionen zahlen. Diese missliche Lage führte dem Bericht zufolge zu der „äußersten Kleinmuthigkeit bey dem ohnedem ruinirten Landmann“.<sup>4</sup> Fast die Hälfte der Bürgerschaft sei bereit, nach Versteigerung ihres Besitzes „ihr liebes Vatterland wiewohl zu ihrem großen Leidwesen zu verlassen, wegen der unerschwinglichen angesetzten Gelder, und Mangel der ohnentbahrlichen Leibsnotturfft“. Es kam jedoch nur zur Auswanderung von drei Familien, der Rest fand aufgrund des allgemeinen Geldmangels keine Käufer für ihren Besitz.

Insgesamt machten sich nach der Erntekrise von 1708/09 rund 13.000 Menschen auf den Weg nach England.<sup>5</sup> Ausgelöst wurde diese Auswanderungswelle durch eine Werbeschrift des Pfarrers Josua Harrsch aus Eschelbronn im Kraichgau. Harrsch hatte 1704 auf einer Englandreise erfahren, dass Königin Anna deutsche Siedler für ihre nordamerikanischen Kolonien suchte.<sup>6</sup>

Im Auftrag von englischen Großgrundbesitzern, die eine rasche Erschließung ihrer Ländereien in Nordamerika erhofften, verfasste Harrsch nach seiner Rückkehr unter dem Pseudonym Josua Kocherthal eine Flugschrift mit dem Titel „Ausführlich- und umständlicher Bericht von der berühmten Landschaft Carolina in dem Engelländischen America gelegen.“<sup>7</sup> Darin schilderte er die Vorzüge der Neuen Welt in den höchsten Tönen. Die Flugschrift fand reißenden Absatz und erlebte vier Auflagen. Im Frühjahr 1708 traf Harrsch mit einer Auswanderergruppe aus der Kurpfalz in London ein und bat um Ansiedlung im britischen Teil Nordamerikas. In einer Petition an Queen Anne hob er hervor, bei den Auswanderern handle es sich um arme bedrängte Pfälzer („poor distressed Palatines“) aus der Gegend von Landau, die vom Spanischen Erbfolgekrieg besonders betroffen waren, und begründete ihren Wegzug mit wiederholten Plünderungen durch französische Truppen und andauernder religiöser Bedrückung.<sup>8</sup> Harrschs Bitte stieß bei der englischen Regierung auf offene Ohren. Im Mai 1708 gewährte Queen Anne den Exilanten die Ansiedlung in der Kronkolonie New York. Dort, am oberen Hudson River, gründeten sie die Siedlung Neuburg (Newburgh). Nach dem katastrophalen Winter machten sich im Frühjahr 1709 mehrere tausende Südwestdeutsche zum Teil überstürzt über Holland nach England auf.<sup>9</sup> Die meisten von ihnen stammten aus dem heutigen Rheinhessen sowie der Vorderpfalz, aber auch die Mittelgebirgsregionen des Pfälzer Waldes, des Hunsrücks, des Taunus und des Westerwaldes waren vertreten.<sup>10</sup> Die Auswanderer hatten der vierten, von einem geschäftstüchtigen Verleger umgeschriebenen Auflage von Harrschs Schrift entnommen, dass alle Auswanderungswilligen freie Überfahrt und kostenloses Land erhalten sollten. In der Nähe von London wurde ein Flüchtlingslager errichtet. In der ersten Zeit erweckten die Fremden das Mitleid des Hofes und der Londoner Bevölkerung, bald zeichnete sich jedoch ab, dass man

dem Ansturm nicht gewachsen war und die Flüchtlinge nicht dauerhaft versorgen konnte. Um das Lager zu räumen, wurden fast alle Katholiken wieder in ihre Heimat zurückgeschickt, viertausend weitere Kolonisten sandte man zur Stärkung des protestantischen Elements nach Irland. Viele junge Männer gingen in den britischen Militärdienst, während andere Menschen den katastrophalen hygienischen Bedingungen erlagen. Lediglich 3000 Personen wurden per Schiff nach Amerika verbracht. Ein gutes Viertel von ihnen, rund 800 Personen, überlebten die Reise nicht. Die restlichen erhielten Land an beiden Ufern des Hudson River.

Nach der Ankunft der Kolonisten bestimmte der New Yorker Gouverneur Robert Hunter, dass sie für die Kosten ihrer Überfahrt aufkommen sollten. Er schickte sie in Pinienvälder, wo sie Teer und Masten für den Schiffsbau herstellen sollten.<sup>11</sup> Das Unternehmen scheiterte kläglich, da die Deutschen keine Werkzeuge und sonstige Ausrüstung erhalten hatten. Hunter versah sie nicht mit den versprochenen Rationen und konfiszierte ihre Gewehre, so dass sie nicht jagen konnten. Viele Kinder der Kolonisten wurden ihren Eltern entrissen und bei Engländern in der Stadt New York verdingt. Erst zwei Jahre nach ihrer Ankunft konnte die erste Ernte eingefahren werden. In ihrer Verzweiflung revoltierten die Siedler, ihr Aufstand wurde jedoch rasch von britischen Truppen niedergeschlagen.

Daraufhin beschloss der Schwabe Johann Konrad Weiser, einer der Wortführer der Siedler, dessen Familie besonders unter Hunters Maßnahmen gelitten hatte, gemeinsam mit rund 100 weiteren Familien an den Schoharie zu ziehen, wohin sie von den dortigen Mohawk-Indianern eingeladen worden waren.<sup>12</sup> Sie machten sich im Winter 1712 auf den Weg und erreichten erschöpft und dem Hungertod nahe ihr Ziel. Gouverneur Hunter forderte sie zur Rückkehr an den Hudson auf, ließ sie dennoch anschließend unbehelligt, da er nicht über genügend Truppen verfügte, um Krieg gegen die Mohawk zu führen.



Carte De La Nouvelle Angleterre, Nouvelle Yorck Et Pensilvanie, Kupferstich, koloriert, 1767, Slg. H. Schmahl

Die Siedlungen an den Flüssen Schoharie und Mohawk blühten schnell auf und wurden bald durch Zuzüge verstärkt. Englische und niederländische Großgrundbesitzer betrachteten die Entwicklung dieser selbständigen kleinbäuerlichen Siedlungen mit Missfallen. Sie wollten – ähnlich wie in Europa – das Land an sich ziehen und durch Pächter bewirtschaften lassen. Erfolgreich fochten sie die Besitztitel der Deutschen an. Weiser wurde von den deutschen Siedlern nach London entsandt, um sich für ihre Rechte einzusetzen, seine Mission war jedoch vergeblich. Auf dem Rückweg wurde er von Piraten gefangen genommen, und er kehrte erst nach Jahren zurück.

Gemeinsam mit 33 weiteren Familien zog Weiser den Schoharie flussaufwärts, bis er in den Bergen den Oberlauf des Susquehanna erreichte. Entlang dieses Flusses zogen sie bis zur Mündung des Swatara und dann entlang dieses Flusses bis nach Berks County in der Kolonie Pennsylvania. Dort fanden sie endlich den Frieden, nach dem sie so lange gesucht hatten.

### **Pennsylvania: Zentrum der deutschen Einwanderung zur Kolonialzeit**

Pennsylvania war in kolonialer Zeit das weitaus wichtigste Siedlungsgebiet deutscher Einwanderer. Da ein Großteil von ihnen – wie die Exilanten von 1709 – aus der Pfalz stammte, wurde die englischsprachige Bezeichnung für Pfälzer („Palatines“) als Sammelbegriff für alle deutschsprachigen Immigranten im kolonialen Nordamerika verwendet.

Schätzungsweise 100.000 Deutsche wanderten bis zur Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten in die britischen Kolonien Nordamerikas aus.<sup>13</sup> Ähnlich wie bei den Auswanderern von 1709 waren auch später wirtschaftliche Gründe ausschlaggebend. Das Gros der Auswanderer stammte aus Gebieten, wo statt des im Reich weit verbreiteten Anerbenrechts, bei dem nur einer der Erben den Hof bei Abfindung der anderen übernahm, die Realteilung üblich war. In diesen Räumen war die Bewirtschaftung bereits früh intensiviert worden.<sup>14</sup> Dies

führte zu einem stärkeren Bevölkerungswachstum im Vergleich zu Anerbengebieten und zugleich zu einer größeren Anfälligkeit für Krisen und verstärkten Auswanderungsbereitschaft. Diese abstoßenden Kräfte des Heimatlandes – vor allem bittere oder andauernde Not – waren jedoch nicht die einzige Erklärung für Auswanderungsschübe, da die Lebensverhältnisse in zahlreichen anderen Gebiete ähnlich prekär waren, ohne dass es von dort zu zahlreichen Wegzügen kam. Viel mehr war intensive Werbung seitens interessierter Regierungen, Großgrundbesitzer, Reeder und Kapitäne notwendig, um Menschen zum Aufbruch zu mobilisieren. Die Gegenden am Mittel- und Oberrhein galten den Werbern als besonders viel versprechende Gebiete, da sie eine hohe Bevölkerungsdichte aufwiesen und die Landesherren aufgrund der territorialen Zersplitterung die Tätigkeit der Werber nur schlecht unterbinden konnten.

Die Popularität Pennsylvanias unter deutschen Auswanderern war vor allem auf die Tätigkeit des Koloniegründers William Penn (1644–1718) zurückzuführen. Penn war ein wohlhabender englischer Quäker, der aufgrund der Verfolgung seiner Religionsgemeinschaft in den 1670er Jahren eine Siedlung in Nordamerika plante, die von religiöser Toleranz und politischer Freiheit geprägt sein sollte. Er reiste zweimal nach Deutschland, um Werbung für sein Projekt zu machen. So predigte er 1677 unter anderem in Kriegsheim bei Worms, wo sich Mennoniten und Quäker niedergelassen hatten.<sup>15</sup> Die Gelegenheit zur Verwirklichung von Penns Plänen ergab sich, als König Karl II. ihm als Bezahlung einer hohen Geldschuld ein riesiges Stück Land in Nordamerika vermachte. In englisch- und deutschsprachigen Werbeschriften machte der Quäker potentielle Siedler mit seinem „Holy Experiment“ bekannt. Der von dem Projekt begeisterte Jurist Franz Daniel Pastorius entschied sich zur Auswanderung und fand eine Gruppe von Mennoniten und Quäkern im niederrheinischen Krefeld, die sich ihm anschlossen. Pastorius

und 13 Familien erreichten am 16. August 1683 Philadelphia mit dem Schiff „Concord“.<sup>16</sup> Die kleine Gruppe ließ sich in der Nähe der Hauptstadt Philadelphia nieder, wo sie Germantown gründete. Bald folgten ihnen 50 weitere Familien, unter anderem aus Kriegsheim, so dass Germantown bereits 1691 zur Stadt ernannt wurde. Zahlreiche Einwanderer waren Weber, und so bildete sich bald eine woll- und tuchverarbeitende Industrie heraus, die qualitätvolle Produkte herstellte, wie man sie sonst nur aus England importieren konnte.

Die Nachricht von dem „heiligen Experiment“ in Pennsylvania verbreitete sich rasch in Deutschland. In den nächsten Jahrzehnten fanden besonders Angehörige verfolgter religiöser Gruppen dort eine Zuflucht.<sup>17</sup> Seit 1710 sind dort Schweizer Mennoniten nachweisbar, denen bald zahlreiche Pfälzer Glaubensgenossen folgten, Dunkerbaptisten kamen erstmals 1719 ins Land, Schwenkfelder 1734 und ein Jahr später die Mährischen Brüder. Die große Mehrheit der Deutschen in Pennsylvania war jedoch lutherisch oder reformiert. Katholiken fanden im 18. Jahrhundert nur selten den Weg in das protestantisch geprägte britische Nordamerika. Sie bevorzugten stattdessen Ungarn und andere habsburgische Ländereien Südosteuropas.

In den folgenden Jahrzehnten kam es zu einer kontinuierlichen Auswanderung aus dem südwestdeutschen Raum, die in unterschiedlicher Intensität bis zum Unabhängigkeitskrieg anhielt.<sup>18</sup> Die Quäkerkolonie Penns wurde zum weitaus wichtigsten Anlaufpunkt in Amerika. Zwischen 1727 bis 1740 registrierten die Hafenbehörden von Philadelphia 80, in den kommenden 15 Jahren 159 Schiffe mit deutschen Immigranten. Nach einer Unterbrechung durch den Siebenjährigen Krieg erreichten 88 weitere Schiffe Philadelphia. Die in Schüben verlaufende Auswanderung fand zwischen 1749 und 1754 ihren Höhepunkt.<sup>19</sup> Allein 1749 trafen 7000 Passagiere aus Deutschland ein. Dies führte zu Überfremdungsängsten unter der englischen Bevölkerung Pennsylvanias, denen Benjamin Franklin 1751 mit

einer drastischen Tirade gegen die integrationsresistenten „Pfälzer Bauernlümmel“ (Palatine Boors) Ausdruck verlieh.<sup>20</sup> Insgesamt betrug der Gesamtanteil der Deutschstämmigen bei der ersten US-Volkszählung im Jahr 1790 ein knappes Zehntel (8,6 %). Pennsylvania wies mit 33 % den weitaus höchsten Wert auf, gefolgt von Maryland (12 %), New Jersey (9%) und New York (8%). Kleinere Kontingente fanden sich in den Südstaaten und den jungen Siedlungen westlich der Appalachen.<sup>21</sup>

### **Die Bedingungen der Reise – das ‚Redemptioner-System‘**

Stimuliert wurden viele Auswanderungen nicht nur durch Berichte ausgewanderter Verwandte und Freunde, auch so genannte „Neuländer“ trugen das ihre bei. Diese illegal arbeitenden Werber zogen durch die Dörfer und beredeten im Auftrag von Reedern in Rotterdam oder London Menschen zur Auswanderung.<sup>22</sup> Sie schilderten das Leben in Amerika in den leuchtendsten Farben, was oft auf große Resonanz bei Menschen stieß, die in armseligen Verhältnissen lebten. Die Wegzüge fanden meist in Gruppen statt. Oft wanderten ganze Großfamilien aus. Die Reise war überaus beschwerlich und langwierig. Schon bei der Ankunft in Rotterdam, oft erst nach vier bis sechs Wochen, waren viele Auswanderer mittellos. Um die Überseeereise zu finanzieren, verdingten sich die meisten Emigranten als so genannte ‚Redemptioner‘.<sup>23</sup> Dies bedeutete, dass die Passagiere sich nach der Ankunft in Amerika verpflichteten, mehrere Jahre ohne Bezahlung für einen Dienstherrn zu arbeiten. Im Gegenzug bezahlte dieser dem Kapitän das Geld für die Überfahrt.

Die sechs- bis achtwöchige Reise nach Amerika erfolgte oft unter katastrophalen Bedingungen. In Rotterdam und anderen Häfen wurden die Passagiere in das Zwischendeck von Segelschiffen eingezwängt, die für den Transport von Waren – nicht von Menschen – ausgelegt waren. Dies führte zu einer großen physischen und psychischen Belastung der Auswan-

derer. Mangel an Frischluft, unzureichende Hygiene und verdorbene Lebensmittel führten oft zu Krankheiten, die mitunter tödlich endeten. Ein anschauliches Bild der Zustände an Bord bot der Württemberger Gottlieb Mittelberger im Jahr 1750. Auf seinem Schiff starben 32 Kinder, deren Leichen ins Meer versenkt wurden, und er fuhr fort: „Während der Seefahrt aber entsteht in denen Schiffen ein Jammervolles Elend, Gestank, Dampf, Grauen, Erbrechen, mancherley See-Krankheiten, Fieber, Ruhr, Kopfweh, Hitzen, Verstopfungen des Leibes, Geschwulsten, Scharbock, Krebs, Mundfäule, und dergleichen, welches alles von alten und sehr scharf gesalzenen Speisen und Fleisch, auch von dem sehr schlimmen und wüsten Wasser herrühret, wodurch sehr viele elendiglich verderben und sterben. ... Dieser Jammer steigt alsdann aufs höchste, wann man noch 2 bis 3 Tag und Nacht Sturm ausstehen muß ..., dass man glaubt samt Schiff zu versinken ... und die so eng zusammen gepackte Leute in den Bettstätten dadurch übereinander geworfen werden, Kranke wie die Gesunde; ... manches seufzet und schreyet: Ach! wäre ich wieder zu Hause und läge in meinem Schweinestall“.<sup>24</sup>

Nach der Ankunft im „gelobten Land“ wurden die meisten Einwanderer, wie erwähnt, vom Kapitän an Dienstherren übergeben. Familien wurden oft auseinander gerissen und fanden mitunter nie mehr zusammen. Diese Zustände herrschten bis in das frühe 19. Jahrhundert. Das System war grausam, aber es hatte auch seine positiven Seiten. Viele Einwanderer hätten sich ansonsten nie die Reise nach Amerika leisten können und wären in Europa im Elend verblieben. Das Abhängigkeitsverhältnis gab den Einwanderern zudem die Chance, sich in ihrer neuen Umgebung zurechtzufinden, bevor sie im fremden Land auf sich selbst gestellt waren. Die verkauften Einwanderer wurden meist recht gut behandelt, schon weil ihre Arbeitgeber Furcht vor Flucht hatten. Das Gesetz gewährte den ‚Redemptioners‘ Rechte, und nach dem Ende ihrer Dienstzeit erhielten sie eine Abfindung. Seit 1764

leistete zudem die Deutsche Gesellschaft von Philadelphia deutschen Immigranten, die in Not geraten waren, materielle und juristische Hilfe.<sup>25</sup>

### **Siedlungsweise und ethnischer Zusammenhalt**

Frühe Einwanderer in Pennsylvania waren oft in Germantown zu finden, wo neben der Weberei bald andere wichtige Betriebe entstanden, wie eine Druckerei und eine Papiermühle. Handwerker und Kaufleute ließen sich in Philadelphia und anderen Städten wie Lancaster oder York nieder. Die meisten deutschen Immigranten waren jedoch in der Landwirtschaft tätig und bevorzugten Ländereien westlich von Philadelphia. Ihr Siedlungsgebiet erstreckte sich von Germantown über die Counties (Bezirke) York, Cumberland, Northampton, Dauphin, Lehigh, Lebanon und später Centre und Adams. Weitere Siedlungen wurden auch in anderen Kolonien gegründet, vor allem im Shenandohtal in Maryland und in Virginia. Da sich die Einwanderer oft an der Siedlungsgrenze niederließen, kam es zur Bildung relativ geschlossener deutscher Siedlungsgebiete. Viele Immigranten kauften große fruchtbare Ländereien, die sie teils an Nachziehende veräußerten, und erwarben sich nach großen anfänglichen Strapazen relativen Wohlstand. Die Siedlungsweise unterschied sich deutlich von der in Deutschland. Man lebte auf seinem Farmland, geschlossene Bauerndörfer waren kaum zu finden.

Die Deutschen genossen in der Kolonialzeit den Ruf als fleißige, sparsame und geschickte Bauern, die mehr auf ihr Land und ihr Vieh achteten als auf ihren Komfort.<sup>26</sup> Dennoch waren sie in der Kolonialzeit nicht wesentlich wohlhabender als andere Gruppen. Deutsche legten großen Wert auf die Verbesserung der Landwirtschaft. Nach der Rodung des Urwaldes verbrannten sie die Stümpfe und Wurzeln gefällter Bäume und ließen sie nicht verrotten, was die Urbarmachung beschleunigte. Auch bauten sie große Scheunen, die als ‚Pennsylvania Barns‘ von anderen Siedlergruppen spä-

ter auch in anderen Teilen Nordamerikas kopiert wurden. Das Ziel vieler deutscher Siedler war es, das Land innerhalb der Familie zu belassen. Besitzteilungen wurden dadurch verhindert, dass einige Kinder in neue Siedlungsgebiete geschickt wurden und Land vor Ort für andere gekauft wurde. Dadurch wurden die deutschen Siedlungen stabil, viele Farmen blieben über Jahrhunderte in Familienbesitz, während Engländer und Iroschotten sich oft nur für einige Zeit in einer Gegend aufhielten und danach weiter zogen.

Die religiöse Betreuung der meisten Auswanderer war in der frühen Zeit unzureichend. Da nur wenige deutschsprachige lutherische und reformierte Pastoren in Pennsylvania Seelsorge ausübten, sahen Missionare der Mährischen Brüder seit 1734 dort ein lohnendes Betätigungsfeld.<sup>27</sup> Es handelte sich dabei um eine ökumenische pietistische Bewegung, in deren Mittelpunkt der Theologe und Gründer der Herrnhuter Brüdergemeine Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf stand. Die Mährischen Brüder ließen sich in Bethlehem, Nazareth und Lititz nieder und wurden von den Siedlern wohlwollend aufgenommen. Lutherische und reformierte Geistliche fühlten sich dadurch alarmiert und bemühten sich, mehr Pfarrer ins Land zu holen. Zum Aufbau eines geordneten Kirchenwesens entsandte die pietistische lutherische Missionsgesellschaft von Halle 1742 Heinrich Melchior Mühlenberg, die reformierte Kirche 1746 den Schweizer Michael Schlatter. 1741 hatte es nur vier ordinierte Pfarrer für 15000 reformierte Kolonisten gegeben und sogar nur drei für eine wahrscheinlich ebenso hohe Zahl an Lutheranern. 1765 hatte sich die Lage etwas gebessert. Damals betreuten rund 15 reformierte Pfarrer ungefähr 40 Gemeinden, eine ebenso große Zahl lutherischer Gemeinden hatte sich der von Mühlenberg gegründeten Synode angeschlossen. Vielerorts wurden Kirchengebäude von beiden Denominationen genutzt, was vielen pfälzischen Siedlern aus ihrer alten Heimat vertraut war.

Das Schulwesen befand sich ebenfalls in kirchlicher Hand. Vielerorts gab es keine Schulen, dennoch widersetzten sich die Deutschen in kolonialer Zeit hartnäckig den Bestrebungen der British Society for the Propagation of Christian Knowledge, die englischsprachige Schulen unter den Deutschen einrichten wollte, deren Besuch frei war. Ähnliche Ängste vor Sprachverlust, Säkularisierung, Schulpflicht und höherer Besteuerung führten später dazu, dass die Pennsylvaniadeutschen sich 30 Jahre lang vehement gegen die Schließung ihrer Pfarrschulen wehrten, nachdem Pennsylvania 1834 ein öffentliches Schulsystem eingeführt hatte.

Der ethnische Zusammenhalt wurde nicht nur in Kirche und Schule gewahrt. Die Anzahl der Lesekundigen war groß genug, um einen Markt für Bücher und Zeitungen zu schaffen. Zwischen 1732 und 1800 erschienen zumindest zeitweise nicht weniger als 38 deutschsprachige Zeitungen.<sup>28</sup> Die bedeutendste hiervon wurde von Johann Christoph Saur (\* um 1695 Ladenburg bei Heidelberg) in Germantown gedruckt, der 1739 die erste rein deutschsprachige Druckerei Amerika eröffnete.<sup>29</sup> Zeitweise 4000 Leser in den Kolonien versorgte er in seinem Blatt „Pennsylvanischer Geschichts-Schreiber“ mit einer Mischung von religiösen und weltlichen Ratschlägen, politischen Kommentaren und Anzeigen. 1743 druckte Saur die erste Bibel in der Neuen Welt. Erst vier Jahrzehnte später wurde in den Vereinigten Staaten die erste englische Ausgabe gedruckt. Außer Saur veröffentlichten auch andere deutsche Drucker Pennsylvanias Almanache, religiöse Schriften und politische Traktate, die weite Verbreitung fanden.

### **Ephrata Cloister: geistiges und kulturelles Zentrum der Deutschen in Pennsylvania**

Eines der wichtigsten kulturellen Zentren, nicht nur pfälzisch-deutscher Immigranten in Pennsylvania, sondern des kolonialen Nordamerika überhaupt, war das Kloster Ephrata in Lancaster County, 60 Kilometer westlich von Philadelphia.<sup>30</sup> Es handel-

te sich hierbei um eine 1735 gegründete Gemeinschaft radikaler deutscher Pietisten, die unter der Leitung des Bäckergehilfen Johann Conrad Beissel aus Eberbach am Neckar sowie des aus Alsenborn ausgewanderten reformierten Pfarrers Johann Peter Müller den Versuch unternahmen, „der im aufgeklärten Europa bedrängten monastischen Lebensform eine letzte Freistatt zu sichern“.<sup>31</sup>

Der Einflusskreis des in der Wildnis von Pennsylvania lebenden charismatischen Ordensgründers Conrad Beissel erstreckte sich bald bis in die alte Heimat. Berichte an seinen in Gimsheim am Altrhein (nördlich von Worms) wohnhaften Bruder führten dort in den frühen 1740er Jahren zur Bildung einer Erweckungsbewegung, der zeitweise ein beträchtlicher Teil der protestantischen Bevölkerung des Dorfes angehörte. Wachsende Spannungen mit der Obrigkeit und dem Dorfpfarrer sowie die sich in den 1740er Jahren dramatisch verschlechternde wirtschaftliche Situation führten dazu, dass 90 Erweckte – immerhin ein Achtel der Bevölkerung – in den Jahren 1749 und 1751 nach Nordamerika auswanderten. Ihre Überfahrt wurde zumindest teilweise vom „Orden der Einsamen“ in Ephrata finanziert, obwohl sich nicht alle Einwanderer dort niederließen.

Die Mitglieder des „Ordens der Einsamen“ strebten nach einem spartanischen Leben in absoluter Frömmigkeit. Die meisten Mitglieder lebten zölibatär. Gottesdienste wurden mehrmals täglich gefeiert, der Rest des Tages wurde mit Arbeit verbracht. Die Gemeinschaft war weithin autark. Sie verfügte über eine eigene Farm und betrieb Säge-, Getreide-, Öl- und Walkmühlen. Ebenso stellten die Mitglieder ihre eigenen Stoffe und Schuhe her, und es wurden Körbe geflochten. Die Schwestern kopierten Musikhandschriften und widmeten sich der Kalligraphie, Stickerarbeiten und dem Spinnen. Eine besondere zivilisatorische Leistung war die seit 1742 von den Brüdern unterhaltene Druckerei. Das Papier und andere für den Buchdruck benötigte Materialien wurden sämtlich selbst hergestellt. In einer

Ölmühle wurde Flachssamen zu Tinte verarbeitet und in einer Gerberei das Leder für die Bucheinbände hergestellt. Die Brüder druckten zum einen religiöse Schriften für den Eigenbedarf. Ihr bedeutendstes Werk, das zugleich die größte Druckleistung im kolonialen Nordamerika darstellt, war jedoch der 1748/49 publizierte großformatige „Martyrer-Spiegel der Tauffs-Gesinneten“, den Johann Peter Müller im Auftrag mennonitischer Gemeinden aus dem Niederländischen ins Deutsche übersetzt hatte.<sup>32</sup> Der Theologe Müller, seit 1768 Beissels Nachfolger, zählte zu den gelehrtesten Männern im damaligen Pennsylvania. Er war Mitglied der American Philosophical Society und mit Benjamin Franklin befreundet. 1786 veröffentlichte Müller unter dem Pseudonym Agrippa das „Chronicon Ephratense“, die wichtigste historische Quelle zum Kloster Ephrata, das damals bereits im Niedergang begriffen war.

Auch die Chormusik wurde in Ephrata gepflegt. Die von Conrad Beissel komponierten Chorwerke wurden in den Gottesdiensten ohne instrumentale Begleitung aufgeführt. Die Texte entstammten der Bibel oder eigener Dichtung. Den eigenwilligen Kompositionsstil seiner vier- bis siebenstimmigen Sätze mit langen hohen Tönen ohne eingängige Melodie und Rhythmus erklärte Beissel damit, dass er sie den himmlischen Heerscharen nachempfunden habe. In der Singschule des Klosters wurde eine besondere Singtechnik hierfür eingeübt.

### **Akkulturation und Assimilation**

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts spielten die zunehmend selbstbewussten, gut informierten und wohlhabenden Deutschen eine bedeutende politische Rolle, obwohl sie sich selten einig waren.<sup>33</sup> In Pennsylvania bedeutete dies, dass pazifistische Gruppen wie die Mennoniten gemeinsam mit den Quäkern gegen Wehrausgaben protestierten, während die meisten Deutschen, die oft an der Siedlungsgrenze lebten, mit den englischen Gegnern der Quäker sich während des French and Indian War (1754–1763) für Steuern zur Unterhaltung von



Der Blutige Schau Platz oder Märtyrer Spiegel, Ephrata in Pensylvanien 1748, Slg. H. Schmahl

Truppen aussprachen. Das gleiche Verhaltensmuster fand sich auch später im Revolutionskrieg. Während die Mennoniten für Neutralität plädierten, standen die meisten übrigen Deutschen auf der Seite der aufständischen Kolonisten.

Die deutsche Einwanderung kam mit der Revolution praktisch zum Stillstand und war auch nach der Unabhängigkeit der USA mehrere Jahrzehnte gering. Der Grund hierfür war, dass der transatlantische Verkehr durch verschiedene kriegerische Ereignisse stark beeinträchtigt war. Während dieser Zeit, als kaum noch Neueinwanderer kamen, schritten in den Städten und Gebieten, in denen Deutschstämmige nicht die Bevölkerungsmehrheit stellten, Akkulturation und Assimilation rasch voran. Sogar vor der Revolution hatten viele Bewohner Germantowns Englisch als Verkehrs- und

Kirchensprache übernommen und es kam zu einer wachsenden Zahl interethnischer Ehen.<sup>34</sup> Städtische Kirchen führten relativ bald Englisch als Gottesdienstsprache ein. Sogar in Lancaster, das im Zentrum eines ländlichen deutschen Siedlungsgebietes lag, wurden 1815 englischsprachige Gottesdienste eingeführt, obwohl bis 1851 auch auf Deutsch gepredigt wurde. Ein ähnlicher, jedoch langsamer Prozess vollzog sich in den ländlichen Siedlungen außerhalb Pennsylvanias von New York bis Georgia, so dass bis zum Bürgerkrieg die in der Kolonialzeit gegründeten Kirchengemeinden den Übergang zum Englischen vollzogen hatten. Lediglich in ländlichen Gebieten Pennsylvanias, wo die Deutschen die ersten Siedler gewesen waren und durch den Wegzug der Iroschotten oft die Notwendigkeit entfallen war, Englisch zu

lernen, entwickelte sich eine stabile ethnische Kultur. Dennoch führten englische Einflüsse mitunter auch in diesem Raum dazu, dass Familiennamen angliisiert wurden. Oft ist der deutsche Ursprung noch zu erkennen wie bei Stouffer (Stauffer), Penny-packer (von Pfannebecker), Keifer (von Kiefer), Rodenbough (Rodenbach), Harbaugh (von Herbach), bei anderen ist er schwieriger auszumachen, z.B. bei dem mennonitischen Familiennamen Krehbill, der zu Grebill, Grabkill und schließlich Graybill wurde. Bei den Familiennamen Doverspike und Germantown würde man ebenfalls bei erster Betrachtung nicht auf einen deutschen Ursprung schließen. Dennoch handelt es sich um die noch im 18. Jahrhundert erfolgten Anglisierungen der Familiennamen Daubenspeck (aus Freinsheim) und GERMENDING (aus Flomborn).

Die Pennsylvaniadeutschen waren in einem ländlichen Gebiet, das größer als die Schweiz ist,<sup>35</sup> so zahlreich, dass sich eine eigenständige Kultur herausbildete. Sprache, Essen, Architektur, Volkskunst, Feste und andere Bereiche stellten eine Verschmelzung deutscher Traditionen mit englisch-amerikanischen Elementen dar. Diese Kultur ist in Amerika auch unter dem irreführenden Namen ‚Pennsylvania Dutch Culture‘ bekannt. Dutch bezieht sich hier nicht auf die englischsprachige Bezeichnung für die Niederlande, sondern auf den frühneuzeitlichen englischen Begriff, der alles Deutsche damit umfasste.

Das Pennsylvania German, ein Dialekt mit pfälzischen, schwäbischen, schweizerischen und englischen Elementen (näheres hierzu im Aufsatz von Michael Werner in diesem Band), ist neben dem Englischen, dem Spanischen und dem Kreolischen die einzige Sprache mit europäischen Wurzeln, die sich über mehrere Jahrhunderte behauptet hat. Es wird heute hauptsächlich noch von den Angehörigen amischer Gruppen verwendet, Täufer, die für ihre traditionelle Lebensweise bekannt sind. Obwohl den Pennsylvaniadeutschen oft ihre Starrköpfigkeit und konservative Grundhaltung vorgeworfen wurden, haben einige ihrer In-

novationen sich allgemein durchgesetzt. So ist der klassische, aus zahlreichen Western bekannte Planwagen (Conestoga Wagon) in Lancaster aus dem aus Deutschland bekannten Bauernwagen entwickelt worden.<sup>36</sup> Dieses Fahrzeug trug maßgeblich zur Kolonisierung der westlichen Teile Nordamerikas bei. Pennsylvanischdeutschen Ursprungs ist ebenfalls ein Wetterritual, das durch die Filmkomödie „Und täglich grüßt das Murmeltier“ (Groundhog Dog, 1993) auch in Deutschland bekannt wurde. Am 2. Februar jedes Jahres (Lichtmess) wird in Punxsutawney traditionell eine Vorschau über das Fortdauern des Winters getroffen.<sup>37</sup> Hierzu wird öffentlich ein Waldmurmeltier zum ersten Mal im Jahr aus seinem Bau gelockt. Wenn Punxsutawney Phil seinen Schatten sieht, soll der Winter noch weitere sechs Wochen dauern.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts entwickelte sich als kennzeichnendes Element der pennsylvanischdeutschen Kunst die Frakturmalerei.<sup>38</sup> Nach europäischen Vorbildern zeichneten insbesondere Schul- und Hauslehrer Taufscheine, Haussegens- und Besitzvermerke in Büchern, die sie mit Vögeln, Herzen, Engeln und Tulpen verzierten. Im 19. Jahrhundert wurden gedruckte Formulare von Taufscheinen gebräuchlich, die nur noch ausgefüllt und koloriert werden mussten. Frühe handgemalte Frakturen, etwa aus dem Kloster Ephrata, zählen heute zu der am höchsten bezahlten Volkskunst Nordamerikas.



## Teil II: Die Auswanderung im 19. Jahrhundert

### Verlauf und Umfang

Im 19. Jahrhundert entwickelten sich die Vereinigten Staaten, das „Land der Freiheit“, zum weitaus beliebtesten Ziel deutscher Einwanderer. Im Gegensatz zu Deutschland, das bei eher geringen Ressourcen einen Überschuss an Arbeitskräften hatte, mangelte es in den rasch emporstrebenden USA an arbeitsfähigen Menschen. Darüber hinaus übte die Neue Welt eine starke Anziehungskraft vor allem auf junge Menschen aus. Ihr Wissensstand war oft spärlich, umso phantasievoller stellten sich viele eine „goldene Zukunft“ in den Vereinigten Staaten vor. Zwischen 1820 und 1930 ließen sich dort rund 90% der rund sechs Millionen deutschen Immigranten nieder.<sup>39</sup> Sie gehörten zu den größten Einwanderergruppen. Andere Länder wie Brasilien, Argentinien, Australien, Algerien und Rußland standen nur zeitweise im Zentrum des Interesses deutscher Auswanderer, vor allem, wenn Werbung für diese Gebiete betrieben wurde oder die Vereinigten Staaten vom Bürgerkrieg oder von Wirtschaftskrisen betroffen waren.

Erstmals setzte die Auswanderung im „Hungerjahr“ 1817 in nennenswertem Ausmaß ein. Als Missernten zu stark gestiegenen Getreidepreisen und Hungerskrisen führten, übersiedelten rund 20.000 Menschen nach Osteuropa bzw. in die Vereinigten Staaten.<sup>40</sup> Wie nicht anders zu erwarten, war vor allem der südwestdeutsche Raum betroffen, wo im Gegensatz zu anderen Regionen Deutschlands Fernwanderungen eine lang etablierte Tradition hatten.

In den 1820er Jahren blieb die Auswanderung nach Nordamerika gering, statt dessen wanderten zahlreiche Bauern und Handwerker aus dem Hunsrück und seinen Nachbargebieten in das seit 1822 unabhängige südamerikanische Kaiserreich Brasilien aus, das eine eifrige Werbetätigkeit entfaltete.<sup>41</sup> Anhaltende Wirtschaftskrisen führten seit den frühen 1830er Jahren zu einem kontinuierlichen Anwachsen

der Auswanderung.<sup>42</sup> Spitzenwerte mit jeweils einer Million Emigranten wurden 1846–1857 und 1864–1873 erreicht. Nach der Reichsgründung, zwischen 1880 und 1893, gingen sogar mehr als 1,8 Millionen Deutsche in die USA. Das Gebiet des heutigen Rheinland-Pfalz war vor allem von den ersten beiden Auswanderungswellen betroffen, während es sich bei den Wegzügen im Kaiserreich vorwiegend um Angehörige unterbäuerlicher Schichten aus dem ostelbischen Raum handelte, wo sich zuvor die Auswanderungslust in engen Grenzen gehalten hatte.<sup>43</sup> Nach 1890 spielte die Amerikaauswanderung reichsweit keine große Rolle mehr, da aufgrund der fortgeschrittenen Industrialisierung ein größeres Arbeitsplatzangebot bestand.

### Wirtschaftliche und soziale Hintergründe

Für den deutschen Massenexodus des 19. Jahrhunderts waren ebenso wie im Jahrhundert zuvor die misslichen wirtschaftlichen Verhältnisse von Kleinbauern, Gewerbetreibenden und Handwerkern verantwortlich, die durch Ernteausfälle und Teuerungskrisen oft prekäre Ausmaße annahmen. Eine entscheidende Rolle spielte hierbei das rasche Bevölkerungswachstum, das spätestens seit der französischen Zeit zu beobachten war. So stieg die Bevölkerung Rheinhessen zwischen 1816 und 1834 von 158.035 auf 205.320, was einer Zunahme von 29% innerhalb einer Generation entsprach.<sup>44</sup> Ein gleich hohes Wachstum war in der benachbarten Rheinpfalz zu verzeichnen, wo 1816 430.410 Menschen lebten, 1834 jedoch bereits 554.932.<sup>45</sup> Diese Entwicklung war auf eine Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion und eine durch verbesserte medizinische Betreuung gesunkene Sterberate zurückzuführen.<sup>46</sup> Die in den meisten Landesteilen verbreitete Realteilung, die alle Erben gleichstellte, war von der napoleonischen Gesetzgebung bestätigt worden, und führte aufgrund des steigenden Bevölkerungsdrucks in den kommenden Jahrzehnten zu einer bedenklichen Aufsplitterung der landwirtschaftlichen Nutzfläche.<sup>47</sup> Bereits in 1817 entfie-

len auf jeden ländlichen Haushalt Rhein Hessens durchschnittlich 3-4 ha Grundbesitz. Knapp zwei Jahrzehnte später hatte die Besitzersplitterung noch besorgniserregendere Ausmaße angenommen. 1834 bewirtschafteten in Alsheim bei Worms 41%, in Gau-Odernheim 76%, im Mombach bei Mainz gar 86% der landwirtschaftlichen Betriebe unter 2,5 ha Feld. In Orten, wo Weinbau oder andere Sonderkulturen eine Rolle spielten, boten solch kleine Betriebe oft ein ausreichendes Familieneinkommen, in reinen Ackerbaugemeinden jedoch nicht. Viele Kleinbauern arbeiteten daher im Tagelohn oder als Handwerker.

Neben der Realteilung führten einige Er rungenschaften aus französischer Zeit, die auch nach 1815 als so genannte „Rheinische Institutionen“ Fortbestand hatten, zu einer Verschärfung der wirtschaftlichen und sozialen Lage.<sup>48</sup> Aufgrund der Gewerbefreiheit waren zahlreiche Handwerksberufe überbesetzt, insbesondere in der Textilindustrie, die unter englischen Billigimporten sowie unter der zunehmenden Mechanisierung zu leiden hatte. Viele Kleinbauern und Handwerker mussten sich als Tagelöhner oder Saisonarbeiter verdingen. Bis zur Gründung des Deutschen Zollvereins 1834 stellten die Binnenzölle ein großes Hemmnis für den Export von Wein, Getreide und anderen Produkten in andere deutsche Staaten dar.

Zu einer weiteren Verschlechterung der sozialen Lage breiter Bevölkerungsschichten kam es in den 1840er und 1850er Jahren, dem Zeitalter des „Pauperismus“ (lateinisch *pauper* = Armer).<sup>49</sup> Nach den Missernten der Jahre 1846 und 1853 kletterten die Preise für Grundnahrungsmittel wie Brot und Kartoffeln um ein Vielfaches. In vielen Gegenden kam es zu Hungersnöten, die durch staatliche Maßnahmen wie die verbilligte Abgabe von Lebensmitteln an Bedürftige oder Bauprojekte kaum gelindert werden konnten.<sup>50</sup> Ein Indiz für die große Armut, die vielerorts herrschte, sind die Abschiebeaktionen zahlreicher Gemeinden. Manche Dorfvorstände versuchten in den Jahren um 1850, die Last der Armenun-

terstützung von sich abzuwenden, indem sie zahlreiche unbemittelte Familien auf ihre Kosten nach Amerika schickten und für ihre Schulden aufkamen.<sup>51</sup> Auf diese Weise wurden die rheinhessischen Altrheingemeinden Gimbsheim und Eich in den Jahren zwischen 1848 und 1851 226 bzw. 168 Personen los. Die kleine Gemeinde Sespenroth im Gelbachtal in der Nähe von Montabaur löste sich gar 1853 auf, nachdem ihre sämtlichen 48 Bewohner ihren Besitz verkauft hatten und nach Milwaukee ausgewandert waren.<sup>52</sup> Zur gleichen Zeit zog fast die gesamte Einwohnerschaft des 85 Seelen zählenden Weilers Allscheid im Kreis Daun in die USA.<sup>53</sup> Auch die wesentlich größere pfälzische Gemeinde Schopp (südlich von Kaiserslautern) trug sich 1852 mit dem Gedanken einer vollständigen Übersiedlung nach Nordamerika, was jedoch von der Kreisregierung in Speyer abgelehnt wurde.<sup>54</sup>

### **Sonstige Auswanderungsgründe**

Wirtschaftliche Faktoren stellten den wichtigsten, aber nicht einzigen Grund für Auswanderungen dar. Politische Motive, insbesondere Unzufriedenheit über die obrigkeitsstaatlichen Verhältnisse, spielten mitunter auch eine wichtige Rolle, insbesondere bei den Auswanderungsbewegungen nach dem Hambacher Fest 1832 und nach der gescheiterten Revolution von 1848.<sup>55</sup> Zwar betrug die Zahl der „Achtundvierziger“ lediglich ein Hundertstel der deutschen Immigranten in den 1850er Jahren, es handelte sich bei ihnen jedoch um Angehörige einer bildungsbürgerlichen Elite, die in den USA einen „kaum zu überschätzenden Einfluss auf die deutschamerikanische Presse und Politik“<sup>56</sup> gewann. Die große Bedeutung, die diesem Personenkreis heute in der rheinland-pfälzischen Erinnerungskultur beigemessen wird, ist darauf zurückzuführen, dass es relativ viele der Emigranten vermochten, wichtige Positionen im wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Leben der Vereinigten Staaten zu bekleiden.

Auch religiöse Motive spielten im 19. Jahrhundert für die Auswanderung aus dem



Emigrations vers l'Ouest, kolorierter Stahlstich, um 1850, Slg. R. Paul

heutigen Rheinland-Pfalz keine nennenswerte Rolle mehr. Allenfalls während des Kulturkampfes in den 1870er Jahren war mancherorts unter Katholiken eine erhöhte Wegzugsbereitschaft zu verzeichnen.<sup>57</sup> Die häufige Auswanderung von Juden dürfte aufgrund ihrer aus napoleonischer Zeit herrührenden Emanzipation hauptsächlich nicht auf religiöse, sondern ökonomische Motive zurückzuführen sein. Einige Juden aus Rheinland-Pfalz gelangten in Amerika zu Berühmtheit, wie der Bankier und Politiker Aron (August) Belmont aus Alzey. Neben den bereits erwähnten Ursachen gab es noch eine Reihe persönlicher Motive, die Menschen bewogen, sich von der Heimat zu lösen. Furcht vor Strafverfolgung, Abenteuerlust, mehrjähriger Militärdienst und Streit mit Angehörigen gehören ebenso dazu wie der Schritt entlassener Strafgefangener oder auch lediger Mütter, den sozialen Makel durch Auswanderung von sich zu streifen.<sup>58</sup>

### Die Reise – Haltung des Staates zu Auswanderungen

Auch im 19. Jahrhundert war die Entscheidung zur Auswanderung ein schwerwiegender Schritt, der gut überlegt und vorbereitet sein musste. Meist parallel zur Beantragung einer Auswanderungserlaubnis veräußerten die Wegziehenden ihren Besitz und schlossen mit einem Agenten einen Vertrag, der ihre Seereise regelte.<sup>59</sup> Die Beförderung von Auswanderern war im 19. Jahrhundert ein lukratives Geschäft. Alle bedeutenden deutschen, französischen, niederländischen, belgischen und englischen Reedereien waren an ihr beteiligt.<sup>60</sup> Mainz, Koblenz und seit der Jahrhundertmitte auch Ludwigshafen waren aufgrund ihrer günstigen Verkehrslage Sitz zahlreicher in- und ausländischer Schiffsagenturen. Den bedeutendsten Anteil an der Auswanderungsbeförderung hatte zeitweise die 1845 in Mainz gegründete Agentur des Engländer Washington Finlay, der Vertre-



HAVRE

Aus A. Roussin's 2. Bde. 2te H. 25. Bild.

Lith. von J. V. G. J. G.

Havre, Stahlstich um 1850, Bibl. Inst. Hildesheim, Inst. für Pfälzische Geschichte und Volkskunde

ter der amerikanischen Paketschiffe von Le Havre nach New York und New Orleans war. Wegen der großen Nachfrage zählte sein Unternehmen schon bald 66 Unteragenturen in Süddeutschland und im Rheinland. Meist waren die Unteragenten Handelsleute oder Wirte, die wie ihre Auftraggeber intensiv Werbung in Zeitungen und Anzeigebältern betrieben. Da es immer wieder zu Übervorteilungen und betrügerischer Werbung kam, wurden den Auswanderungsagenturen von staatlicher Seite strenge Auflagen für ihren Geschäftsbetrieb erteilt. Dem Schutz dieser Emigranten dienten diese Verordnungen nur bedingt, denn sie konnten Prellereien im Ausland nicht Einhalt gebieten.

Die Einstellung der einzelnen deutschen Staaten gegenüber der Auswanderung war unterschiedlich. Zwar war in allen Staaten des Deutschen Bundes das Recht auf Wegzug verbürgt, falls keine Verpflichtungen bzw. Verbindlichkeiten gegenüber dem Staat bzw. Privatpersonen bestanden. In den preußischen und bayerischen Gebieten von Rheinland-Pfalz befürchteten die Behörden seit den 1840er Jahren angesichts des Weggangs zahlreicher Arbeitskräfte und Militärpflichtiger eine Entvölkerung ganzer Landstriche, und sie warnten eindringlich vor den Risiken, die mit der Auswanderung verbunden waren.<sup>61</sup> Eine liberalere Haltung nahm hingegen die hessen-darmstädtische Regierung ein, die in der Auswanderung ein soziales „Überdruckven-

til“ sah. So bezeichnete Innenminister du Thil in den 1840er Jahren die rasch wachsende Bevölkerung als „das größte Übel, an welchem ein Staat leiden kann.“ Seiner Einschätzung nach „würde das Großherzogtum glücklicher sein, wenn es gegen 100.000 Einwohner weniger hätte“.<sup>62</sup>

### **Siedlungsverhalten rheinland-pfälzischer Einwanderer im 19. Jahrhundert**

Die Besiedlung der Vereinigten Staaten erfolgte im 19. Jahrhundert in atemberaubendem Tempo. Bis zum weitgehenden Abschluss der euroamerikanischen Landnahme – 1890 gab die Zensusbehörde bekannt, dass die USA vollständig besiedelt seien – folgten Deutsche der allgemeinen Westwärtsbewegung.<sup>63</sup> Die Masse ließ sich in den Nordatlantikstaaten sowie den westlich angrenzenden Gebieten nieder. Die wirtschaftlichen Zentren des Nordostens mit ihrem großen Bedarf an Arbeitskräften waren ebenso attraktiv wie das riesige fruchtbare Gebiet des Mittleren Westens, wo sie in Stadt und Land gleichermaßen zu finden waren. Zudem entsprach das Klima in diesem Teil der USA am ehesten mitteleuropäischen Verhältnissen.<sup>64</sup>

1870, nachdem die Auswanderung aus dem heutigen Rheinland-Pfalz ihren Höhepunkt überschritten hatte, lebten in den Staaten an der Atlantikküste rund 630.000 Deutschgebürtige bzw. 37% ihrer Volksgruppe.<sup>65</sup> Den weitaus größten Anteil hiervon hatte der Staat New York (317.000 Personen), wo jeder fünfte deutsche Einwanderer ansässig war. In der gleichnamigen Hafenmetropole bevölkerten sie ganze Bezirke (Little Germanies), und sie stellten auch einen Großteil der Bevölkerung der aufblühenden Industriestädte am Eriekanal wie Buffalo, Rochester und Syracuse. Pennsylvania blieb ebenfalls ein beliebtes Ziel deutscher Immigranten, dort betrug 1870 ihre Zahl 160.000 Personen. Der Anteil der dortigen deutschstämmigen Bevölkerung war jedoch bedeutend höher.

937.000 Personen, mehr als die Hälfte der deutschen Einwanderer, lebten 1870 im Mittleren Westen. In den bevölkerungs-

reichsten Staaten Illinois und Ohio stellten sie mit 204.000 bzw. 183.000 Einwanderern die zahlenmäßig stärksten Kontingente. Auch waren sie die größte ethnische Gruppe in wenig dicht besiedelten Landstrichen, vor allem im unteren Mittleren Westen. Aus den weiter nördlich gelegenen Staaten ragt Wisconsin heraus. 162.000 Deutschgebürtige prägten das dortige Bevölkerungsbild wesentlich deutlicher als ihre Landsleute in den Nachbarstaaten Iowa (66.000) und Michigan (64.000). Der westlich des Mississippi gelegene Staat Missouri mit der Stadt St. Louis wies mit 114.000 Deutschen ein weiteres beachtliches Kontingent auf.

Im Süden der Vereinigten Staaten ließen sich im 19. Jahrhundert nur wenige Deutsche nieder. 1870 lebte lediglich jeder zwanzigste Deutschgebürtige dort. Das dortige Klima schreckte viele Einwanderer ab, überdies gab es in vielen Gebieten angesichts der mit Sklaven betriebenen Plantagenwirtschaft wenig Bedarf an Immigranten. Ausnahmen bildeten lediglich Kentucky mit 30.000 Deutschen, insbesondere in den unmittelbar am Ohio gelegenen Bezirken, Texas (24.000) sowie Louisiana (19.000). In Texas stellten Auswanderer aus dem Westerwald und der Eifel starke Kontingente.<sup>66</sup> New Orleans, die Metropole Louisianas, wies eine große Kolonie pfälzischer Einwanderer auf, zu der u. a. der Gouverneur und Kongressabgeordnete Georg Michael Hahn (\* 1830 Landau) zählte. Noch seltener als in den Südstaaten waren Deutsche im Gebiet zwischen den Rocky Mountains und dem Pazifik anzutreffen. Lediglich Kalifornien wies mit 30.000 deutschen Immigranten 1870 eine beachtliche Zahl auf.

### **Wanderungsformen: Die Bedeutung der Kettenwanderung**

„[...] nur wenige Jahre vergingen, da drang aus den jungen Kolonien die Nachricht in das alte Vaterland, wie wohl es den einst Armen und Elenden im neuen Lande gehe, wie sie ein eigen Hab und Gut bewirtschafteten; wie sie mit jedem Axtschlag,

den sie führten, mit jeder Furche, die sie zogen, den mühsam errungenen Besitz befestigten; wie sie nicht mehr unter der Leitung von vornehmen Herren standen, sondern selbstdenkend und selbstbestimmend im freien Lande schalteten. Die Sehnsucht nach wirtschaftlicher, religiöser und in manchen Fällen politischer Selbstständigkeit hatte die ersten Pioniere in das Land gezogen. Nun, da sie ihr Ziel erreichten, folgte der Verwandte dem Verwandten, der Freund dem Freunde, der Nachbar dem Nachbar, der Landsmann dem Landsmann in das vielversprechende und viel haltende junge Land.<sup>67</sup>

Als Wilhelm Hense-Jensen diese Zeilen 1900 schrieb, hatte die deutsche Einwanderung weitgehend ihr Ende gefunden. Seine Charakterisierung zeigt trotz ihres erklärenden Grundtenors, dass die Auswanderung im 19. Jahrhundert oft keine Reise ins Ungewisse war. Viele Immigranten, insbesondere in neu besiedelten Gebieten, wo Land günstig zu erwerben war, suchten die Nähe von Landsleuten und ließen sich in Gruppenansiedlungen nieder.<sup>68</sup> Vielfach erhielten diese Settlements ihre Prägung durch Kettenwanderungen, die sich über Jahrzehnte hinzogen. Ein bekanntes Beispiel hierfür ist das östlich von St. Louis gelegene St. Clair County in Illinois.<sup>69</sup> In Belleville und Umgebung siedelten in den 1830er Jahren die angesehenen, aus Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen ausgewanderten pfälzischen Familien Engelmann und Hilgard. Ihnen folgten in den Jahrzehnten bis zum Bürgerkrieg zahlreiche weitere Immigranten aus der Pfalz und Rheinessen.

Andere umfangreiche Kettenwanderungen aus dem rheinland-pfälzischen Raum sind bisher kaum erforscht. Zu den wenigen dokumentierten Fällen gehört eine Serie von Auswanderungen aus rheinhessischen Dörfern nach Wisconsin in den Jahrzehnten vor dem amerikanischen Bürgerkrieg.<sup>70</sup> Diese Kettenwanderung wurde von Franz Neukirch ausgelöst, der sich 1839 in der Gegend von Milwaukee an der damaligen euroamerikanischen Siedlungsgren-

ze niederließ. Briefe des ehemaligen Försters animierten bereits ein Jahr später Bewohner seines langjährigen Wohnortes Guntersblum und der Nachbardörfer zur Übersiedlung nach Wisconsin. In den kommenden Jahren wurde das Gebiet zum bevorzugten Ziel zahlreicher Emigranten aus der Gegend zwischen Oppenheim, Wörrstadt und Alzey. In manchen Dörfern hielt die Auswanderung über ein Jahrzehnt an, mitunter wurden ganze Verwandtschaftskreise verpflanzt. Zunächst siedelten die Rheinessen vor allem nordwestlich von Milwaukee in Washington County, wo es ihnen in den 1840er Jahren gelang, ein relativ geschlossenes Siedlungsgebiet in vier Townships zu bilden. Viele Familien profitierten von günstigen Landverkäufen der amerikanischen Regierung. Als das Angebot an Regierungsland in Washington County knapp wurde, zogen neu ankommende Rheinessen seit 1847 in das rund 50 Kilometer nordöstlich gelegene Township Rhine in Sheboygan County. Landsleute, die zuvor einige Jahre in Germantown gelebt hatten, schlossen sich ihnen an, so dass Rhine den Charakter einer Tochterkolonie von Germantown erhielt. Auch in Milwaukee, der größten Stadt Wisconsins und anderswo ließen sich Rheinessen nieder. Um 1860 dürfte ihre Zahl im ganzen Staat rund 2000 Personen betragen haben.

### **Organisierte Auswanderung: Das Texasprojekt des ‚Mainzer Adelsvereins‘**

Die meisten Deutschen zogen im 19. Jahrhundert im Familienverband oder allein nach Amerika. Dennoch kam es mitunter zur Bildung religiöser oder weltlicher Auswanderungsvereinigungen, die Siedlungsprojekte in den USA verfolgten. Für das Gebiet des heutigen Rheinland-Pfalz ist hier vor allem der Mainzer Adelsverein zu nennen, dessen dilettantische Tätigkeit zur „größten Katastrophe in der Geschichte der deutschen Auswanderung“<sup>71</sup> führte.

Auf Initiative einer in Mainz stationierten Gruppe adeliger Offiziere wurde 1842 in Biebrich bei Wiesbaden der „Verein zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas“

gegründet.<sup>72</sup> Ziel war es, die Not der Untertanen durch ihre Ansiedlung in Texas, damals eine unabhängige Republik, zu lindern. Zugleich sollte die zu gründende Kolonie neue Absatzmärkte für die deutsche Wirtschaft eröffnen. Im Mai 1844 schickte der ‚Mainzer Adelsverein‘ (so die landläufige Bezeichnung), der zwischenzeitlich in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden war, Carl Prinz zu Solms-Braunfels als ersten Generalkommissar nach Texas. Im Herbst folgten die ersten Auswanderergruppen. Doch erst im März 1845 gelang es Solms-Braunfels, nahe dem Guadalupe River ein Stück Land für die ersten Siedler zu kaufen. Er nannte die neue Siedlung Neu-Braunfels nach dem oberhessischen Sitz seiner Familie. Aufgrund logistischer Probleme und des ungeschickten Wirtschaftens des Prinzen drohte das Projekt zu scheitern. Das Eintreffen weiterer Auswanderer, die kaum versorgt werden konnten, führte zu noch größeren Problemen. Solms-Braunfels' Nachfolger, der preußische Verwaltungsjurist Otfried Hans Freiherr von Meusebach, vermochte jedoch eine Katastrophe abzuwenden. Der Traum von einer deutschen Kolonie platzte endgültig 1845, als Texas in die USA aufgenommen wurde. Durch die Vermittlung des Vereins kamen bis 1847 knapp 7400 Deutsche nach Texas, die anfangs erbärmlichste Zustände ertragen mussten. Unzählige fielen Seuchen zum Opfer oder verhungerten. Allmählich gelang es Meusebach, die Verhältnisse zu stabilisieren. Er gründete 1847 den Ort Friederichsburg (Fredericksburg) und handelte einen Friedensvertrag mit dem Stamm der einheimischen Comanchen-Indianern aus. Dennoch gelang es dem Verein aus Geldmangel nicht, jeder Familie 130 Hektar Land zur Verfügung zu stellen, wie vor der Auswanderung versprochen. Als diese Missstände in Deutschland bekannt wurden, erklärte der ‚Adelsverein‘ alsbald seine Zahlungsunfähigkeit und löste sich 1848 auf.

Trotz des Fiaskos entstanden rund um New Braunfels und Fredericksburg allmählich blühende Siedlungen, die durch Zuzüge

verstärkt wurden. Viele der Siedler stammten aus dem Westerwald, insbesondere aus dem Raum Montabaur. Noch um 1900 gab es rund 100.000 deutschsprachige Texaner, vor allem im zentraltexanischen Siedlungsgürtel (German Belt) zwischen Austin und San Antonio.

### **Landwirtschaft der Deutschamerikaner**

Jeder vierte erwerbstätige deutsche Einwanderer war im 19. Jahrhundert in der Landwirtschaft beschäftigt.<sup>73</sup> Wie zur Kolonialzeit galten sie auch im Mittleren Westen als besonders gründliche Landwirte. Viele Immigranten in neu besiedelten Gebieten erwarben ihr Gebiet vom amerikanischen Kongress zum günstigen Preis von 1,25 Dollar pro acre (1 acre = 0,40 ha).<sup>74</sup> 1862 wurde der Homestead Act (Heimstättengesetz) erlassen, der den Siedlern gegen eine geringe Gebühr 16 acres Regierungsland vermachte, falls sie sich dazu verpflichteten, es fünf Jahre lang zu bewirtschaften und zu bewohnen.<sup>75</sup> Die Bodenpreise waren für deutsche Verhältnisse sehr günstig, allerdings waren beträchtliche Mittel für die Anschaffung von Arbeitsgeräten u. ä. notwendig.

Der Alltag auf einer nordamerikanischen Farm, insbesondere an der Siedlungsgrenze, unterschied sich grundlegend von dem in einem jahrhundertalten deutschen Dorf. Hilfskräfte waren oft rar und teuer, der Kontakt zu den oft Meilen entfernt wohnenden Nachbarn schwierig. Überdies waren zahlreiche handwerkliche Kenntnisse notwendig, über die ein Bauer in Deutschland oft nicht verfügte.

Bei der Fruchtfolge und beim Düngen konnten sich Farmer auf ihre Erfahrung aus Europa verlassen, ansonsten musste alles neu geschaffen und Produkte angepflanzt werden, deren Absatz gesichert war. Dies wird beim Getreideanbau deutlich, wie die landwirtschaftlichen Erhebungen von Washington County/Wisconsin – einer unter Immigranten aus allen Teilen des heutigen Rheinland-Pfalz populären Ansiedlungsregion – für die Jahre 1850 und 1860 deutlich zeigen.<sup>76</sup> In der ersten Zeit nach der Ansiedlung übernahmen deutsche Einwanderer so



Ansiedlers Blockhaus, Nordamerika, Stahlstich, um 1850, Bibl. Inst. Hildesheim, Inst. für Pfälzische Geschichte und Volkskunde

viel wie nötig an amerikanischen Produktionsmethoden und bemühten sich gleichzeitig, ihre traditionelle Anbauweise so weit wie möglich beizubehalten. Der Weizenanbau war bei ihnen ebenso vorherrschend wie bei ihren angloamerikanischen oder irischen Nachbarn. Trotz der wesentlich schlechteren Vermarktungsmöglichkeiten von Roggen bestellten deutsche Farmer im Gegensatz zu anderen Siedlern beträchtliche Flächen mit ihrem traditionellen Brotgetreide. Mais und Ahornsirup waren unbekannte Produkte für die Immigranten, sie begannen jedoch gleich nach der Ankunft mit deren Erzeugung, wenn auch in wesentlich bescheidenerem Ausmaß als Angloamerikaner.

Mit der Zeit näherten sich die Produktionsgewohnheiten der Gruppen immer weiter an. Als die Bedeutung des Weizens aus Wisconsin auf den Märkten nachließ, erfolgte der Übergang zur Milchwirtschaft.

Dieser Schritt wurde zunächst von Angloamerikanern vollzogen, bis zur Mitte der 1880er Jahre zogen auch die Deutschen des Staates nach.

### **Handwerk, Bierbrauerei und Weinbau**

Handwerker bildeten im 19. Jahrhundert das größte Kontingent erwerbstätiger deutscher Einwanderer. Bei der Volkszählung von 1870 stellten sie 37% der berufstätigen Deutschamerikaner. Weitere 27% waren in der Landwirtschaft beschäftigt, 23% waren Arbeiter und 13% übten Handelsberufe aus.<sup>77</sup>

Deutsche Handwerker und gelernte Arbeiter genossen in den Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert – und weit darüber hinaus – einen ausgezeichneten Ruf. Besonders häufig waren sie im Nahrungssektor als Bäcker, Metzger und Brauer anzutreffen, daneben galten Schreiner, Zigarrenmacher und Schneider als ebenfalls typisch deut-



Postkarte, Anheuser-Busch-Brauerei, 1906, Slg. H. Schmahl

sche Handwerke. Weitere deutsche Domänen waren die Berufe des Hoteliers, Saloonbesitzers, Friseurs, Malers und Musikers. Unterrepräsentiert waren Deutschamerikaner bei Tätigkeiten, die ausgezeichnete englische Sprachkenntnisse und mitunter eine akademische Ausbildung erforderten, wie Arzt, Rechtsanwalt, Lehrer oder Büroangestellter. Weibliche Berufstätige waren primär als Wäscherinnen, Schneiderinnen sowie im Gaststättensektor tätig.

Viele Einwanderer lebten in geordneten finanziellen Verhältnissen, „Bilderbuchkarrieren“ wie in den Fällen des Holzbarons Frederick Weyerhaeuser aus Nieder-Saulheim/Rheinessen oder des in Speyer geborenen Eisenbahnmagnaten Henry Villard (ursprünglich Ferdinand Heinrich Hilgard) blieben rare Ausnahmen. Viele Deutschamerikaner bevorzugten konservative und bewährte Geschäftsstrategien und waren weniger risikobereit und innovativ als An-

gloamerikaner, die das Gros der Millionäre stellten. Ihren Gewinn investierten viele Deutsche lieber in Grundbesitz als für spekulative Unternehmungen. Aufstiegschancen boten sich Deutschen vor allem in Bereichen, in denen sie traditionell über das beste ‚Know-How‘ verfügten, wie etwa beim Klavierbau, oder für die es einen großen deutschamerikanischen Absatzmarkt gab, wie die Bierproduktion.

Die Bierbrauerei war zweifelsohne der wichtigste Beitrag, den rheinland-pfälzische Einwanderer im 19. Jahrhundert für das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten geleistet haben.<sup>78</sup> Die drei größten Brauereien der USA um die Wende zum 20. Jahrhundert wurden von Männern aus unserem heutigen Bundesland geleitet: die Anheuser-Busch Brewery in St. Louis, die Pabst Brewery und die Schlitz Brewery, beide in Milwaukee.



Werbepostkarte, Pabst-Brauerei Milwaukee, 1898, Slg. R. Paul

Die noch heute bestehende Anheuser-Busch Brewery in St. Louis wurde 1870 von Braumeister Eduard Anheuser (aus Kreuznach) und seinem Schwiegersohn Adolphus Busch (aus Mainz-Kastel) gegründet. Bereits ein Vierteljahrhundert zuvor, 1844, rief der aus dem rheinhessischen Mettenheim stammende Philipp Best in Milwaukee eine Brauerei ins Leben, die sich unter seinem Schwiegersohn Frederick Pabst zu einem landesweiten Konzern entwickelte. 1858 übernahm der Mainzer Joseph Schlitz ebenfalls in Milwaukee einen Brauerbetrieb, der zum Zeitpunkt seines Todes (1875) jährlich 70.000 Barrels (8,4 Millionen Liter) Bier produzierte. Es ist kein Zufall, dass diese und andere Brauer aus den Weinbauregionen des südlichen Rheinland-Pfalz stammten. Einige von ihnen hatten vor ihrer Auswanderung das Küferhandwerk erlernt und waren daher mit der Wein- und Bierproduktion gleichermaßen vertraut.

Auch im Weinbau und -handel Nordamerikas spielten Immigranten aus unserem Bundesland eine wichtige Rolle.<sup>79</sup> So reisten die in Milwaukee ansässigen Wein-

importeure John P. Kissinger (aus Selzen) und Adam Orth (aus Eich) regelmäßig zum Weinkauf in ihre alte Heimat am Rhein. So importierte allein Orth zwischen 1857 und 1867 104.000 Gallonen (knapp 400.000 Liter) rheinhessischer Weine. Von den zahlreichen deutschamerikanischen Winzerbetrieben, die im 19. Jahrhundert in klimatisch begünstigten Regionen der USA entstanden, sei stellvertretend das 1876 gegründete Weingut der aus Mainz stammenden Brüder Jacob und Frederick Beringer im kalifornischen Napa Valley genannt. Es ist das älteste bis heute bestehende Unternehmen in dieser renommierten Weinbauregion.

### Presse und Literatur

Die Zeitung war in den Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert bereits ein Massenmedium. 1847 schrieb ein rheinhessischer Auswanderer seinen Verwandten, man treffe in der Umgebung von Milwaukee kaum einen Farmer, der nicht wenigstens eine deutschsprachige Wochenzeitung abonniert habe.<sup>80</sup>

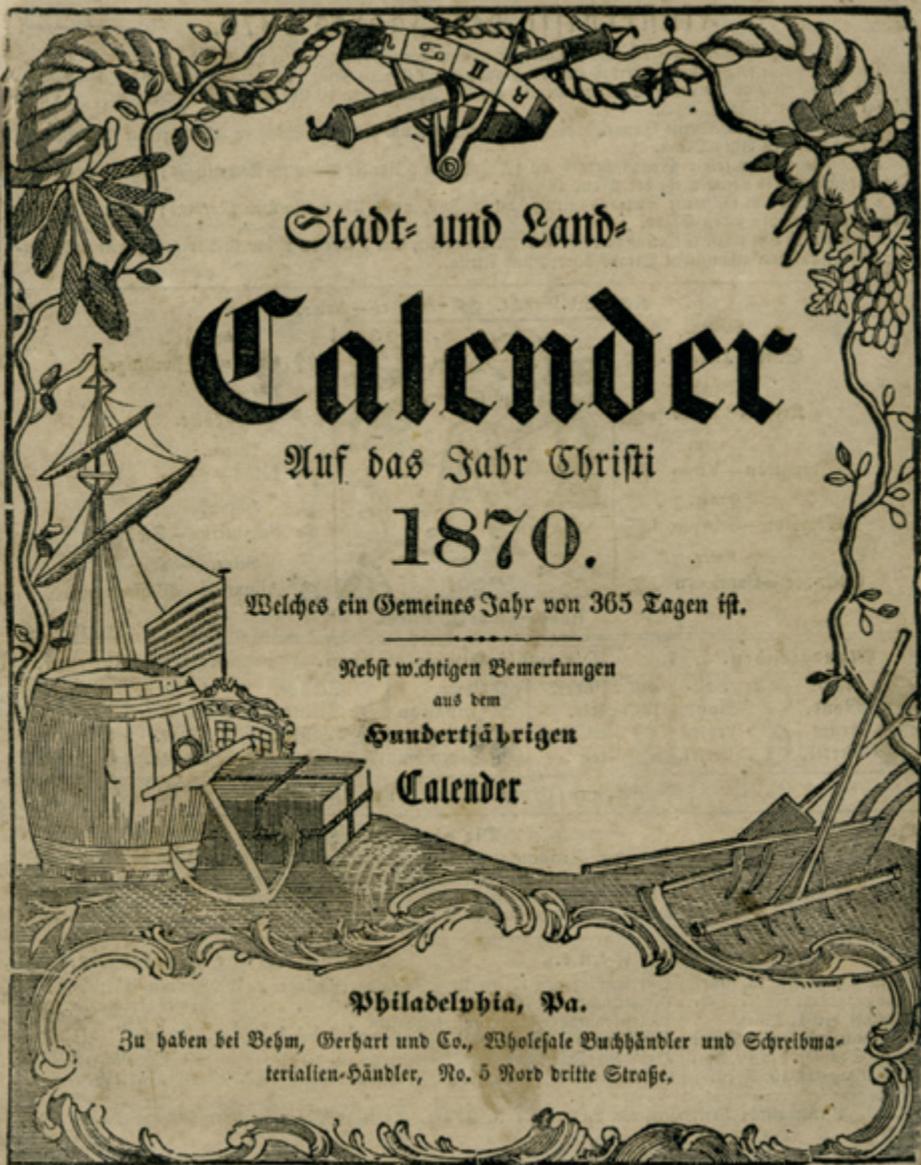
Die deutschsprachige Presse hatte zwei entgegen gesetzte Wirkungen.<sup>81</sup> Zum einen verzögerte sie das Erlernen der englischen Sprache, da man den Inhalt in der vertrauten Muttersprache lesen konnte. Auf der anderen Seite hatten deutsche Zeitungen in den Vereinigten Staaten die gleiche Aufmachung wie englischsprachige Blätter und standen meist im Dienst einer politischen Partei. Sie dienten der Instrumentalisierung der Deutschen für einen politischen Zweck und noch wichtiger: Sie machten die Adoptivbürger mit Regierungsform, Lebenssitten und Kultur der Amerikaner vertraut. So erfreute der „Sheboygan National Demokrat“ im September 1861, kurz nach Ausbruch des Bürgerkrieges, seine pfälzischen, hunsrückischen und rheinhessischen Leser mit einer pennsylvanischdeutschen Nachdichtung des patriotischen Liedes „Yankee Doodle“.<sup>82</sup> Auch andere deutschsprachige Zeitungen brachten Glossen im pfälzischen Dialekt.

Aufgrund der Initiative des aus Edenkoben stammenden New Yorker Verlegers Conrad Voelcker entstanden in den 1880er Jahren eigene Zeitungen für pfälzische und hessische Einwanderer, die bis 1917 ausführlich über das Tagesgeschehen in der alten Heimat, z.B. Unglücke, Todesfälle und den Stand der Weinernte informierten. „Der Pfälzer in Amerika“ erschien seit 1884, drei Jahre später wurden die „Hessischen Blätter“ ins Leben gerufen (seit 1897 mit der „Hessen-Darmstädter Zeitung“ vereint).<sup>83</sup> Im späten 19. Jahrhundert gab es selbst in kleinen Siedlungen deutsche Wochenblätter. Es ist dennoch verfehlt, von einer damaligen Blüte des deutschen Pressewesens zu sprechen.<sup>84</sup> Bereits seit zwei Jahrzehnten kamen nur noch wenige deutsche Einwanderer ins Land, und immer mehr jüngere Leser, die Deutschland allenfalls aus Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern kannten und mit der Sprache nicht mehr recht vertraut waren, bevorzugten englische Zeitungen. Deutlich wird dies aus einer deutschsprachigen Anzeige des „Milwaukee Sentinel“ 1903. Dort hieß es in holprigen Reimen: „Stirbt ein alter deutscher Buerger,

der recht lang gewohnt hier hat, widmet ihm ‚nen langen schoenen Nekrolog das deutsche Blatt. Tags d’rauf danken dem die Kinder, fuer den ‚Puff‘, den man ihm gab, wischen sich geruehrt die Augen, und – bestell’n die Zeitung ab. Und wird die Sache um so boeser, je staerker Kinder sich vermehren. Auf diese Weise, lieber Leser, da kommen naemlich wir zu Ehren.“<sup>85</sup>

Außer dem Zeitungswesen entwickelte sich im 19. Jahrhundert auch – trotz einer großen Zahl von Buchimporten aus Deutschland – ein recht bedeutendes deutschsprachiges Buchverlagswesen. Der wichtigste deutschsprachige Verlag der Vereinigten Staaten war die 1862 gegründete George Brumder Publishing Company in Milwaukee.<sup>86</sup> Als Buchhändler und Zeitungsherausgeber war der aus dem Elsass gebürtige Brumder gut mit den Lesegewohnheiten der Deutschamerikaner vertraut. Er publizierte zahlreiche Werke, die speziell für Deutschamerikaner verfasst wurden und weite Lebensbereiche abdeckten. So druckte er neben religiöser Literatur, Kinderbüchern und Romanen Sachbücher wie „Der deutsche Farmer im Busch und auf der Prairie“, „Hausthierarzt für den amerikanischen Farmer und Viehzüchter“, „Der amerikanische Geflügelzüchter“, „Amerikanisches Gartenbuch“, „Praktisches Kochbuch für die Deutschen in Amerika“, „Der unentbehrliche praktische Rathgeber“, „Unser Familien-Arzt“, „Erlebnisse aus dem Deutsch-Französischen Krieg 1870–71“ oder „Vierhundert Jahre amerikanischer Geschichte“. Viele der Bücher aus dem Verlag Brumders und anderer Pressen erlangten landesweite Verbreitung als Prämien für Zeitungsleser, die ihr Abonnement im Voraus bezahlten.

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich allmählich eine deutschamerikanische Literaturszene, die bislang nur in Ansätzen erforscht ist.<sup>87</sup> Von den zahlreichen Schriftstellern und Dichtern erreichten nur wenige überregionale Bedeutung, wie der in Landau gebürtige Konrad Krez (1828–1897) oder der Lyriker Konrad Nies aus Alzey (1861–1921). Eine 1892 erschienene umfangreiche Anthologie deutschamerikanischer Lyriker



Stadt- und Land-

# Calender

Auf das Jahr Christi

## 1870.

Welches ein Gemeines Jahr von 365 Tagen ist.

Nebst wichtigen Bemerkungen  
aus dem

**Hundertjährigen**

**Calender.**

**Philadelphia, Pa.**

Zu haben bei Behm, Gerhart und Co., Wholesale Buchhändler und Schreibma-  
terialien-Händler, No. 5 Nord dritte Straße.

Stadt- und Land- Calender 1870, Philadelphia Pa., Slg. H. Schmahl

führt außer den genannten folgende Dichter auf, die im heutigen Rheinland-Pfalz geboren wurden: Ludwig August Wollenweber (geb. 1807 Ixheim bei Zweibrücken), Emil Dietzsch (geb. 1829 Trippstadt bei Kaiserslautern), Henricus vom See (geb. 1837 Nierstein), August Steinlein (geb. 1823 Trier), Julius Loeb (geb. 1822 Edenkoben), Friedrich Grill (geb. 1838 Kusel), Jakob Heintz (geb. 1833 Alzey), Max Eberhardt (geb. 1843 Germersheim), Wilhelm Keilmann (geb. 1845 Hechtsheim bei Mainz).<sup>88</sup>

### Vereinswesen

Ebenso wie in Deutschland schlossen sich viele Immigranten in den USA zu Vereinen zusammen. Man pflegte die Geselligkeit unter Landsleuten und ging gemeinsamen Neigungen nach. Hauptsächlich handelte es sich hierbei um Turn-, Gesang- und Unterstützungsvereine.<sup>89</sup> In den deutschen Stadtvierteln von New York, Milwaukee, Cincinnati, St. Louis entstanden weiterhin Vereinigungen, die sich dem Theater-, Musik- und Bildungswesen widmeten. Initiatoren waren oft Intellektuelle, die Deutschland nach dem Scheitern der Revolution von 1848 verlassen hatten.



Ev. L. G. Krankenunterstützungsverein Sheboggan, Wisconsin, gegründet 1919, Abzeichen, Slg. H. Schmahl



Bleicher mit Aufdruck, COLUMBIA Turnverein, Columbia Ill., 1866, Slg. H. Schmahl

Besonders landsmannschaftliche Vereine boten Neuankömmlingen gute Möglichkeiten zur Integration. Das Spektrum reichte vom Rheinpfälzer Volksfestverein New York über den Mainzer Carnevalsverein von New York, den Rheinpfälzischen Unterstützungsverein Cincinnati bis hin zum Pfälzer Bund von St. Louis.<sup>90</sup> Die von ihnen veranstalteten bierseligen Feste wie der Dürkheimer Wurstmarkt oder die Edesheimer Kerwe in Milwaukee erfreuten sich großer Beliebtheit.<sup>91</sup>

Vereine und Feste trugen maßgeblich zur Entstehung eines deutschamerikanischen Bewusstseins bei. So stellte Franz Löher 1847 in Hinblick auf Cincinnati, wo Pfälzer

eine Hauptgruppe der deutschen Bevölkerung darstellten, fest: „Allen Deutschen, nicht nur in Ohio, sondern im ganzen Staatenbunde, leuchten ihre Landsleute zu Cincinnati vor, bei diesen ist das deutsche Leben am regsten und am fröhlichsten. Da sie sie ihre weitgedehnten Stadttheile für sich bilden, so fühlen sie kein Bedürfniß und keine Eitelkeit, mit den Englischen anders als in Geschäften und Stadtangelegenheiten zu verkehren.“<sup>92</sup>

### **Nativismus und Politik**

Die starke Präsenz deutscher Einwanderer wurde von vielen alteingesessenen Angloamerikanern mit immer größerer Sorge gesehen.<sup>93</sup> Die Nachfahren der Puritaner gehörten verschiedenen protestantischen Kirchen an und legten großen Wert auf strenge Sonntagsheiligung. Viele von ihnen waren Anhänger der Abstinenzbewegung und forderten das Verbot des Verkaufs alkoholischer Getränke. Ihre Lebens- und Denkweise unterschied sich in vieler Hinsicht von ihren deutschen Nachbarn, daher musste es zu zahlreichen Vorurteilen auf beiden Seiten kommen. Deutsche wurden von den Yankees als sparsam und fleißig eingestuft. Als Handwerker und Farmer waren sie geschätzt. Mit Missfallen wurde jedoch zur Kenntnis genommen, dass viele Deutsche den Sonntag eher zur Erholung als zur Erbauung nutzten und sie in ihren zahlreichen Gaststätten dem Alkohol in geselliger Runde zusprachen.

Die Charaktereigenschaften des Yankees aus deutscher Sicht lassen sich am besten mit dem Wort *smart* umschreiben. Dieses Adjektiv hat zahlreiche Bedeutungen, die sich die Angloamerikaner zum Teil selbst zuschrieben wie intelligent, geschickt, flink und schlagfertig. Deutsche dachten jedoch eher an negative Konnotationen des Wortes, wie geschäftstüchtig und gerissen. Viele deutsche Einwanderer hatten eine weit höhere Achtung für das amerikanische Regierungssystem als für die Amerikaner selbst. Mitunter behaupteten sie, die Ideale des Landes besser zu verstehen als die Einheimischen selbst, die durch Zu-

fall in dem Land geboren worden waren. Der Nationalfeiertag diente manchen Immigranten dazu, ihren Patriotismus für die Wahlheimat mitunter provokativ unter Beweis zu stellen.

Die von der angloamerikanischen Bevölkerung abweichenden Lebensformen deutscher und irischer Einwanderer, Konkurrenzneid auf dem Arbeitsmarkt und vor allem ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche (rund ein Drittel der Deutschen in den USA waren katholisch) führten unter Teilen der einheimischen Bevölkerung zu Überfremdungsängsten und zur Forderung nach Beschränkung der Einwanderung. Ihren Höhepunkt erreichte die fremdenfeindliche Stimmung Anfang der 1850er Jahre, als die American Party (Know-Nothing-Party) mit dem Motto „Wessen Land ist dies eigentlich?“ („Whose country is that anyway?“) beachtliche Wahlerfolge verbuchen konnte. In vielen Städten mit starker deutscher oder irischer Präsenz kam es zu Auseinandersetzungen, beispielsweise bei den „Bierkrawallen“ (beer riots) in Chicago 1855, wo es zu Tumulten zwischen amerikanischen Polizisten und deutschen Immigranten kam, die eine Beschneidung ihres Rechtes auf Bierkonsum fürchteten.<sup>94</sup> Mitunter kam es sogar zu Fällen von Lynchjustiz, wie in West Bend/Wisconsin, wo im gleichen Jahr mehrere Deutsche Lynchjustiz an einem nativistischen Angloamerikaner verübten, der wiederum einen Deutschen getötet hatte.<sup>95</sup>

Der politische Einfluss der Know-Nothings war nur von kurzer Dauer, dennoch blieben zahlreiche Vorurteile gegen deutsche Immigranten bestehen. Viele Deutsche zeigten Jahrzehnte nach ihrer Einwanderung wenig Neigung, die englische Sprache zu lernen und ihren von vielen Angloamerikanern als anstößig empfundenen Lebensstil zu ändern. Ethnisch geprägte Viertel, wie „Little Germany“ in New York oder „Over the Rhine“ in Cincinnati, deutsche Schulen, Zeitungen und Kirchengemeinden erleichterten den Immigranten zwar die Integration, zugleich wurden sie jedoch als „Zeichen mangelnder Anpassungsbereitschaft

und als Rückzug in eine vermeintlich homogene ethnische Kultur verstanden“<sup>96</sup> Die Masse der deutschen Einwanderer identifizierte sich mit den beiden großen amerikanischen Parteien. Kleine Gruppen von Achtundvierzigern und späterer Immigranten, die aufgrund von Bismarcks ‚Sozialistengesetz‘ auswanderten, wurden jedoch von Angloamerikanern mit Argwohn betrachtet, da sie sozialistische Ideen verbreiteten, die als unvereinbar mit den amerikanischen Grundwerten betrachtet wurden.<sup>97</sup> Ihren Höhepunkt erreichten amerikanische Vorurteile gegen deutsche politische Aktivisten 1866 in der sogenannten Haymarket-Affäre in Chicago, als deutsche Anarchisten beschuldigt wurden, Polizisten mit Bomben getötet zu haben. Sie wurden – obwohl Beweise fehlten – in einem Schauprozess zum Tode verurteilt und hingerichtet.

### Schluss

Um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert stellten deutsche Einwanderer und ihre Kinder zehn Prozent der US-Bevölkerung. Die meisten Immigranten waren schon seit Jahrzehnten im Land, und es gab kaum noch Zuzüge aus Deutschland, die dem ethnischen Gemeinschaftsleben hätte neue Impulse geben können. Die Heterogenität der Deutschamerikaner, ökonomische Integration und die fortgeschrittene Akkulturation führten insbesondere in städtischen Gebieten zum Verfall der Identität. Zahlreiche deutschsprachige Zeitungen stellten ihr Erscheinen ein, und immer weniger Gottesdienste wurden in der Sprache Luthers gehalten. Organisationen wie der Deutsch-Amerikanische Nationalbund bemühten sich, den Wandel zu stoppen, ihr „kultureller Chauvinismus“<sup>98</sup>, insbesondere ihr „Glaube an eine vermeintlich überlegene deutsche Kultur“ wurde jedoch von den meisten Amerikanern deutscher Abstammung mit Gleichgültigkeit wahrgenommen. Der Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg im April 1917, in dem alles Deutsche als landesverräterisch unter Verdacht gestellt wurde, kam für viele Deutschame-

rikaner als Schock, er stellte jedoch weniger eine spontane „Abkehr von einer ethnischen Identität als vielmehr eine starke Beschleunigung eines Verfallsprozesses“<sup>99</sup> dar.

<sup>1</sup> Nachstehende Angaben zur kurpfälzischen Landesgeschichte stützen sich, wenn nicht anders angegeben, auf Schaab 1992, S. 121-122.

<sup>2</sup> Vgl. Scherer, „ist in Pennsylvanien gezogen sein Glück zu machen.“ – Eine Skizze zur Geschichte der pfälzischen Auswanderung nach Nordamerika im 17. und 18. Jahrhundert. In: Paul/Scherer 1995, S. 16.

<sup>3</sup> Vgl. Scherer 1981, Skizze, S. 18-19.

<sup>4</sup> Gemeindearchiv Gau-Odernheim (aufbewahrt im Archiv der Verbandsgemeinde Alzey-Land), Abt. VI, Fasz. 1, Bericht vom 22.4.1709 (folgendes Zitat ebd.).

<sup>5</sup> Grundlegend zur Auswanderung von 1709: Otterness 2004.

<sup>6</sup> Zu Harrsch vgl. Karl Scherer: Josua Harrsch alias Kocherthal – Der Führer in das „neue Kanaan“. In: Paul/Scherer 1995, S. 152-156.

<sup>7</sup> Ein Faksimiledruck der 1709 in Frankfurt erschienenen vierten Auflage wurde 1983 in Neustadt/Weinstraße aufgelegt.

<sup>8</sup> Vgl. Scherer 1981, Skizze, S. 22.

<sup>9</sup> Vgl. Otterness 2004, S. 37-40.

<sup>10</sup> Vgl. die Karte in Otterness 2004, S. 44. Eine ausführliche genealogische Untersuchung der einzelnen Auswandererfamilien bietet Jones 1985.

<sup>11</sup> Vgl. Otterness 2004, S. 83-92; 111-114.

<sup>12</sup> Vgl. Scherer 1981, Skizze, S. 24-26.

<sup>13</sup> Zu den unterschiedlichen Schätzungen vgl. Conzen 1980, S. 407; Pfister 1994, S. 54.

<sup>14</sup> Vgl. Pfister 1994, S. 56-57.

<sup>15</sup> Vgl. Horst Gerlach: Mennoniten in Rheinhausen. In: Alzeyer Geschichtsblätter 18 (1983), S. 27.

<sup>16</sup> Vgl. Agnes Bretting: Mit Bibel, Pflug und Büchse: deutsche Pioniere im kolonialen Amerika. In: Bade 1992, S. 139.

<sup>17</sup> Vgl. Fogleman 1996, S. 101-126.

<sup>18</sup> Nachstehende Angaben, wenn nicht anders angegeben, bei Conzen 1980, S. 407.

<sup>19</sup> Ausführlich hierzu: Brinck 1993.

<sup>20</sup> Vgl. Helbich / Haubold 1988, S. 31.

<sup>21</sup> Vgl. Grabbe 2000, S. 98-105.

<sup>22</sup> Zu den „Neuländern“ vgl. Hippel 1984, S. 67.

<sup>23</sup> Ausführlich zum Redemptioner-System: Bailyn 1986, S. 172-174.

<sup>24</sup> Zit. nach: Solbach 1992, S. 36-

<sup>25</sup> Vgl. Conzen 1980, S. 409.

<sup>26</sup> Vgl. Conzen 1980, S. 407.

<sup>27</sup> Vgl. Conzen 1980, S. 407.

<sup>28</sup> Vgl. Conzen 1980, S. 409.

<sup>29</sup> Vgl. Wittke 1957, S. 12-18.

<sup>30</sup> Zu Ephrata vgl. Jeff Bach: Voices of the Turtle Doves: The Sacred World of Ephrata. University

- Park/PA 2003. Die nachstehenden Angaben zu den Gimbshheimer "Erweckten" und ihrer Ansiedlung in Ephrata stammen aus: Schmahl 2005, S. 17-36.
- <sup>31</sup> Scherer 1981, Skizze, S. 29.
- <sup>32</sup> Zu Müller vgl. Scherer 1981, Skizze, S. 32.
- <sup>33</sup> Vgl. Conzen 1980, S.409.
- <sup>34</sup> Vgl. Conzen 1980, S. 409.
- <sup>35</sup> Vgl. Yoder 1980, S. 770.
- <sup>36</sup> Vgl. Yoder 1980, S. 771.
- <sup>37</sup> Überblickswerk zum Thema: Yoder 2003.
- <sup>38</sup> Von der umfangreichen Literatur zur pennsylvanischen Fraktur sei stellvertretend genannt: Moyer 1998.
- <sup>39</sup> Vgl. die Tabelle bei Conzen 1980, S. 410.
- <sup>40</sup> Vgl. Moltmann 1989, S. 193-195.
- <sup>41</sup> Vgl. Schmahl 2000, S. 65.
- <sup>42</sup> Die nachstehenden Werte finden sich bei Horst Rößler: Massenexodus: die Neue Welt des 19. Jahrhunderts. In: Bade 1992, S. 148. Grundlegend: Marschalck 1973.
- <sup>43</sup> Vgl. Helbich/Kamphoefner/ Sommer 1988, S. 14-15.
- <sup>44</sup> Vgl. Schmahl 2000, S. 385.
- <sup>45</sup> Vgl. Heinz 1989, S. 350.
- <sup>46</sup> Ausführlich zu den Wirkfaktoren: Imhof 1977, S. 60-69.
- <sup>47</sup> Vgl. Schmahl 2000, S. 58-59 (dort auch die nachstehenden Werte zu rheinhessischen Gemeinden).
- <sup>48</sup> Vgl. Rürup 1984, S. 133.
- <sup>49</sup> Vgl. Tilly 1990, S. 12-38.
- <sup>50</sup> Vgl. die Beispiele bei Schmahl 2000, S. 55.
- <sup>51</sup> Vgl. Schmahl 2000, S. 98.
- <sup>52</sup> Vgl. Guido Feig: Die Sespenröther in Amerika. Auf den Spuren der Nachfahren. In: Wäller Heimat 1987, S. 65-67.
- <sup>53</sup> Vgl. Pracht 1998, S. 92.
- <sup>54</sup> Vgl. Roland Paul: Auswanderungen aus der Pfalz vom 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Paul/Scherer 1995, S. 76.
- <sup>55</sup> Zur politischen Auswanderung siehe den Aufsatz von Steffen Wiegmann in diesem Band.
- <sup>56</sup> Helbich/Kamphoefner/Sommer 1988, S. 13
- <sup>57</sup> Vgl. Conzen 1980, S. 410.
- <sup>58</sup> Vgl. Schmahl 2000, S. 106-108.
- <sup>59</sup> Zum Agenturwesen und der Reise siehe den Beitrag von Barbara Schuttpelz in diesem Band.
- <sup>60</sup> Alle Angaben in diesem Abschnitt finden sich, wenn nicht anders angegeben, bei Schmahl 2000, S. 133-135.
- <sup>61</sup> Vgl. Heinz 1989, S. 224-228; Neutsch 2002, S. 68-70.
- <sup>62</sup> Ulmann 1921 (ND Osnabrück 1957), S. 522.
- <sup>63</sup> Vgl. die Übersicht bei Rößler 1992, S. 157-161.
- <sup>64</sup> Vgl. Schmahl 2000, S. 111.
- <sup>65</sup> Zu den Censusdaten von 1870 vgl. die Tabelle bei Schmahl 2000, S. 408-409.
- <sup>66</sup> Zur Texasauswanderung vgl. bspw. Jordan 1994.
- <sup>67</sup> Hense-Jensen 1900, S. 50.
- <sup>68</sup> Wegweisend zum Thema Kettenwanderungen: Kamphoefner 1987.
- <sup>69</sup> Vgl. Paul, Auswanderungen, S. 66-67.
- <sup>70</sup> Die nachstehenden Angaben beziehen sich auf Schmahl 2000, S. 109-147.
- <sup>71</sup> Helbich/Kamphoefner/Sommer 1988, S. 15.
- <sup>72</sup> Die nachstehende Darstellung folgt im wesentlichen Winkel 1969, S. 348-372.
- <sup>73</sup> Vgl. Christiane Harzig: Lebensformen im Einwanderungsprozeß. In: Bade 1992, S. 161.
- <sup>74</sup> Vgl. Schmahl 2000, S. 143.
- <sup>75</sup> Vgl. Harzig, Lebensformen, S. 163.
- <sup>76</sup> Ausführlich zur Landwirtschaft von Washington County: Schmahl 2000, S. 222-244.
- <sup>77</sup> Vgl. Conzen 1980, S. 413 (dort auch die nachstehenden Angaben zum Handwerk).
- <sup>78</sup> Zur Bierbrauerei vgl. Schmahl 2000, S. 245-253.
- <sup>79</sup> Vgl. Schmahl 2000, S. 254-255.
- <sup>80</sup> Vgl. Schmahl 2000, S. 274.
- <sup>81</sup> Vgl. Susan J. Kuyper: The Americanization of German Immigrants: Language, Religion, and Schools in Nineteenth Century Rural Wisconsin. Diss. (masch.) University of Wisconsin 1980, S. 31.
- <sup>82</sup> Vgl. Schmahl 2000, S. 276.
- <sup>83</sup> Vgl. Roland Paul: Die Zeitungen „Der Pfälzer in Amerika“ und die „Hessischen Blätter“ und ihr Ende im Ersten Weltkrieg. In: Paul/Scherer 1995, S. 126-139.
- <sup>84</sup> Vgl. Helbich/Kamphoefner/Sommer 1988, S. 27-28.
- <sup>85</sup> Wilhelm Hense-Jensen: Mufti-Almanach. Ein Lebenszeichen der Deutsch-Amerikaner Milwaukee's. Milwaukee 1903, unpaginierter Anhang.
- <sup>86</sup> Zu Brumder vgl. Knoche 1980, S. 140.
- <sup>87</sup> Zur pennsylvanischdeutschen Dichtung siehe den Beitrag von Michael Werner in diesem Band.
- <sup>88</sup> Vgl. die Kurzbiographien und abgedruckten Gedichte bei: Zimmermann 1894.
- <sup>89</sup> Vgl. Harzig, Lebensformen, S. 168-169.
- <sup>90</sup> Vgl. Paul, Auswanderungen, S. 80.
- <sup>91</sup> Vgl. Schmahl 2000, S. 284.
- <sup>92</sup> Löher 1847, S. 330.
- <sup>93</sup> Ich folge, wenn nicht anders angegeben, meiner Darstellung (Schmahl 2000), S. 261-272.
- <sup>94</sup> Vgl. Monika Blaschke: ‚Deutsch-Amerika‘ in Bedrängnis: Krise und Verfall einer ‚Bindestrich-kultur‘. In: Bade 1992, S. 172-173.
- <sup>95</sup> Vgl. Schmahl 2000, S. 210-211.
- <sup>96</sup> Blaschke, Deutsch-Amerika, S. 173.
- <sup>97</sup> Blaschke, Deutsch-Amerika, S. 174-175.
- <sup>98</sup> Zitate bei Blaschke, Deutsch-Amerika, S. 177.
- <sup>99</sup> Helbich/Kamphoefner/Sommer 1988, S. 28.

*„...in der edlen Illusion, doch noch eine feste Schanze der Freiheit gerettet zu haben!“*

## **Politisch motivierte Auswanderung aus Deutschland und dem heutigen Rheinland-Pfalz im 19. Jahrhundert**

Alle großen Auswanderungswellen (1845–1857, 1864–1873 und 1880–1893)<sup>1</sup> des 19. Jahrhunderts bestanden zur großen Mehrheit aus Menschen, die ihre Heimat aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen verließen. Marginal erscheint hier die Zahl derjenigen, die aus politischen Gründen Deutschland den Rücken kehrten. In der Tat ist die politische Auswanderung des 19. Jahrhunderts eine so genannte Elitenwanderung im Kontext des 19. Jahrhunderts, sie ist jedoch ein Phänomen, das deutsche Zeitgeschichte mit amerikanischer Zeitgeschichte des 19. Jahrhunderts auf spezielle und vielfältigste Art und Weise verbindet und ebenso vielfältige Erkenntnisse zur Entwicklung gesellschaftlicher Phänomene oder auch Identitätsproblematiken bietet.

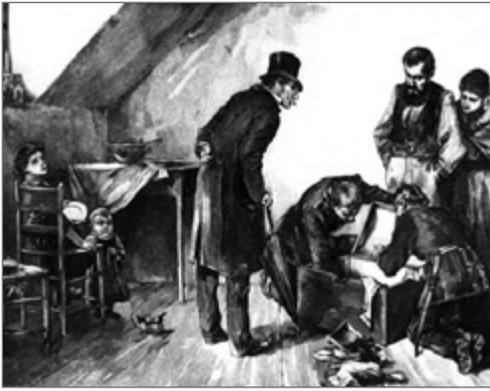
Generell ist es schon einmal ein schwieriges Unterfangen, politische Auswanderer über Einzelfälle hinaus überhaupt zu erkennen und eindeutig zu identifizieren. Dies liegt daran, dass der Terminus „politischer Auswanderer“ ein Sammelbegriff für Faktoren darstellt, die samt und sonders im Bereich des Identitätsbewusstseins eines Individuums liegen. Nur über die genaue Kenntnis der Zeit der Auswanderung, die gesellschaftlichen Zustände und maßgeblichen Einflussfaktoren auf die zu untersuchende Person ist es möglich, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Aussagen über die Motive einer Auswanderung zu treffen. Zu den Faktoren gehören weiterhin persönliche Kontakte, das sozialisierende Umfeld und die maßgeblichen Ereignisse und Entwicklungslinien des individuellen Lebensweges (wie z.B. die Zu-

gehörigkeit zu Vereinigungen, Beteiligung an politischen Ereignissen etc.), die letztlich die Zuordnung zu einer zu definierenden Gruppe politischer Flüchtlinge möglich macht.

In den 1830er Jahren wanderten vermehrt Presseleute und publizierende politische Aktivisten aus Deutschland aus.<sup>2</sup> Auslösendes Moment der Fluchtbewegung der so genannten 1830er waren die repressiven Maßnahmen des Deutschen Bundes nach dem Hambacher Fest 1832 und dem Frankfurter Wachensturm 1833. Das Lager der Personen, gegen die aufgrund „revolutionärer Umtriebe im Untersuchungswege“<sup>3</sup> ermittelt und gegen die Maßnahmen ergriffen wurde, vergrößerte sich rasch. Um 1827 hatte die in Mainz beheimatete Zentraluntersuchungskommission ihre seit 1819 währende Tätigkeit vorerst eingestellt, 1833 nahm ihre Nachfolgerin, die Frankfurter Bundeszentralbehörde infolge der zuvor genannten Ereignisse ihren Dienst auf.<sup>4</sup> Diese Behörden wurden vom Österreichischen Außenminister Metternich als geeignetes Instrument erachtet, die liberalen Strömungen mit ihren Bündeln und vermuteten Netzwerken aufzudecken und zu verfolgen.

Die zweite und mit Abstand größte Auswanderungswelle war die der wohl bekanntesten politischen Auswanderer des 19. Jahrhunderts, die so genannten Achtundvierziger.

Die Flüchtlinge verließen Deutschland aufgrund des negativen Revolutionsverlaufs in der Zeit vorwiegend zwischen 1848 und



Hausdurchsuchung, 1878, Friedrich Ebert Archiv Online

1854. Friedrich Hecker, einer ihrer prominentesten Vertreter, wanderte bereits im September 1848 nach der gescheiterten Schlacht bei Kandern über Le Havre in die USA aus, während sein Mitstreiter Gustav Struve weiter an einen Sieg der Revolution glaubte und erst 1849 nach der Niederlage bei Rastatt Deutschland verließ und nach Aufhalten in der Schweiz und England 1851 in die USA reiste.<sup>5</sup> Die persönliche Lebenssituation und damit verbundene Sichtweise zum Revolutionsverlauf verschoben den Zeitpunkt der Flucht der einzelnen Personen oft um Jahre. Die kollektiv erfahrenen Ereignisse lösten die Fluchtbewegungen der Individuen also zu verschiedenen Zeiten aus, jedoch war der gemeinsame Erfahrungshorizont, d.h. die Revolution und die Zugehörigkeit zur Gruppe der Aufständischen, entscheidend für die Auswanderung an sich.

Die Gruppe der 1848er ist in der Forschungsliteratur intensiv bearbeitet worden und signifikante Merkmale sind zu bemerken. Dies hängt augenscheinlich auch mit der Beschaffenheit der postrevolutionären Zeit zusammen: der Vormärz und die spätere Zeit der Sozialistengesetze (1878–1890, siehe unten) beschreiben einen jeweils längeren Zeitraum, in dem eine repressive Situation für oppositionelle Kräfte<sup>6</sup> vorherrschte. Die politisch motivierten Auswanderungen zwischen 1848 und

1854 waren jedoch im Gegensatz zu diesen langen „Unterdrückungsphasen“ eine eindeutige Fluchtreaktion in Folge von Auseinandersetzungen mit dem Staat und der Obrigkeit, also eine in ihrer Struktur homogener und kohärenter gestaltete Gruppe als die der 1830er oder die der Auswanderer während der Zeit der Sozialistengesetze (1878–1890). Belege hierfür sind in den Biographien der Auswanderer zu finden: während die 1848er in ihren Lebensläufen nach ihrer Auswanderung einige eindeutig gemeinsame oder ähnliche politische Einstellungen und Aktivitäten aufweisen<sup>7</sup>, ist bei den anderen beiden Gruppen nicht unbedingt davon auszugehen. Hier finden sich sehr unterschiedliche Entwicklungslinien, die auch auf differierende Vorstellungswelten der Auswanderer hinweisen.<sup>8</sup>

Die letzte zu nennende, politische Auswanderungswelle fand zwischen 1878 und 1890 statt. Während dieser Zeit waren die „Sozialistengesetze“<sup>9</sup> im Deutschen Reich gültig. Reichskanzler Otto von Bismarck initiierte dieses Gesetz zur „Bekämpfung der gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“: es verbot alle sozialistischen und sozialdemokratischen Aktivitäten und Vereine im Deutschen Reich. Aufgrund dieses Gesetzes konnten auch so genannte „Kleine Belagerungszustände“ über Gebiete ausgerufen werden, in denen Teile der Bürgerrechte für die betreffende „Zielgruppe“ außer Kraft gesetzt wurden und besondere Befugnisse für die Polizei galten. Dieser Zustand galt in den 12 Jahren des Gesetzes einige Male, vorzugsweise in den sozialdemokratischen Hochburgen Hamburg, Berlin, Leipzig und Frankfurt am Main.

Eine große Anzahl sozialistischer und sozialdemokratischer Arbeiter verließ Deutschland und vor allem auch die industriellen Ballungsgebiete. Dabei existierten bestimmte Berufsgruppen, die besonders politisiert und dementsprechend aktiv waren, wie zum Beispiel die Zigarrenmacher. Der Beruf des Zigarrenmachers war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine



Zug auf das Schloß Hambach am 27ten May 1832, Kupferstich 1832, Theodor-Zink-Museum, Graf. Slg. Inv.-Nr. 198

gut bezahlte Facharbeit. Die Arbeiter waren im Gegensatz zu den meisten anderen Berufsgruppen extrem mobil, benötigten keine aufwändigen Arbeitsgeräte, waren nicht ortgebunden und wanderten den guten Löhnen hinterher. In Hamburg siedelten sich ab dem Ende der 1860er Jahre große Gruppen von Zigarrenmachern- und Drehern an. Während ihrer Arbeit wurde in den großen Hallen, in denen die Handwerker zu Hunderten saßen und produzierten, den Arbeitern zur Unterhaltung aus der täglichen Zeitung vorgelesen. So waren die Zigarrenmacher tatsächlich immer die am besten politisch informierte Gruppe unter den Arbeitern, keine andere Berufsgruppe unter den Handwerkern hatte tagsüber solch einen Zugang zur Information bei der Arbeit.<sup>10</sup>

### **Vormärz und Revolution auf dem Gebiet des heutigen Rheinland-Pfalz**

Im Hinblick auf politische Auswanderungen war im 19. Jahrhundert in den Regionen der damaligen Regierungsbezirke Koblenz und Trier (der Rheinprovinz), dem Gebiet Rheinhessen, dem westlichen Nassau und der linksrheinischen Kurpfalz die Zeit vor, während und nach der Revolution 1848 die bedeutsamste. Eine bemerkenswerte Anzahl von Auswanderervereinen<sup>11</sup> und organisierten Ausreiseunternehmungen von Gruppen, die sich 1832/33 gründete, deutet auf die Popularität der Idee der Auswanderung nach den Ereignissen des Hambacher Festes (1832) und des Frankfurter Wachensturms (1833) hin. Auswanderungen wie die der Zweibrücker Familien Engelmann und Hilgard oder die der hessischen bzw. rheinhessische Auswanderergesellschaft von Paul Follen und Friedrich



Friedrich Kaiser: Die Rheinbairischen Aufständischen im Jahr 49 nach der Natur, Aquarell über Bleistift, Theodor-Zink-Museum, Graf. Slg. Inv.-Nr. 116

Münch zeugen von politischen Motivationen mit teils utopischen Vorstellungen bezüglich der Neuen Welt, den USA.<sup>12</sup> Engelmann schrieb kurz vor seiner Auswanderung: „Ich gelangte zu der klaren Überzeugung, dass eine zahlreiche Familie, wie die meinige, in einem [...] geplagten Ländchen wie die bayrische Rheinpfalz keinen geeigneten Wirkungskreis, kein fröhliches Gedeihen finden würde; dass hingegen die große amerikanische Union mit ihrem unermesslichen Gebiete, ihren freien Institutionen und ihrer unberechenbaren Zukunft jeder menschlichen Kraft den freiesten und großartigsten Spielraum biete.“<sup>13</sup>

Am 18. Mai 1849 gründete sich nach der Ablehnung der Kaiserkrone durch den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. in der Kaiserslauterer Fruchthalle eine provisorische Regierung der Pfalz, die eine Loslösung von Bayern und die Gültigkeit der gescheiterten Verfassung anstrebte. Im Verbund mit badischen Truppen mussten

sich die Revolutionäre aber gut einen Monat später den weit überlegenen preußischen Truppen ergeben.

In den südlichen Gebieten der Rheinprovinz kam es nicht zu einem derartigen militärischen Aufstand während der Revolution, die Unruhen manifestierten sich jedoch auch in den Metropolen der Region. Die Hauptstadt der Rheinprovinz, Koblenz, erlebte die vormärzliche Zeit, kurz vor Ausbruch der Revolution in Anspannung und politischer Unruhe. Das Koblenzer Spezifikum, dass die Stadt sowohl Festungs- als auch Garnisons- und Behördenstadt in der 1815 neu gestalteten preußischen Rheinprovinz war, führte verstärkt zu einer Situation, die für die Rheinprovinz insgesamt charakteristisch war: dem Konflikt zwischen katholischer Bevölkerungsmehrheit und preußisch-protestantischer Obrigkeit. Dieser Konflikt äußert sich besonders während des Kölner Kirchenstreits 1838 und in der politisierenden Situation während der Revolution 1848/49, als vor allem das La-

ger der Katholiken auseinanderbrach und sich neu formierte.

S.266–268; Münch 1873; Follenius/Münch 1833.

<sup>13</sup> Zitiert bei Becker 1958, S.266.

<sup>14</sup> Vgl. Heinz 1989, S.199

Wie Eingangs erwähnt stellt die politische Auswanderung nur einen zahlenmäßig kleinen Teil der gesamten deutschen Auswanderungsbewegung im 19. Jahrhundert dar. Auch wenn im Zusammenhang mit der Revolution 1848/49 von einer umfangreichen Fluchtbewegung gesprochen wird, so handelt es sich doch beim Beispiel der Pfalz nur um eine Größenordnung von etwa 4000 Flüchtlingen, von denen nach Schätzungen nur gut 1000 tatsächlich in die USA auswanderten.<sup>14</sup> Trotz dieser Zahlen ist es aber gerade die Gruppe der politisch motivierten Auswanderer, die einen enormen Schatz an Quellen liefert, der eine facettenreiche Analyse der historischen Zeitgeschichte möglich macht. Dies liegt nicht zuletzt an der qualitativ höheren Auseinandersetzung der einzelnen Individuen mit ihrer persönlichen Situation und Auswanderungsmotivation.

<sup>1</sup> Zu den Zahlen der Auswanderung siehe Marschalck 1973, S.35–39 u. S.48–71.

<sup>2</sup> Vgl. u. a. Cornelia Foerster 1982.

<sup>3</sup> Huber 1968. S.174; Reiter 1992, S.100–104.

<sup>4</sup> Vgl. Weber 1970. S.18f. und Kowalski 1978.

<sup>5</sup> Vgl. Kunz 1990; Struve 1849; Struve 1850

<sup>6</sup> Im Vormärz traf es das bürgerlich-republikanische Lager und während der Sozialistengesetze vorwiegend proletarisch-sozialistische und sozialdemokratische Kreise.

<sup>7</sup> Vgl. hierzu: Henßler 2007 und Rattermann 1911.

<sup>8</sup> Vgl. Ulrich Klemke: Vormärz emigration und das deutsch-amerikanische Pressewesen, in: Eke 2005 S. 429–441 und Franz Mehring: Deutsch-Amerikanisch-Afrikanische Allianzen: Aktivisten des Vormärz und der amerikanische Abolitionismus, in: Eke 2005, S.391–427.

<sup>9</sup> Das Sozialistengesetz wurde in den Jahren seiner Gültigkeit mit einigen Erweiterungen und Zusätzen versehen, so wurde der grammatikalische Plural des Begriffs gebräuchlich.

<sup>10</sup> Vgl. Rössler 1989

<sup>11</sup> Eine Liste (nicht vollständig) von Auswanderervereinen von 1830 bis 1850 findet sich bei Marschalck 1973, S.21.

<sup>12</sup> Vgl. Becker / Engelmann 1958; Albert Becker: Theodor Hilgard und seine Auswanderung nach Amerika 1835, in: Pfälzisches Museum 39 (1922),

## Vom Westerwald nach Milwaukee: Die Auswanderung Heinrich Georgs im Jahr 1852

Mitte des 19. Jahrhunderts galt der Westerwald als „Land der armen Leute“. Einzige Einnahmequelle der Menschen war meist nur die Landwirtschaft auf dem kargen Mittelgebirgsboden. Wirtschaftliche Not prägte die Verhältnisse. Die Auswanderungsquote war daher in dieser Region besonders hoch. Die offizielle Auswanderungsstatistik des Herzogtums Nassau, wozu der größte Teil des Westerwaldes zwischen 1815 und 1866 gehörte, verzeichnet allein für die Jahre 1849–1868 insgesamt 3.366 Auswanderer aus den Ämtern Dillenburg, Hachenburg, Hadamar, Herborn, Marienberg, Montabaur, Rennerod und Wallmerod, die in die Vereinigten Staaten gingen. Es waren hauptsächlich Kleinbauern und von Lohn lebende Bevölkerungsgruppen, einschließlich schlecht verdienender Handwerker, die ihrer alten Heimat den Rücken kehrten und sich in der Neuen Welt ein besseres Leben erhofften.<sup>1</sup>

Heinrich Georg, geboren 1821 in Langenau-bach bei Dillenburg, war einer dieser Auswanderer. Auch er verließ 1852 seine Heimat aus wirtschaftlichen Gründen. Seine Erlebnisse während der Reise nach Amerika schilderte er in einem umfangreichen Tagebuch, das 1853 in Dillenburg veröffentlicht wurde.<sup>2</sup> Heinrich Georgs Aufzeichnungen vermitteln einen guten Eindruck von den vielfältigen Erfahrungen, die Amerika-Auswanderer um die Mitte des 19. Jahrhunderts machten bzw. machen mussten und können daher nahezu als typisch für diese Zeit gelten. Dass sie veröffentlicht wurden, war in dieser Zeit auch keine Seltenheit. Großer Bedarf herrschte an zuverlässigen Informationen über die Neue Welt im „Jahrhundert der Massenauswanderung“, was eine Flut an einschlägigen Publikationen nach sich

zog. Neben Romanen und Erzählungen wurde eine Vielzahl von Führern und Ratgebern veröffentlicht. Um 1850 bemühte sich der von der Regierung unterstützte „Auswanderungsverein für das Herzogtum Nassau“ durch Ankauf und Verteilung entsprechender Literatur an Auswanderungswillige das Informationsbedürfnis zu stillen. Die Veröffentlichung der Erlebnisse Heinrich Georgs versprach somit im Westerwald zahlreiche Abnehmer zu finden, da Werke, die von Personen aus der eigenen Heimat verfasst waren, bei den Lesern in der Regel eine höhere Glaubwürdigkeit genossen. Im Vorwort des Herausgebers wurde ausdrücklich auf den Zweck der Publikation hingewiesen:

*„Möchte somit die Schrift in reichem Maße ihren Zweck erfüllen und dem Auswanderer als Führer dienen; wie er sich vor Schaden zu hüten und sein Unternehmen zu einem möglichst ersprießlichen zu machen habe.“*

Sich vor Schaden zu hüten war für Auswanderer des 19. Jahrhunderts auch dringend erforderlich. Mit der massenhaften Auswanderung ließ sich in vielerlei Hinsicht Profit erzielen: Reeder, Gastwirte, Händler, Auswanderungsagenten und andere Geschäftemacher unterschiedlichster Sparten versuchten an den meist unerfahrenen Auswanderern Geld zu verdienen.

Anlass zur Klage boten vielfach unseriöse Auswanderungsagenten. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren die deutschen Territorien mit einem Netz von Agenturen und Unteragenturen überzogen. Um gegen betrügerische Agenten vorzugehen wurden zwischen 1846 und 1853 in mehreren deutschen Staaten, so auch im Herzogtum Nassau, Verordnungen erlassen, die eine Konzessionspflicht für Auswanderungsagenten vorsahen. Annoncen in den einschlägigen Zeitungen belegen, dass auch im Wester-

wald eine Vielzahl solcher (Unter-)Agenturen existierte, die für ihr Geschäft warben. Es waren meist Pastoren, Lehrer, Handwerker oder Beamte, vor allem aber Gastwirte und Krämer, die sich im Nebenerwerb als Auswanderungsagenten betätigten.

Mit zunehmender Verbreitung der Dampfschiffahrt seit den 1860er Jahren übernahmen die großen Reedereien immer häufiger selbst die Organisation der Reise. Die vormaligen Unteragenten der Schiffsmakler bzw. Schiffsexpedienten in den Ortschaften des Westerwaldes wurden dadurch oftmals zu Reedereiagenten.

Bis weit über die Jahrhundertmitte hinaus war der schlechte Ruf der Auswandereragenten weit verbreitet. Auch Heinrich Georg wurde etwas misstrauisch, als sein Agent die Pässe und das restliche Passagegeld mit dem „Schiffskontract“ in Empfang nahm und die Reisenden *„dafür nichts, als ein kleines Blättchen Papier erhielten, auf dem mit ein paar Zahlen die betreffende Summe vorgemerkt war, ohne irgend ein anderes Wort oder eine Unterschrift“*. Georg hatte jedoch Glück: Er war in Herborn an einen seriösen Vermittler geraten.

Mit dem Abschluss eines Vertrages bei einem seriösen Agenten waren jedoch keineswegs alle Probleme gelöst. Neben vielfältigen individuellen Vorbereitungen, die ein so folgenschwerer Schritt erforderte, war die Auswanderung im 19. Jahrhundert mit einer Reihe behördlicher Formalitäten verbunden. Zwar betrieb das Herzogtum Nassau insgesamt eine relativ liberale Auswanderungspolitik, bestimmte Voraussetzungen mussten jedoch erfüllt sein, um die „Entlassung aus dem Untertanenverband“ beantragen zu können. Hierzu gehörten: männliche Antragsteller mussten ihren Militärdienst absolviert haben, Familienväter brauchten die Zustimmung ihrer Frauen und alle Schulden mussten bezahlt sein.<sup>3</sup> Oftmals mit finanziellen Verlusten verbunden war die Veräußerung desjenigen Besitzes, der nicht mitgenommen werden konnte. Heinrich Georg, der nach eigenen Angaben selbst nicht viel besaß und daher weder großen Laufereien bei Gericht aus-

setzt, noch zu „Bücklingen“ bei den Behörden genötigt war, bemerkte hierzu:

*„...ein Auswanderer muß von allen Seiten gehemmt werden, muß bei Helfern und Helfershelfern bezahlen, muß bei der Versteigerung seiner Habe viel verlieren, und muß, weil er Geld braucht, eine Beute der Kapitalisten werden und denselben bei vierfacher Sicherheit 7 ½ bis 15 Prozent zurücklassen u.s.w.“*

Nach Amerika auszuwandern bedeutete Mitte des 19. Jahrhunderts in der Regel einen Abschied für immer. Heinrich Georg, der seine Heimat zusammen mit seinem achtjährigen Sohn verließ, verabschiedete sich am 23. April 1852 von seinen Freunden in seinem Geburtsort in Langenaubach. Die Abschiedsszenen waren oft schmerzlich, da man nicht nur die gewohnte Heimat und gute Freunde nie mehr wiedersah, sondern oft auch Familien auseinandergerissen wurden.

Heinrich Georg schilderte diesen Moment seinen Lesern nicht ohne Pathos:

*„Der Wagen steht schon vor der Thür, In Gottes Namen zogen wir in Begleitung vieler Freunde aus der Stadt, nahmen rührend Abschied von so manchen zurückbleibenden, geliebten Freunden und entsandten noch einen letzten Scheidegruß auf die Waldgekrönten Berge und lieblichen Thäler der reizenden Gegend hinüber.“*

Die Verkehrsverhältnisse des Westerwaldes waren zu diesem Zeitpunkt noch mangelhaft. Der Bahnbau in der Region setzte erst später ein, so dass die Menschen noch auf Fuhrwerke angewiesen waren. Am ersten Tag gelangte die Reisegruppe, der sich Georg angeschlossen hatte, bis Hof im Oberwesterwald, wo sie zusammen mit anderen Auswanderern in einem großen Wirtshaus übernachteten.

*„Das Abendessen etc. war mangelhaft, die meisten lagen auf Streu ... Etliche junge Mädchen oder die Mägde hatten die Nacht mehrere Kleider der Passagiere heimlich – wohl nach Moneten visitirt – schändlich! – die Zeche gepfeffert.“*

Die Gefahr bestohlen oder übervorteilt zu

werden, bestand während der gesamten Reise. Die einschlägigen Auswandererführer widmeten daher den Ratschlägen zum Schutz des Eigentums umfängliche Passagen.

Der Weg führte Heinrich Georg weiter über Hachenburg (24. April), wo sich sein Bruder verabschiedete, der ihn noch bis dahin begleitet hatte, und Siegburg (25. April) nach Köln.

Köln war zu dieser Zeit ein Verkehrsknotenpunkt für Auswanderer. Hier wurden die Verkehrsmittel gewechselt, d.h. man war zu einem Zwischenaufenthalt gezwungen.<sup>4</sup> Für die meisten Auswanderer aus dem Westerwald, die in ihrem eng begrenzten regionalen Erfahrungshorizont aufgewachsen waren, bedeutete ein solcher Aufenthalt oft den ersten Kontakt mit einer Großstadt und den damit verbundenen Widrigkeiten. Übervorteilungen durch Gastwirte, Geldwechsler und Händler verschiedener Sparten waren an der Tagesordnung.

Der Aufenthalt in Köln dauerte drei Tage. Als ehemaliger Fremdenlegionär war Georg nicht so unerfahren wie die meisten seiner Mitreisenden. Er schaute sich den Dom und die anderen Sehenswürdigkeiten der Stadt an und die Reisegruppe versorgte sich mit notwendigen Dingen wie Decken, Flinten, amerikanischem Geld u.s.w.. Späteren Auswanderern gab er noch den Rat: *„Laßt Euch hier nicht so viel Eau de Cologne aufschwätzen; wir nahmen gar keins und kamen doch durch.“*

Am 28. April ging die Reise von Köln aus weiter über Aachen und Verviers zum Einschiffungshafen Antwerpen, das neben Hamburg, Bremen, Rotterdam, Liverpool und Le Havre zu den bedeutenden westeuropäischen Auswandererhäfen gehörte.

Zwischen Köln und Antwerpen verkehrte bereits eine Eisenbahn, so dass die Fahrt, einschließlich der Zollformalitäten an der belgischen Grenze, nur etwa elf Stunden dauerte. Da Auswanderer in der Regel nur die billigsten Fahrkarten besaßen, war es notwendig, Essen und Trinken und vor allem warme Decken mitzunehmen, da die Eisenbahnwaggons nicht beheizt waren. Eisen-

bahnreisen waren somit, zumindest für wenig bemittelte Reisende, trotz des schnellen Fortkommens nicht unbedingt ein Vergnügen. Gerade Auswanderer wurden nicht selten wie eine Ware behandelt. Heinrich Georg bemerkte hierzu: *„11 ½ Uhr an der Eisenbahn, anfangend eine Waare zu sein (an der jeder etwas verdienen will)“*. Leider hatte er versäumt, sich in Köln mit Brot einzudecken. Dank seiner in der Fremdenlegion erworbenen Französischkenntnisse, konnte er sich jedoch mit dem belgischen Eisenbahnbeamten verständigen, der ihm unterwegs das notwendige verschaffte.

In Antwerpen kam die Reisegruppe abends um 10.30 Uhr an. Abendessen und Nachtquartier waren akzeptabel. Am nächsten Morgen wurden die notwendigen Formalitäten schnell erledigt. Georg erwähnte ausdrücklich, dass sie im Büro der Auswanderungsagentur *„ausgezeichnet artig behandelt wurden“*. Zwar berichtete er nicht von aufdringlichen Straßenhändlern, die den Auswanderern allerlei nützliche bzw. unnütze Dinge aufzuschwatzen versuchten, das Geschäft mit den Auswanderern florierte jedoch trotzdem. Die Wirtin des Gasthofes bot sich nur allzu bereitwillig an, beim Kauf der notwendigen Dinge behilflich zu sein und führte sie in ein entsprechendes Geschäft mit einer großen Auswahl an Waffen, Werkzeug, Kochgeschirr u.s.w.. Heinrich Georg kaufte dort einiges, da er den Preis für angemessen hielt. *„...trotzdem machte unsere Wirtin zweifelsohne etliche %chen dabei auf unsere Rechnung. Dennoch finde ich es besser, dasselbe hier zu kaufen, als solches zu Hause ungeschickt machen zu lassen. Procenterchen will einmal jeder am Auswanderer verdienen.“* In einem anderen Laden wurde noch Kaffee, Tee, Zucker, etc. gekauft, Georg empfahl weiterhin, sich mit Gewürzen und, wenn es das Budget erlaubte, einigen Krügen Mineralwasser einzudecken. Besondere Aufmerksamkeit war während der Seereise dem Kaffee zu schenken: *„Den Caffee könnt ihr stets auf dem Schiff mahlen und sollte er feucht sein, an der Küche trocknen; doch macht Euch dazu einen guten Behälter, da er gerne den schlechten*

*Geschmack von dem Schiffsgeruch oder daran liegenden Sachen annimmt.“*

Streitereien gab es bei der Abreise noch mit dem Wirt, der, statt der vereinbarten 1 ½ Francs pro Tag, bei der Abreise plötzlich 2 Francs forderte, die Georg jedoch nicht bezahlte.

Die Reise war insgesamt gut organisiert, so dass der Aufenthalt in Antwerpen nur wenige Tage gedauert hatte. Am 1. Mai begann die Seereise über den Atlantik. Das Schiff, die Besta, eine finnisch-russische Barke, war erst kürzlich mit einer Ladung Getreide aus Odessa in Antwerpen eingelaufen. Das Schiff war kurzfristig für den Auswanderertransport umfunktioniert worden, indem ein Zwischendeck zwischen Oberdeck und Laderaum eingezogen worden war. Hierbei handelte es sich um grob gezimmerte provisorische Quartiere, die für die Rückfahrt von Amerika nach Europa wieder entfernt wurden, um Platz für Fracht zu schaffen.

Zur Zeit der Segelschiffe, d.h. bis in die 1860er/70er Jahre, war die Überfahrt strapaziös. Zwar gehörten Mitte des 19. Jahrhunderts die mitunter lebensgefährlichen Überfahrtbedingungen früherer Zeiten bereits der Vergangenheit an, eine Erholungsreise war die Überfahrt im Zwischendeck jedoch nicht. Die zweistöckigen Auswandererkojen waren in der Regel viel zu kurz und zu schmal. Jedem Erwachsenen standen, gemäß den sich überall in Europa mehr und mehr durchsetzenden Auswandererschutzbestimmungen, mindestens 47 cm Breite zur Verfügung, für Kinder rechnete man die Hälfte. Das Zwischendeck der Besta entsprach wohl den gängigen Normen:

*„Ich stieg ins Zwischendeck und fand, wie jenes Judenmädchen, – „Nicht ´mal´ ei´ Sophia d´rin“ – aber auf beiden Seiten zwei über einander befindliche große Apfelgerüste von zusammen genagelten Brettern mit je 7´ (Zoll C.N.) breit und alle 7´ in der Länge, mit einem Brette unterschlagen – Betten (Cojen) für je 4 Passagiere.“*

Zwar wurde zumeist der größte Teil des Auswanderergepäckes im Laderaum unter dem Zwischendeck verstaut, es stapelten

sich jedoch trotzdem eine Vielzahl von Kisten und Kästen zwischen den Kojen, weil sie Dinge enthielten, die entweder während der Reise benötigt wurden oder von denen man sich nicht trennen wollte. Georg wertete diesen Umstand sogar positiv:

*„Die Kisten stehen alle im Zwischendeck, eine Reihe vor den Betten und eine doppelte in der Mitte der Länge nach, so dass sich auf beiden Seiten ein Gang bildet, der in die oberen Cojen das Einsteigen erleichtert.“*

Neben der Enge des Zwischendecks war die Hygiene ein zentrales Problem. Die Belüftung erfolgte in der Regel lediglich über die Ladeluken, die bei Regen geschlossen werden mussten; auch die Besta hatte keine Seitenfenster am Zwischendeck, wie einige amerikanische Auswandererschiffe. So klagte Georg während der Überfahrt mehrfach über die schwüle Luft, in der man ständig schwitzte. Bei starkem Regen drang Wasser in den Raum ein, so dass die Passagiere und deren Betten nass wurden. Die Auswanderer auf der Besta nutzten daher sonnige Tage, um die Betten an Deck zu lüften. Bei stürmischem Wetter konnte es passieren, dass die Kisten im Zwischendeck hin und her flogen, obwohl diese mit Holzklötzen festgenagelt waren. Der Kapitän, den Heinrich Georg sehr lobte, d.h. unter Schikanen der Schiffsbesatzung hatten die Passagiere nicht zu leiden, ließ unter den Passagieren sogenannte Vormänner wählen, die für Ordnung und Sauberkeit verantwortlich waren. Trotzdem waren während der Reise kleinere Diebstähle vorgekommen. Mehr als 200 Menschen unterschiedlichster Herkunft auf engstem Raum zusammengepfercht: Unter solchen Umständen blieben Auseinandersetzungen unter den Passagieren nicht aus. Besondere Probleme bereitete auf der Besta eine Gruppe junger Schwaben:

*„Eine Gesellschaft von ca. 10 jungen Schwaben mit ein paar Mädchen haben ihre Cojen uns vis avis; sie sind sehr roh, denn sie spielen heute, obschon es Sonntag ist, Karten, fluchen, singen und janhageln, Sitte, Anstand und Religion verletzend, zum Abscheu jedes besser Denkenden. Auch nicht*

*übel für einen Vater, der Mädchen bei sich hat und bessere Sitten höher achtet, als die Lümmels.“*

Um sich vor Ungeziefer zu schützen, wurden unterwegs die Betten mehrfach mit salzigem Kalkwasser bestrichen. Die wenigen Aborte und fehlende medizinische Versorgung führten dazu, dass sich Krankheiten auf den Schiffen ungehindert ausbreiten konnten. Unter den Passagieren der Besta fand sich kein Arzt oder Apotheker. Zwar waren die Reisenden vor Fahrtantritt durch einen Arzt untersucht worden, die schwierigen Verhältnisse an Bord führten jedoch dazu, dass während der Überfahrt eine Reihe von Leuten an Wasserpocken erkrankte. Weiterhin ereilte die obligatorische Seekrankheit zu Beginn der Reise nahezu alle Passagiere.

Eindrucksvoll schilderte Georg, der selbst nicht seekrank wurde, die Leiden seiner Mitreisenden:

*„Um 7 Uhr abends herrschte ein Zustand, der sich mitmachen, aber nicht beschreiben lässt. – ...Die übrigen 200 Passagiere, alle in dem selben Raum, fingen nun an, auf das rückhaltloseste sich allen Essens, das sie im Leibe hatten, zu entledigen, es gab Bilder, Auftritte, Plätschern, Jammern und Unreinigkeiten in so hohem Grade, dass ich mich vor Ekel auch ein einzigmal übergeben musste, ...“*

Zur Vorbeugung gegen die Seekrankheit empfahl er, neben häufigem Verweilen an Deck und viel Bewegung, vor allem den Magen nicht zu überladen.

Die Lebensmittel an Bord waren: *„contractmäßig, und gesetzlich, sowohl in Qualität und Quantität, Maass und Gewicht“*. Die Auswanderschutzbestimmungen hatten der bis zum frühen 19. Jahrhundert üblichen Selbstverpflegung ein Ende bereitet; die Schiffseigner waren seither verpflichtet, ausreichend Lebensmittel mitzuführen und an die Passagiere zu verteilen, so dass auch bei längerer Überfahrt die Versorgung gewährleistet war. Eine Regierungskommission hatte dies vor Antritt der Fahrt auf der Besta überprüft, auch die Wasserfässer waren untersucht und danach sogar ge-

stempelt worden. Schwierigkeiten bereiteten jedoch die zu wenigen Kochstellen an Bord:

*„Es ist gar mühsam, bei schlechtem Wetter und starken Schwankungen zu kochen, und bleibt es dann den geschicktesten Männern überlassen, denen es oft begegnet, dass wenn sie ihre Mahlzeit fertig zu haben glauben, ein Anderer in rohem Muthwillen ihre Kessel rückt oder abhenkt, wodurch ihr mühsam fertig gebrachtes Essen aufs Verdeck rollt und in den Schmutz fällt. So hat man sich fast täglich abzumühen.“* Trotz all dieser Widrigkeiten verlief die Überfahrt der Besta insgesamt ohne größere Probleme. Heinrich Georg versäumte es an dieser Stelle nicht, seinen Lesern noch einmal eindringlich die Vorteile einer Auswanderung über Antwerpen vor Augen zu führen. Dass hiermit auch eine werbende Absicht des Herausgebers verbunden war, ist sehr zu vermuten.

*„...wir hatten aus gutem Grunde die Route über Antwerpen genommen und uns nicht getäuscht, denn an guten Lebensmitteln und trefflichem Trinkwasser fehlte es nicht, an Kohlen ebenfalls nicht; dabei eine Behandlung, so human und prächtig, dass es im Vergleich zu den Klagen über Bremen und besonders Liverpool, wo die Leute fast verhungert sind, wo sie oft nicht unbedeutende Summen für schändlich theure Lebensmittel noch ausgeben mussten, wo nicht, wie bei uns von 200 Passagieren nur ein krankes Kind starb, nein, wo von 100 – 5, und mehr auf der Reise den Folgen des Elends, des Thyphus ec. erlagen.“*

Am 15. Juni, d.h. nach mehr als sechs Wochen, was eine damals durchaus übliche Fahrtzeit war, erreichte die Besta den Hafen von New York. Wichtigster Ratschlag für das Verhalten bei der Ankunft war: *„Geht nicht vom Schiff!“*. Der Grund hierfür waren die sogenannten „runners“, die mit allen möglichen Tricks versuchten, den Neuankömmlingen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Sie waren straff in Gruppen organisiert, die sich zum Teil heftig bekämpften. Erst als 1855 in Castle Garden die erste Einwanderersammelstelle errichtet wurde, ge-

lang es der amerikanischen Regierung, das Runnerunwesen einzudämmen.

Auch die Einwanderer auf der Besta wurden von den Runnern nicht verschont, als sie mit dem Dampfboot an Land gebracht wurden, nachdem die vorgeschriebene Quarantänezeit abgelaufen und die Zollformalitäten erledigt waren:

*„Der ärgste deutsche Feuerlärm ist kein Vergleich gegen das Durcheinanderschreien der Heerde Runner, Agenten, Schläger, Diebe Fuhrleute, Wirthe ec., die aus allen Ecken auf das Dampfschiff steigen, sich selbst auf das fürchterlichste zanken, die schlechtesten Schweinigkeiten vorwerfen, und das alles in deutscher Sprache, dass einem Hören und Sehen vergehen sollte.“*

Heinrich Georg empfahl, in dieser Situation nicht den Kopf zu verlieren, nüchtern zu bleiben und sich fest, männlich und besonnen zu zeigen.

Er blieb einige Tage in der beeindruckenden Stadt, bevor er seine Weiterreise antrat. Beim Kauf der Tickets war wiederum Vorsicht geboten. Um unnötige Vermittlergebühren zu sparen, besorgte man sich diese am besten direkt am Bahnhof oder auf den Dampfbooten, deren Bestimmungsorte groß an den Schiffen angeschrieben waren. Georg nahm nicht die Michigan-Eisenbahn, die einen eher schlechten Ruf hatte, sondern bevorzugte die Fahrt mit dem Dampfboot über den Erie-Huron- und Michigansee. Auf dieser Route war nicht nur ständig gutes Trinkwasser vorhanden, sondern man konnte auch an den Orten, an denen angehalten wurde um Kohle zu bunkern, preiswert frische Lebensmittel einkaufen. Am 27. Juni erreichte er Milwaukee, mit dessen Beschreibung seine Reiseaufzeichnungen endeten.

Er konstatierte für Stadt und Umland ein *„ungemein schnelles Aufblühen“*. Milwaukee war daher *„dem deutschen Auswanderer mit Recht zu empfehlen“*. Die naturräumlichen Voraussetzungen waren ähnlich wie in Deutschland, Industrie und Landwirtschaft boten Einwanderern ein gutes Auskommen. Besonders günstige Möglichkeiten prognostizierte Georg Schneidern und

Schuhmachern. Voraussetzung war jedoch in jedem Fall ein gewisses Grundkapital.

*„Jemand, der ein gutes Handwerk kann, und einiges Capital besitzt, findet hier weit eher, als in Europa, seine Rechnung. – Landleute dagegen, welche bis Milwaukée gekommen sind, und nur noch ein paarhundert Gulden übrig haben, müssen sich, wenn sie Congreß-Land, 40 Acres für 50 Dollar erwerben wollen, bereits 80 englische Meilen ins Innere wenden, und einen Wagen für 50-80 Dollar, zwei Ochsen für einen ähnlichen Preis, einen Pflug, Geschirr, Einsaat, Lebensmittel und ein Haus (Blockhaus) kaufen oder erwerben können, und sind zu beklagen, wenn dazu ihre Mittel nicht ausreichen.“*

Als weitere Voraussetzungen nannte er Fleiß und Zielstrebigkeit:

*„Solidität ist die Grundlage aller Achtung und Vorwärtskommen die Losung in dem großen Kampfe der gegenseitigen Interessen. Müßiggänger und Trunkenbolde (der Whyskey ist sehr billig hier) sind zu bedauern, Verachtung ist ihr Los.“*

Einen wesentlichen Vorteil des Lebens in Amerika sah Georg in den dort herrschenden Freiheiten: *„Ihr genießt hier alle Freiheiten, freies Vereinsrecht, Massenversammlungen, u.s.w. ohne Gendarmen und ohne Gefahr für Ruhe und Sicherheit.“* Auch die im Deutschland des 19. Jahrhunderts übliche devote Haltung gegenüber Höherstehenden war in den Vereinigten Staaten unüblich: *„Das Hutabziehen, sowie Complimente und Bücklinge sind, selbst bei Gerichten, nicht gebräuchlich.“*

Die Sitten der Amerikaner unterschieden sich überhaupt deutlich von denen in Deutschland:

*„Eine auffallende Sitte des Amerikaners ist, dass er, wo er geht und steht, Tabak kaut, dabei hat er stets den Hut auf dem Kopf und geht Sommers in Hemdsärmeln einher. ... Die Hände in den Taschen, den Hut im Nacken, sieht man ihn häufig auf einem Stuhle in der Weise sitzen, dass die Beine auf einem gegenüberstehenden Stuhle oder sonstigen Gegenstände ruhen. Beständig sinnend und rechnend, scheint ihn dabei eine stoische Ruhe und Gelassenheit zu beseelen.“*

Heinrich Georg vermied es insgesamt, in seinem Bericht ein zu positives Bild der Verhältnisse zu zeichnen. Vielmehr führte er aus, alles so geschildert zu haben, wie es ihm nach seinem „*schlichten Verstande möglich war.*“

Um den Quellenwert seiner Aufzeichnungen richtig zu beurteilen, ist zu berücksichtigen, dass die Reiseerlebnisse veröffentlicht wurden, d.h. vieles wurde redigiert; schließlich hatte die Schrift den Zweck, potenzielle künftige Auswanderer zu ermuntern. Trotzdem handelt es sich um erlebnisnahe Schilderungen, die über die deutsche Amerika-Auswanderung um die Mitte des 19. Jahrhunderts interessante Details vermitteln.

<sup>1</sup> Zur Auswanderung aus dem Westerwald vgl. Bartolosch / Neutsch / Roth 1996 (der Band bietet eine umfangliche Bibliographie zur Thematik).

<sup>2</sup> Georg 1853 (die folgenden, nicht einzeln nachgewiesenen Zitate vgl. ebda.).

<sup>3</sup> Vgl. hierzu: Ingrid Schöberl: Auswanderungspolitik in Deutschland und Einwanderungspolitik in den Vereinigten Staaten, in: Germantown 1982, S. 324ff.; speziell zum Herzogtum Nassau vgl. Struck 1966.

<sup>4</sup> Zu den Reisebedingungen von Auswanderern im 18. und 19. Jahrhundert vgl. Hartmut Bickelmann: Das Abenteuer der Reise, in: Germantown 1982, S. 330ff.; ferner Cornelius Neutsch: Die Reise: Vom Abenteuer zur organisierten Massenbeförderung, in: Bartolosch / Neutsch / Roth (Hrsg.) 1999, S. 21.ff.

## Auswanderungsagenten



Postkarte Norddeutscher Lloyd, um 1920, Inst. für Pfälzische Geschichte und Volkskunde

Die Auswanderungsagenten gewannen im Laufe der Jahrhunderte innerhalb des Auswanderungsprozesses immer mehr an Bedeutung. Ihre Rolle wandelte sich von ursprünglichen Werbern im 17. und 18. Jahrhundert zu zugelassenen Vermittlern und Organisatoren, die den Massen von Auswanderern im 19. Jahrhundert bei ihrem Vorhaben unterstützend zur Seite standen. Werber, die im Auftrag von Grundbesitzern aus Übersee arbeiteten, traten bereits zu Beginn des 18. Jahrhundert in Erscheinung. Diese Werber sollten potentielle Auswanderer von den Vorzügen bestimmter Gebiete, beispielsweise den englischen Besitztümern in Amerika, überzeugen, denn dort wurden vor allem Bauern gebraucht, um

die Landstriche zu bevölkern und die Wirtschaft anzukurbeln. Außerdem beschäftigten Reeder, die mit dem Platzangebot auf Schiffen ihrerseits aus der Auswanderung Profit schlagen konnten, in den Hafenstädten Mittelsmänner, die mit den Auswanderern vor Ort Verträge für die Überfahrt abschlossen. Mit der steigenden Auswandererzahl erhärtete sich auch der Konkurrenzkampf in den Hafenstädten, sodass die Werber, die immer zahlreicher auftraten, ihre Tätigkeit auch auf die einzelnen deutschen Staaten ausdehnten. Die Tatsache, dass sie für jeden geworbenen Auswanderer eine Provision kassierten, erklärt ihre tüchtige Arbeitsweise. Diese Einstellung brachte ihnen den Beinamen „Seelen-

*Sur N. 30.*  
*Handwritten signature*  
 1. Original, welches dem Auswanderer in Händen belassen werden muß.

*Handwritten notes:*  
 Wegen Versicherung  
 für die Reise nach New York



# Schiffs-Contract.

Der unterschriebte **C. Stählen**, sei. Notar in Heildronn, und durch hohes Befehl des K. Minis. des Innern vom 27. März 1847 zum Betrieb des Transits von Auswanderern für freie Person ermächtigt, verpflichtet sich, die nachstehenden Personen

Namen:	Wohnort:	Alter:	Stand:
<i>Johann Christian Juch</i>	<i>Lampfad</i>	<i>47 J.</i>	<i>Wirt</i>

also  Erwachsene über 10 Jahren,  Kinder von 1 bis 10 Jahren, und  Säugling unter 1 Jahr zusammen  
 100 Dollar Vermögen besitzen müssen, wenn die Bestimmtheit New-York ist, sonst heutige Uebereinkunft unter nachstehenden Bedingungen  
 von *St.* nach *New York* zu befördern.

Schiffs-Contract für die Überfahrt von Havre nach Neu York 1855, Slg. H. Schmahl

verkäufer“ ein, denn selbst vor windigen Lockmethoden und leeren Versprechungen machten sie nicht halt. Gerade die positiven Nachrichten über Amerika fruchteten bei der verarmten Bevölkerung nur allzu gut und bestärkten die Menschen in ihrem Auswanderungsvorhaben. Im Laufe des 19. Jahrhunderts mit dem Beginn der massenhaften Auswanderung nach Übersee bildete sich der Beruf des Auswanderungsagenten heraus (vgl. Bretting, Agnes: Funktion und Bedeutung der Auswanderungsagenturen in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Bretting / Bickelmann 1991, S. 25 f.). Die steigende Nachfrage verlangte nach einem Berater, der eine Auswanderung organisieren und den Auswanderungswilligen beraten konnte. Während es zu Beginn des 19. Jahrhun-

derts noch üblich war, dass die Auswanderer direkt in den Hafenstädten ihre Schiffsplätze buchten, waren seit den 1840er Jahren in den größeren Städten schon Haupt- oder Generalagenten, die von den Reedern angestellt waren und wiederum Unteragenten in der Umgebung beschäftigen durften, tätig. Es waren vor allem Kaufleute, die sich neben ihren üblichen Geschäften als Agenten um die Belange der Auswanderer kümmerten. Ihnen oblag die Organisation der Reise, von einem ersten Beratungsgespräch über die Buchung eines Schiffsplatzes, manchmal sogar bis hin zur Reisebegleitung zum Abfahrtschiff. Mit der immer größer werdenden Nachfrage nach Plätzen auf Schiffen für Auswanderer stellten sich auch die Schifffahrtsgesellschaften auf diese Entwicklung ein. Das große Interes-

# Bescheinigung

Ende dieses Unterzeichneter bescheinigt hiermit,

dafi:



Ludwig Weimar und Oesbich	40	Jahre alt
Susanna	2	2
Fritz	10	
Wichelgat	9	
Edmund	8	
Franziska	5	
Augusta	3/4	

für ihn und seine Familie sämtliche Ueberfahrtselder ausbezahlt hat, um durch dessen Vermittelung von hier über *Rotterdam* nach *Nordamerika* befördert zu werden.

*Bingen* den 4. Juny. 1844.

*H. Kellermann*

Zur Beglaubigung der Unterschrift des vorstehenden Agenten  
Herrn Kellermann.

*Bingen* den 4. Juny. 1844.

Der Großherzogliche Bürgermeister.



*Kestütz*

se an der Auswanderung und die damit verbundenen Profitmöglichkeiten führten dazu, dass bis zur Jahrhundertmitte die Anzahl der Auswanderungsagenturen stark angewachsen war.

Den gesetzlichen Rahmen für das Agenturwesen schaffte in den 1840er Jahren in Bayern die Konzessionspflicht für die Auswanderungsagenten. Die Reeder waren somit gehalten, Agenten fest anzustellen und erleichterten somit die staatliche Kontrolle. Bereits seit 1837 verlangte die bayerische Regierung von den Auswanderern die Vorlage der Überfahrtskontrakte, bevor sie die Auswanderung bewilligte.

Das Ansehen der Agenten war allerdings nicht das beste. Ihr Geschäft wurde mit Menschenhandel verglichen (vgl. Faltin 1986, S. 73), Profitgier, welche sie über das Wohl der Auswanderer stellten, war einer der häufigsten Vorwürfe. Vor allem die Unteragenten in den Dörfern hatten gegen die großen Zweifel der Bevölkerung ihrer Branche gegenüber zu bestehen. Die geschäftliche Konkurrenz sowie die staatliche Aufsicht führte zwar dazu, dass die Arbeitsweise der Agenten seriöser wurde. Trotzdem konnte es immer wieder passieren, dass Auswanderer an „schwarze Schafe“ aus der Agentenbranche gerieten.

Um ihr Geschäft bekannt zu machen, betrieben die Agenten und die Schifffahrtsgesellschaften Werbung auf verschiedenste Weise. Große Agenturen schalteten regelmäßig Annoncen in Zeitungen und erreichten somit ihre Kunden. Diese Anzeigen fielen allein schon durch ihr großes Format dem Leser ins Auge. Im Text wurden die besonderen Leistungen sowohl der Agentur als auch der Schifffahrtsgesellschaft gepriesen, vor allem Schnelligkeit und Kompetenz wurden hochgehalten. Neben diesen Daueranzeigen gab es aber auch aktuell geschaltete, die beispielsweise auf noch freie Passageplätze verwiesen, für welche man kurzfristig Überfahrtsverträge abschließen konnte. Weitere Werbemittel waren Agentenbrochüren oder Auswanderer-Ratgeber.

**Für Auswanderer nach Amerika.**

**Einzige und regelmäßige Fahrt.**

Die Postschiffe zwischen London und New-York am 6., 13., 21. und 28. jeden Monats zu den stets billigsten Preisen mit freier Beföstigung und Beherbergung von der Ankunft bis zur Abfahrt in London. Abfahrt von Ludwigshafen jeden Samstag früh.

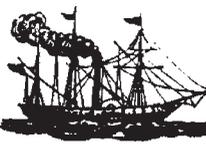
Wegen näherer Auskunft wende man sich an **Daniel Weber** in Kaiserslautern.



Zeitungsanzeige 1849, Inst. für pfälzische Geschichte und Volkskunde Kaiserslautern

**Red Star Linie.**

Zum Abschluß von **Auswanderungs-Verträgen** empfiehlt sich bestens Agent **Joseph Gamber, Landstuhl.**



Zeitungsanzeige, Inst. für pfälzische Geschichte und Volkskunde Kaiserslautern

Erst mit der schrittweisen Verbesserung der Reiseabläufe und des Informationsflusses sowie den abnehmenden Auswandererzahlen nach Übersee verloren die Agenten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ihre Existenzgrundlage. Insgesamt leisteten sie aber einen wesentlichen Beitrag zum reibungslosen Ablauf der massenhaften Auswanderung aus dem pfälzischen Raum im 19. Jahrhundert. Wenngleich es auch immer wieder Betrüger innerhalb dieses Berufsstands gab, waren es doch vor allem seriös arbeitende Agenten, die den Auswanderern eine große Hilfestellung zum Gelingen ihrer Überfahrt in die neue Welt boten.



N. 311



**Königreich Bayern**

**Reise-Pass in das Ausland.**

**Beschreibung**

de/ Personen:  
 Alter 26 1/2  
 Größe 5 1/2  
 Haare dunkelbraun  
 Stirn weiß  
 Augenbraunen blond  
 Augen grün  
 Nase  
 Mund Zymphel  
 Bart  
 Stirn rund  
 Augensicht gerad  
 Gesichtsfarbe gesund  
 Besondere Kennzeichen  
 Unterschrift de. Auswärtigen  
 Kreuz weiß  
 blau

Der Vorstand des Königl. Bayer. Bezirksamts Küssel ersucht hiemit unter dem Versprechen gleicher Gegenstände sämtliche Behörden auswärtiger Staaten

den **Herrn Leon, Alt. von Kassel** **Correé.**

gebürtig } zu **zwei** **Stückes**  
 wechhaft } **welche auf Nordamerika** **ruhg.**  
 unndem **haußfugl**

angeordnet wie sicher lassen zu lassen, auch ihm den etwa bedürftigen Schutz und Beistand zu gewähren.

Gegenwärtiger Pass ist gültig auf ein Jahr **Küssel**, vom 14<sup>ten</sup> Februar 1865.

**Anmerkung.**

Der Inhaber ist gehalten, den Pass jeder künftigen Sperrschloß und jedem künftigen Consulate, deren Hilfe begehrt, vor sich vorzulegen.

*Handwritten signature*  
 KÜSSEL  
 1865

Reise-Pass in das Ausland, ausgestellt vom königl. bayerischen Bezirksamt Küssel, 1865, Slg. H. Schmah

## Quellen

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Ministerium des Inneren (BayHStA Minn), 74208.  
Landesarchiv Speyer (LAsp), Bestand H42, Nr. 134, Folio 157 f.

## Literatur

Bretting, Agnes: Funktion und Bedeutung der Auswanderungsagenturen in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Bretting, Agnes / Bickelmann, Hartmut: Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 1991, S. 11–90.

Faltin, Sigrid: Die Auswanderung aus der Pfalz nach Nordamerika im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung des Landeskommisariates Bergzabern. Frankfurt a. M. 1986 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 293).

Heinz, Joachim: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Zur Geschichte der pfälzischen Auswanderung vom Ende des 17. bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Kaiserslautern 1989 (Beiträge zur pfälzischen Geschichte, 1).

Moltmann, Günter: Das Risiko der Seereise. Auswanderungsbedingungen im Europa-Amerika-Verkehr um die Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Duchhardt, Heinz / Schlenke, Manfred (Hrsg.): Festschrift für Eberhard Kessel zum 75. Geburtstag. München 1992.

Paul, Roland: Auswanderung aus der Pfalz vom 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In Geiger, Michael u. a. (Hrsg.): Pfälzische Landeskunde. Beiträge zu Geographie, Biologie, Volkskunde und Geschichte. Band 3. Landau 1981, S. 235 f.

## Die jüdische Emigration in die USA nach 1933 am Beispiel der Pfalz

An der großen Auswanderungswelle aus der Pfalz nach Nordamerika im 19. Jahrhundert waren Juden in starkem Maße beteiligt. Auswanderungsakten belegen dies, wie beispielsweise jene des Kreises Kusel, die zahlreiche jüdische Viehhändler („Mackler“) unter den Auswanderern verzeichnen. Die Agrarkrisen und Missernten der 1840er und 50er Jahre hatten nicht nur die wirtschaftliche Lage der zudem unter der Realteilung leidenden Bauern verschlechtert, sie hatten infolge des Vieh- und Futtermangels auch die Viehhändler brotlos gemacht, so dass sie in der Auswanderung die einzige Möglichkeit sahen, ihre soziale Lage zu verbessern. So lesen wir in der dem Auswanderungsantrag nachgereichten Begründung des Handelsmannes Simon Wolf von Hinzweiler vom 17. März 1850, „daß weil er kein Vermögen besitze seine Familie bisher rein nur durch die Verdienste als Mackler und Botengänger hatte zu ernähren suchen müssen, und weil selbst auch diese wenigen Verdienste dermalen beinahe ganz aufhörten, so sei er allerdings nothgedrungen sein weiteres und besseres Fortkommen in Amerika zu suchen, und es hätten ihm seine Eltern die bereits schon einige Jahre in Amerika wohnten, so viel Geld mittelst Wechsel zukommen lassen, als er zur Überfahrt für sich und die Seinen bedürfe.“<sup>1</sup> Auch in den 1880er und 1890er Jahren war die jüdische Auswanderung aus der Pfalz nicht unbedeutend. Viele Juden dieser Auswanderungswelle erwiesen sich 40 und 50 Jahre später als Retter für manch einen Emigrant der NS-Zeit.

1933 lebten noch etwa 6.500 Juden in der Pfalz. 1940, zum Zeitpunkt der Deportation der pfälzischen Juden nach Gurs, waren es noch etwa 900 (allein 825 von ih-

nen kamen nach Gurs).<sup>2</sup> Die Zahlen der jüdischen Bevölkerung in der Pfalz von 1933 bis 1940 dokumentieren deutlich den großen Abwanderungsprozess dieser Minderheit. Allerdings wandten sich viele pfälzische Juden zunächst nicht nur dem Ausland zu, sondern suchten vielfach in innerdeutschen Gebieten Zuflucht, vor allem in benachbarten Großstädten wie Mannheim, Karlsruhe und Frankfurt.

Die jüdische Abwanderung aus der Pfalz setzte unmittelbar nach der Machtergreifung Adolf Hitlers ein.<sup>3</sup> Sie sollte vor allem in den Jahren 1938 und 1939 einen Höhepunkt erreichen. Genaue Zahlen über die jüdische Emigration liegen nicht vor, so dass die für die gesamtdeutsche Emigration der NS-Zeit getroffene Feststellung Werner Röders gerade auch für die Pfalz gilt: „Über den Gesamtumfang der erzwungenen Abwanderung von rassistisch Verfolgten und politischen Systemgegnern aus dem Dritten Reich liegen keine präzisen Angaben vor. Die unterschiedlichen Schätzzahlen des Völkerbundes, der Flüchtlingsorganisationen und die Statistik des Judentums in Deutschland ermöglichten auch für die jüdische Emigration bisher nur die Errechnung von Annäherungswerten.“<sup>4</sup>

Im jüdischen Gemeindeblatt für das Gebiet der Rheinpfalz werden für die Zeit von September 1937 bis Oktober 1938 allein 351 Einzelauswanderer und 58 Familien namentlich genannt, die aus den vier pfälzischen Rabinatsbezirken ins Ausland emigriert sind. Die Mehrheit von ihnen, nämlich 296 Personen und 39 Familien, ist nach den USA ausgewandert. Es folgen Argentinien, Frankreich, Palästina, Luxemburg, Holland, England, die Schweiz, Brasilien, Uruguay,

Kolumbien, Südafrika und Kuba.<sup>5</sup>

Die Vereinigten Staaten von Amerika waren von Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft an das begehrteste Einwanderungsland in Übersee, wenngleich die USA die Einwanderungsgesetze verschärft und die Einwandererzahlen begrenzt hatten. Die Quotenregelung legte die jährliche Einwanderung aus den einzelnen Ländern fest, wobei bestimmte Einwandererkategorien bevorzugt wurden, z.B. die Eltern eines US-Bürgers sowie Frau und minderjährige Kinder von legal nach den USA Eingewanderten, die noch nicht im Besitz des US-Bürgerrechts waren. Zu den Einwanderern, für die die Quotenregelung nicht galt („Non Quota-Immigrants“), gehörten

1. Ehefrauen und unverheiratete Kinder von US-Bürgern und
2. Geistliche und Hochschulprofessoren, die nachweislich ihren Beruf in den USA fortsetzen konnten.<sup>6</sup>

Ein Visum wurde erst dann erteilt, wenn das Konsulat davon überzeugt war, dass der Einwanderungswillige nicht der Öffentlichkeit zur Last falle. Als Beweismittel dienten der Nachweis eines Eigenvermögens von mehreren Tausend Dollar oder ein sogenanntes „Affidavit of Support“, die eidesstattliche Bürgschaftserklärung eines in den USA ansässigen Verwandten oder Bekannten.

Zahlreiche auswanderungswillige Juden, vor allem auch viele Pfälzer, waren in der glücklichen Lage, durch ihre früher ausgewanderten Verwandten das ersehnte Affidavit und somit ein Visum zu erhalten. Anderen blieb das Tor zu den USA durch das Fehlen solcher Verbindungen verschlossen. Zwischen vielen pfälzischen Juden und ihren Verwandten in den USA wurden Beziehungen, die längst abgebrochen waren, neu geknüpft, um dadurch einerseits das Affidavit zu erhalten, andererseits aber auch um eine erste Aufnahmestation in der Fremde gesichert zu wissen. Manche wohlhabende Nachkommen pfälzisch-jüdischer Auswanderer, wie z. B. Bernard L. Maas in

Detroit/Michigan oder Morton May in St. Louis, Missouri, Teilhaber der von dem Kaiserslauterer Auswanderer David May in Leadville, Colorado gegründeten Kaufhauskette „May Company“, verhalfen gleich einer ganzen Reihe von Verwandten oder Bekannten zur Emigration in die USA. Morton May verdankte z.B. Hans Feibelmann sein Affidavit.<sup>7</sup> Die – wie Feibelmann – in Kaiserslautern lebende Elisabeth Frank reiste 1936 mit einem Besuchervisum allein in die USA, um entfernte Verwandte in Philadelphia ausfindig zu machen. Sie fand die Verwandten, die ihr auch die gewünschten Bürgschaftserklärungen gaben, so dass sie nach erfolgreicher Mission wieder die Rückreise nach Deutschland antreten konnte. Im folgenden Jahr emigrierte sie mit Ehemann, Tochter und Sohn nach Philadelphia.<sup>8</sup>

Vielfach konnten auch einige der in den zwanziger Jahren nach den USA ausgewanderte Pfälzer Juden ihren Angehörigen zu einer Zuflucht in Amerika verhelfen, wie z.B. der seit 1929 in Chicago lebende Arzt Dr. Julius Roos, der 1936 alle seine Geschwister aus dem westpfälzischen Brücken zu sich holte oder der 1923 nach New York ausgewanderte Schifferstadter Dr. Leo Freundlich, der von den USA aus die Auswanderung seiner Angehörigen betrieb. Zweimal ist er im Dritten Reich sogar nach Deutschland zurückgekehrt, um ihnen die Wege zu ebnet.<sup>9</sup>

Neue Hoffnungen setzten die auf ein Einreisevisum wartenden Juden in die vom amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt einberufene internationale Flüchtlingskonferenz, die vom 5. bis 17. Juli 1938 in dem französischen Badeort Evian am Genfer See tagte.<sup>10</sup> Doch die Erwartungen gingen nicht in der erwünschten Weise in Erfüllung. Erst nach der „Kristallnacht“ und der daraufhin erfolgten Masseninternierung lockerte die amerikanische Regierung – entgegen der überwiegend wenig freundenfreundlichen öffentlichen Meinung – die Einwanderungsgesetzgebung für die Flüchtlinge. So wurden zunächst die Besuchervisa

von etwa 15.000 bereits in den USA eingereisten Flüchtlingen verlängert und später in Einwanderervisa umgewandelt. Das konsularische Verfahren wurde erleichtert, so dass die bislang nicht voll genutzte Einwanderungsquote beansprucht werden konnte. In den Jahren 1939 und 1940 wurde die etwa 27.000 Personen umfassende Quote für in Deutschland und Österreich geborene Einwanderer voll genutzt.<sup>11</sup>

Das jüdische Gemeindeblatt in Berlin veröffentlichte bereits 1937 einige Empfehlungen, die für die Auswanderung nach Amerika sehr wichtig waren. Da heißt es u.a.: „Niemand kann nach Amerika auf die Tatsache hin einwandern, dass er bereits eine Stellung hat, die er antreten will. Und niemand darf arbeiten, der nur auf Touristenvisum ins Land gekommen ist. Nun gibt es zwar die Möglichkeit, seinen Status zu ändern und sein Touristenvisum in ein dauerndes Immigrationsvisum zu verwandeln. Dazu muß man das Land aber erst wieder verlassen, um dann über eins der Nachbarländer, wie Kanada, Kuba oder Mexiko, von neuem einzuwandern. Aber auch dazu braucht man ein Affidavit; und außerdem braucht man Geld: denn die Reise und der Aufenthalt in einem dieser Länder wollen bezahlt sein. Es ist also keineswegs richtig, anzunehmen, daß man bloß erst hier in Amerika zu sein braucht, und daß es dann ein leichtes ist, sein Einwanderungsvisum zu erhalten...“<sup>12</sup>

Viele US-Emigranten hatten eine abenteuerliche und beschwerliche Reise auf sich nehmen müssen, um ihr Exilland zu erreichen. Einer von ihnen war Theodor Haas aus Rülzheim. Er konnte noch im Juni 1940, wenige Monate vor der Deportation der pfälzischen Juden nach Gurs, in die USA emigrieren. In einem Brief an Bernhard Kukatzki schrieb er 1988 aus Prompton, Pennsylvania über seine Odyssee u.a.: „Am 14. Juni 1940 nahm ich den Zug von Rheingönheim und reiste nach Berlin. Ich wohnte mit meinen Eltern in Rülzheim/Pfalz, aber die Nazis beschlagnahmten unser eigenes Haus Mittle-

re Ortsstraße 97 und so fanden wir Zuflucht in Rheingönheim... Mein großes Gepäck, zwei Schiffs koffler, gab ich einer Speditiionsfirma in der Kammerstraße in Berlin zur Beförderung nach Amerika. Ich bezahlte die Fracht, kaufte Versicherungspolice. Ich sah es nie wieder. Es hat Deutschland nie verlassen. Von der Versicherung sah ich keinen Pfennig.... Ich fuhr durch Kaunas (Kowno in Litauen). Ich glaube Visballen war die Grenze. Nach den üblichen Zollformalitäten fuhren wir nach Minsk. Von Minsk ging es nach Smolensk und von Smolensk nach Moskau.“ Von Moskau setzte er seine Reise über Gorki, Perm und Swerlowsk, Omsk, Nowosibirsk, Krasnojarsk und Irkutsk fort. Weiter ging es über die Mongolei nach Japan, von dort per Schiff über Hawaii nach San Francisco. Von dort reiste er dann mit dem Zug zu seiner Schwester nach Buffalo. „Hier in Amerika“, schrieb Haas an anderer Stelle, „bin ich ein ‚Gentleman‘. In Deutschland war ich – ein ‚Sajude‘....Hier in Amerika bin ich wirklich frei. Die meisten Leute in Deutschland wissen überhaupt nicht, was es wirklich ist frei zu sein...“<sup>13</sup>

Die aus Zweibrücken stammende Elisheva Lernau, geb. Kahn, die heute in Israel lebt, schrieb über die Amerika-Emigration ihrer Eltern: „Meine einzige Schwester... ist im Sommer 1938 nach den USA ausgewandert. Mein Vater wurde in der Kristallnacht im November 1938 in Stuttgart von der Gestapo verhaftet und mußte unterschreiben, daß er auswandere. Aber wohin? Meine Schwester, selbst noch ein Flüchtling in New York und ich – wir haben uns verzweifelt um Einreisevisen bemüht – alle Türen waren verschlossen, und Geld war nicht vorhanden. Drei Wochen vor Kriegsausbruch erhielten meine Eltern eine vorübergehende Aufenthaltserlaubnis für Frankreich. Sie sind mit einem Handkoffer über die Grenze gegangen. Aber die Freiheit dauerte nur sehr kurz für meinen Vater, denn er kam sofort als feindlicher Ausländer in ein Lager. Im Mai 1940 kam wie durch ein Wunder das USA-Visum und meine Eltern erreichten New York mit dem letzten Schiff, kurz

vor dem Fall von Paris. Ich habe meinen Vater nie wieder gesehen. Er starb 1942, arm wie eine Kirchenmaus, aber als freier Mann und eines natürlichen Todes. Dafür bin ich dankbar...“<sup>14</sup>

Viele Emigranten hatte eine ähnliche Odyssee hinter sich wie Theodor Haas, ehe sie endlich in den USA ankamen, so auch Ruth Korn, geb. Beer aus Bad Dürkheim, die sich seit 1937 um die Einwanderung nach den USA bemühte. Sie ging 1938 zunächst für ein Jahr nach England, musste sich nach einem Jahr aber nach einem neuen Exil umsehen. Sie erhielt dann eine Einreiseerlaubnis für Dänemark, bemühte sich von dort aus aber weiterhin um die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten. Durch die Intervention eines von ihren Verwandten in Detroit eingeschalteten US-Senators erhielt sie schließlich 1941 die Einreiseerlaubnis und emigrierte über Schweden, Finnland, Rußland und Japan nach den USA. In Detroit traf sie nach Jahren ihre alte Mutter wieder, die 1938 über Thailand nach Shanghai geflüchtet und dort von den amerikanischen Verwandten nach den USA geholt worden war. „Das Einleben in den USA war nicht leicht“, sagte Ruth Korn in einem langen Gespräch im Sommer 1990 im Kurpark-Hotel in Bad Dürkheim, „Mein Mann scheute vor keiner Arbeit zurück, er war Tellerwäscher in der Gastronomie, Krawattenverkäufer etc. Schließlich erhielt er eine gute Stelle als Vertreter in einem Kristall- und Porzellanimport-Geschäft.“ Ruth Korn selbst fand Arbeit als Kindergärtnerin. Sie besuchte in den letzten Jahren wiederholt die Pfalz. Sie spricht ein akzentfreies Deutsch und unverfälschtes Pfälzisch, als hätte sie ihre Heimat nie verlassen. „Ich habe in den USA nie aufgehört, Deutsch zu denken, zu lesen und zu sprechen“, sagt sie und bedauert sehr, dass ihre Töchter kein Deutsch sprechen. „Im Krieg, als die Kinder klein waren, war es verpönt, Deutsch zu sprechen und so haben wir uns mit ihnen immer auf Englisch unterhalten.“<sup>15</sup>

Tausende verfolgte deutsche Juden hielten sich als „Durchreisende“ oder „Touristen“ in Kuba auf, um – nach Erhalt ihrer Quotennummer – nach den USA zu gehen. Bis Mai 1939 sollen ca. 7.000 Juden, zum Teil illegal, in Kuba eingewandert sein, was die zunächst liberal eingestellte kubanische Regierung veranlasst hat, dieser Entwicklung mit einem neuen Einwanderungsgesetz vom 5. Mai 1939 zu begegnen. Vorausgegangen war eine antijüdische Kampagne einflussreicher kubanischer Zeitungen.<sup>16</sup> Tragisch war das Schicksal der Passagiere des Schiffes „St. Louis“ der HAPAG, das am 13. Mai 1939 mit über 900 Passagieren an Bord von Hamburg ausgelaufen war und am 27. Mai in Havanna einlief. Die kubanischen Behörden verweigerten den Flüchtlingen die Ausschiffung. Trotz des Einsatzes des „American Jewish Joint Distribution Committee“, das innerhalb weniger Tage die geforderte Kautions von 500.000 Dollar aufbrachte, gestattete der damalige kubanische Präsident Frederico Laredo Bru die Landung nicht. Das Schiff versuchte dann an der Küste Floridas zu ankern, doch auch dort dürfen die Passagiere nicht von Bord. In den folgenden Tagen kreuzte die St. Louis vor der nordamerikanischen Küste. Einflussreiche jüdische Bürger intervenierten bei Präsident Roosevelt und an den amerikanischen Kongreß. Roosevelt erklärte die Angelegenheit für einen Routinefall, für den die Immigrationsbehörden zuständig seien. Der New Yorker „Daily Mirror“ veröffentlichte eine Karikatur der Freiheitsstatue, an deren Arm ein großes Schild mit der Aufschrift „Keep out“ hing und schrieb dazu. „Heute verhüllt unsere Göttin der Freiheit ihr Gesicht vor Scham; jene Freiheitsstatue, auf deren Sockel der Willkommensgruß eingemeißelt ist: Schickt mir eure Müden, eure Armen....schickt alle, die Heimatlosen und Umhergetriebenen zu mir.“ Das Schiff musste nach Europa zurückkehren. Ein Teil der Besatzung wurde in England aufgenommen. Über 600 Passagiere der „St. Louis“ kamen nach Frankreich, Belgien und Holland, wo sie bald nach der deutschen Besetzung wieder unter natio-

nalsozialistische Herrschaft kamen. Viele von ihnen wurden Opfer des Holocaust. Unter den Passagieren der „St. Louis“ befanden sich auch Pauline Vendig, geb. Marx aus Kaiserslautern mit ihrem Sohn Ernst, dessen Frau und zwei kleinen Söhnen. Sie landeten nach der Irrfahrt der „St. Louis“ in Brüssel, wurden dort im Mai 1940 interniert und in ein südfranzösisches Lager deportiert. Mit Hilfe von Verwandten konnten sie 1942 in die Schweiz entkommen. Von dort wanderten sie nach dem Zweiten Weltkrieg nach den USA aus.<sup>17</sup>

Einige Juden aus der Pfalz, die vor dem 22. Oktober 1940 in Städte außerhalb Badens und der Pfalz gezogen waren, konnten sich in letzter Minute vor Einsetzen der sogenannten „Endlösung“ noch ins Ausland retten, so z. B. Hermann Oppenheimer, seine Frau Hilde und deren Mutter Frieda Abraham. Sie hatten ihre Heimatstadt Landstuhl, wo Hermann Oppenheimer bis 1933 als Rechtsanwalt zugelassen war, nach der „Kristallnacht“ verlassen und waren zu Verwandten nach Frankfurt gezogen, wo sie sich um ein US-Visum bemühten. Erst 1941 erhielten sie die ersehnte Einreiseerlaubnis für die Vereinigten Staaten. Am 25. Mai 1941 verließen sie Frankfurt und hatten sich zu einem Sammeltransport in Berlin einzufinden, von wo sie die Reise nach Lissabon, dem damals einzigen Ausgangshafen, antraten. Da die wenigen Schiffe alle überbesetzt waren, mussten die Oppenheimers sieben Wochen in Lissabon warten, bis sie mit einem portugiesischen Schiff Europa verlassen konnten. Am 9. August 1941 landeten sie in New York.<sup>18</sup>

Dankbar erinnerten sich viele Emigranten an die Hilfe, die ihnen nach der Ankunft in den USA zuteil wurde. Der im Dezember 1937 mit seiner Mutter aus Landstuhl emigrierte Siegfried Moses aus Landstuhl kam mittellos in New York an, nachdem er erleben musste, dass seine beiden Kisten mit ihrer letzten Habe bereits im Hamburger Hafen aufgebrochen worden waren. „Wir kamen pennyless in Amerika an, und wä-

ren da nicht hilfreiche Hände gewesen, was wäre schon damals aus uns, meiner Mutter und mir geworden? Ich startete als Dischwascher, Pottwascher, Porter und dergleichen, und nie werde ich den Ausdruck vergessen, den ich damals gebrauchte: ‚und das ist Amerika‘, und Gott sei Dank haben wir das alles hinter uns, aber nicht vergessen...“<sup>19</sup>

Auch dem 1895 in Landau geborenen Weinhändlersohn Otto Brunner, gelang noch als einem der letzten Pfälzer die Flucht in die USA. In seinen Erinnerungen schrieb er u.a. über die letzte Etappe seine Schiffsreise in die USA: „Wir alle waren glücklich, als wir an der Tafel des Dampfers lasen ‚Abfahrt nach New York‘. Nun wußten wir so ziemlich sicher, daß wir nach U. S. A. kämen. Man hatte immer Zweifel, ob noch alles so glatt gehen würde, da doch inzwischen der Krieg ausgebrochen war. Wir waren nun nur noch 300 Leute an Bord, und konnte man sich nun auch während der Fahrt überall auf dem Schiff bewegen. Aufregend war noch die Fahrt aus dem Hafen. Es war sehr stürmisch geworden, und der Lotse steuerte das Schiff aus dem Hafen zwischen den Felsen und der ziemlich bewegten See in das offene Meer hinaus, während sein Begleitboot neben uns herfuhr und manchmal ganz in den Wellen verschwand. Unter solchen Bedingungen verließ der Lotse unter unseren besten Wünschen den Dampfer und verschwand in der dunklen, stürmischen Nacht. Wir fuhren immer ziemlich der Küste entlang. Besonders solange wir im karibischen Meer waren, sahen wir sehr oft das Land, besonders bei Nacht die Lichter am Ufer. In den ersten Tagen hatten wir sehr viel Gewitter und in einer Nacht Wolkenbrüche, wie ich sie noch nicht erlebt hatte. Zudem gingen die Wellen öfters über das Schiff hinweg. Es war aber immer noch warm. Wir fuhren schon sechs Tage bis auf einmal es immer kälter wurde und das Schiff ziemlich vereist war. Es war ja inzwischen Weihnachten geworden, und am 25. Dezember abends tauchten in der Ferne eine Unmenge Lichter auf, man sah

Scheinwerfer, und alles sagte, wir wären in der Einfahrt von New York. Das Schiff hatte während der Nacht Anker geworfen, und am nächsten Morgen wurden wir mehr dem Hafen zu dirigiert. Jeder wurde im Mund gemessen, eine Kommission kam auf den Dampfer, die Papier wurden alle geprüft, und inzwischen machte der Dampfer in Staten Island fest. Leider zog sich die Prüfung so in die Länge, daß ich erst am späten Nachmittag an Land kam. Leider mußten meine Angehörigen dadurch in der Kälte sehr lange warten, und war ich dann froh als ich nach einer kurzen und glatten Zollkontrolle meine Schwester und Neffen Fritz begrüßen konnte. Wir nahmen sofort ein Taxi, so konnte ich gleich meinen Koffer mitnehmen und fuhren mit der Ferry nach Brooklyn.... Natürlich stand ich ganz unter dem Eindruck nach solch vielen Hindernissen glücklich wieder in einem Land gelandet zu sein um hier einen sicheren Boden für mein weiteres Leben zu finden. Ich kann heute gestehen, daß ich noch großes Glück hatte, gerade noch so am Ende einer Einwanderungsmöglichkeit hier angekommen zu sein und möchte an dieser Stelle all meinen Angehörigen, die in so aufopfernder Weise an meiner Rettung beteiligt waren, aus innerstem Herzen danken.“<sup>20</sup>

Über den schweren Anfang und ihre ersten Erfahrungen in den USA berichtet Eleonore Pollock, geb. Traubermann, deren Familie das angesehene Textilkaufhaus Fleischmann in der Marktstraße in Kaiserslautern betrieben hatte. 1937 ist sie mit ihren Eltern und ihrer Schwester ausgewandert. „Als wir hier ankamen, haben wir bei Verwandten gewohnt in Brooklyn, sind aber nach acht Wochen dort ausgezogen. Es wurde zu viel für die Cousine meines Vaters. Wir haben eine große Wohnung gemietet, fünf Zimmer und haben drei an Flüchtlinge vermietet. Meine Mutter und Bruder haben in einem Warenhaus gearbeitet. Ich war angestellt als Kindermädel und habe dadurch die Sprache gelernt. Meine Schwester Doris war ja nur 11 Jahre, ging in die Schule am Tag, und am Abend hat sie in einem Ki-

no gearbeitet. Mein Vater mußte daheim bleiben, hatte einen schweren Herzanfall sechs Wochen vor der Reise nach Amerika. So war mein Vater die Hausfrau, hat die Wohnung sauber gemacht, hat die Böden putzen müssen. Er hat mir oft so leid getan. 30 Jahre als Geschäftsbesitzer und jetzt auf den Knien zu rutschen den Boden zu waschen. Aber wissen Sie was, wir waren froh, daß wir am Leben sind...“<sup>21</sup>

Mehrere pfälzische Kinder, die noch vor Kriegsbeginn mit Kindertransporten nach Frankreich emigrieren konnten, dann aber monatelang in Klöstern, Internaten und in Familien versteckt wurden, hatten das Glück – ehe sie bei Razzien erwischt und in Internierungs- und Konzentrationslagern landeten – dank der Kooperation französischer und amerikanischer Hilfsorganisationen in die USA zu kommen.<sup>22</sup> Unter ihnen waren beispielsweise Ruth Strauß aus Waldfischbach sowie ihre aus Glan-Münchweiler stammenden Cousins Günther, Ursula und Edith Moses. Sie wurden von amerikanischen Familien aufgenommen. Ihre nach Gurs deportierten Eltern haben sie nie mehr gesehen.<sup>23</sup> Im YIVO-Institut in New York befindet sich ein großer Bestand, die „German Jewish Children’s Aid Records“, über die vor allem von der Society of Friends, den amerikanischen Quäkern, durchgeführte Kinder-Rettungsaktion.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges kehrte nur ein Bruchteil der Emigranten wieder in die Pfalz zurück, unter ihnen vor allem die sogenannten „politischen Flüchtlinge“, Sozialdemokraten und Kommunisten, nur wenige Juden. Aufgrund der am eigenen Leib verspürten Demütigungen und der Ermordung ihrer Angehörigen und Glaubensgenossen, wurde Emigration für die meisten von ihnen zur „bedingungslosen Auswanderung“.<sup>24</sup> Bei Kriegsende hatten sich die meisten Emigranten mit dem Leben im Exilland abgefunden, eingelebt hatten sie sich zu diesem Zeitpunkt im Aufnahmeland nur selten.

So manch ein Emigrant war während des Krieges Soldat geworden und befand sich unter den Truppen, die bei Kriegsende in die Pfalz einmarschierten, wie z.B. der 1934 nach den USA emigrierte Leonard Felsenthal, der nach der Ardennen-Offensive im März 1945 über Saarburg in seine Heimatstadt Kaiserslautern kam, bald aber als Presseoffizier nach München beordert und dort als Mitarbeiter in der US-Nachrichtenkontrolle einer der „Geburtshelfer“ der Süddeutschen Zeitung wurde.<sup>25</sup>

Die meisten jüdischen US-Emigranten siedelten sich in den nordamerikanischen Großstädten an, die in der Regel bereits einen großen jüdischen Bevölkerungsanteil hatten wie New York (ca. 80.000 deutsch-jüdische Einwanderer), Chicago (ca. 15.000), Los Angeles (ca. 8.000), Philadelphia (ca. 6.000), San Francisco (ca. 5.000) sowie in Boston, Detroit, Baltimore, Cleveland, St. Louis, Washington, D.C. In einigen Stadtvierteln dieser Städte bildeten sich regelrechte Flüchtlingskolonien, wie z.B. im Süden Chicagos oder im Gebiet „Washington Heights“ in Manhattan, das die Flüchtlinge selbst „The Fourth Reich“ (Das vierte Reich) nannten.

Diese Konzentration erlaubte ihnen, vor allem den älteren, die sich mit der fremden Sprache schwer taten, auch weiterhin den Gebrauch ihrer Muttersprache. Viele Emigranten, dies gilt nicht nur für die große Zahl der US-Auswanderer, mussten im Einwanderungsland einen Berufswechsel vollziehen. So wurde beispielsweise das Studium der meisten Akademiker im Ausland nicht anerkannt, so dass sie entweder auf andere nicht-akademische Berufe umsteigen oder von neuem ein teures Universitätsstudium absolvieren mussten. Dazu waren die meisten Emigranten finanziell nicht in der Lage.

Aus unterschiedlichen Gründen änderten viele Emigranten in den USA ihre Vor- und Familiennamen. Hans Alexander Feibelman aus Kaiserslautern, 1939 nach New York emi-

griert, nannte sich seit 1944 Howard John Fields, Hans Lauchheimer aus Grünstadt, emigrierte 1933 nach Memphis, Tennessee und nannte sich dort Justin H. Adler.

In den meisten Aufnahmeländern, so auch in den USA, schlossen sich die Flüchtlinge in Vereinen und Gruppen zusammen, um einerseits ihre gemeinsamen Interessen wahrzunehmen und andererseits um über politische, wirtschaftliche und kulturelle Probleme diskutieren zu können. Diese Vereine „hatten oft eine psychologische Bedeutung, boten sich doch die Möglichkeit, mit Gleichgesinnten in Verbindung zu treten und die eingetretene Vereinsamung im fremden Land zu überwinden.“<sup>26</sup>

In New York traten viele Emigranten dem „German Jewish Club“ bei. Andere engagierten sich in der Organisation „Selfhelp“ und unterstützten nach Kriegsbeginn die in französischen Lagern, insbesondere in Gurs internierten Glaubensgenossen, erreichten für eine Reihe von ihnen die Freilassung und organisierten deren Emigration nach den Vereinigten Staaten. Aus solchen Zusammenschlüssen und Selbsthilfeorganisationen rekrutierten sich im wesentlichen auch jene jüdischen Gruppen, die sich nach dem Kriege für die Unterstützung der Überlebenden des Naziregimes in Europa eingesetzt haben, wie z.B. das „Committee for the Relief of Jews from the Rheinpfalz“ in New York, das im Juni 1946 zu einer Spendenaktion aufrief.

Die Emigranten gründeten in den USA aber auch andere Organisationen „von orthodoxen Religionsgemeinschaften bis zu Sportvereinen und Kaffeekränzchen“. „Dieses Netz von Organisationen trug durch gegenseitige Hilfe jeder Art zur Akkulturation der deutsch-jüdischen Einwanderer bei und war selbst in Programmatik und Organisationsform vom Prozeß der Akkulturation bestimmt. Da die jüdische Wanderung meist als Wanderung von Familien vor sich gegangen war, wurde der Akkulturationsprozeß auch durch die amerikanische Erzie-

hung der Kinder oder durch ihren Dienst in der US-Armee während des 2. Weltkrieges erheblich gefördert.“<sup>27</sup>

- <sup>1</sup> Archiv der Kreisverwaltung Kusel, Auswanderungsakten 1850.
- <sup>2</sup> Zu den Zahlen vgl.: Arnold 1967, S. 62, sowie Jüdisches Gemeindeblatt für das Gebiet der Rheinpfalz, 2. Jg., Nr.3, S.1; vgl. auch Heß 1983, S. 78; vgl. auch Paul 1989, S. 147 ff.
- <sup>3</sup> Vgl. Paul 1989; Paul 1993; Paul 1996
- <sup>4</sup> Biographisches Handbuch 1980
- <sup>5</sup> Jüdisches Gemeindeblatt für das Gebiet der Rheinpfalz, monatlich erschienene Ausgaben vom 1. September 1937 bis 1. November 1938.
- <sup>6</sup> Pflug 1985, S. 188.
- <sup>7</sup> Gespräch des Vf. mit Howard John Fields, New York, früher Kaiserslautern, am 27.10. 1983 in New York.
- <sup>8</sup> Gespräche des Vf. mit Edith Loeb, geb. Frank, in New York am 16.10. 1992.
- <sup>9</sup> Gespräch des Vf. mit Fred Roos, New York, am 25.9.1988; vgl. auch Markus Bauer: Juden in Brücken - Skizzen zur Geschichte einer jüdischen Landgemeinde. In: Westrichkalender Kusel 1993, S. 140; Sold / Kukatzki 1988, S. 81.
- <sup>10</sup> Vgl. dazu Kieffer 2002, S. 155ff.
- <sup>11</sup> Biographisches Handbuch 1980, S. XXIX.
- <sup>12</sup> Pflug 1985, S. 190.
- <sup>13</sup> Briefe an Bernhard Kukatzki, Schifferstadt, 1988 und 1989.
- <sup>14</sup> Korrespondenz d. Vf. mit Elisheva Lernau; vgl. auch Paul 1989, S. 170, und Hans L. Reichrath: Berthold Kahn (1874-1942). Justizrat - Deutscher und Jude: einer von vielen. In: Jüdische Lebensgeschichten 1995, S. 149-160.
- <sup>15</sup> Gespräch des Vf. mit Ruth Korn, Detroit/Michigan am 23.7.1990 in Bad Dürkheim.
- <sup>16</sup> Wetzell 1988
- <sup>17</sup> Korrespondenz des Vf. mit Charlotte Kallmann, verwitwete Vendig, Zürich, 1981, sowie Brief Ernest R. Stiefel, Seattle, Washington, an Vf. vom 12.12. 1988. Vgl. auch „Opfer einer mitleidlosen Bürokratie - Zum 50. Jahrestag der Reise des Unglücksschiffes St. Louis“ in: AUFBAU vom 9.6.1989.
- <sup>18</sup> Gespräche des Verfassers mit Frau Hilde Oppenheimer in New York am 18.9.1981 und 27.10.1983; vgl. auch Roland Paul, Die jüdische Gemeinde in Landstuhl - Anmerkungen zu ihrem Schicksal im Dritten Reich. In: Heimatkalender 1982 für Stadt und Landkreis Kaiserslautern, S. 60 - 64.
- <sup>19</sup> Die jüdische Gemeinde in Landstuhl (wie Anm. 18), S. 60-64.
- <sup>20</sup> Leo Baeck Institute New York, Brunner Collection.
- <sup>21</sup> Brief der Eleonore Pollock an Vf. vom 1.5.1989.
- <sup>22</sup> Vgl Wipfler-Pohl 1992
- <sup>23</sup> Brief Edith (Moses) Mayer, Wayne/New Jersey an Vf. vom 6.7. 1988 sowie Gespräche des Vf. mit

Edith Mayer, Ruth Schloss, Ursula Roth und Gunther Moses im August und Oktober 1988 in Wayne, New Jersey und New York.

- <sup>24</sup> Detlev Oppermann: Hitler-Gegner nicht vorbehaltlos willkommen - Die deutschen Emigranten in Frankreich nach 1933. In: Frankfurter Rundschau vom 5.11.1979.
- <sup>25</sup> Biographisches Handbuch 1980, S. 170; zu Felsenthals Aufenthalt in Kaiserslautern 1945 vgl. Eichhorn 1945, S.59 f.; zu seiner Biographie vgl. auch Nachruf in „Washington Post“ vom 26.2.1992 sowie Roland Paul: Prominenter Emigrant tot - Leo Felsenthal aus Kaiserslautern gestorben. In: Die Rheinpfalz, Ausgabe Kaiserslautern vom 4.4.1992.
- <sup>26</sup> Müssener 1974
- <sup>27</sup> Biographisches Handbuch 1980, S. XXX.

*„Die Ersten litten große Not, die meisten Zweiten holte ein früher Tod und erst die Dritten fanden Brot“<sup>1</sup>*

## **Das Bild des pfälzischen Auswanderers in der landeskundlichen Literatur von 1850 bis heute**

### **Vom 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg – „Reicher Onkel aus Amerika“**

Der große Traum von einem besseren Leben gehörte früher wie heute zu den großen Sehnsüchten der Menschen. Schon im 18. Jahrhundert war die Pfalz aus politischen, wirtschaftlichen und religiösen Motiven eine klassische Auswanderungsregion. Aber erst seit ca. 1850 gibt es eine historisch verwertbare Beschreibung der Migration, ihrer auslösenden Bedingungen und Folgen. So wanderten zwischen dem Ende der napoleonischen Kriege (1815) und dem Beginn des Ersten Weltkrieges (1914) schon über 50 Millionen Europäer nach Übersee aus, unter ihnen rund 40 Millionen in die Vereinigten Staaten. Diese freie, nicht von staatlich-administrativer Seite gelenkte Migration sah man in der vom nationalstaatlichen Denken geprägten wilhelminischen Ära allerdings als „Negativum“, als „Aderlass am Volkstum“.<sup>2</sup>

Die starke Auswanderung im Südwesten Deutschlands von 1817–1857 war zugleich auch eine Phase großer Publizität. Als „soziales Krankheitssymptom“ wertete sie 1857 der aus Biebrich stammende Theologe, Journalist, Romanschriftsteller und Privatgelehrte Wilhelm Heinrich Riehl in seinem Werk „Die Pfälzer – Ein rheinisches Volksbild“.<sup>3</sup> Die pfälzischen Wesenszüge beschreibt Riehl als bedeutsam für die Auswanderung, da sie die Pfälzer „beweglich in der Sitte und der Politik“ gemacht hätten: Mit Drang nach Unabhängigkeit, Selbstherrlichkeit, Gewandtheit der Auffassung und Schlagfertigkeit („Schlitz-

ohrigkeit“), großem Selbstbewusstsein,<sup>4</sup> Fleiß, Fortschrittsgläubigkeit und Rationalität brachten es die Pfälzer zu glänzenden wirtschaftlichen Resultaten.<sup>5</sup> Der Pfälzer sei stolz auf seine Persönlichkeiten und habe „monumentalen und historischen Sinn“.<sup>6</sup> Eine eher bürgerlich schlichte Kleidung („Rock und Kamisol“) unterstreiche die Liebe des Pfälzers zum Praktischen und Bequemen.<sup>7</sup>

Sehr wichtig für den Pfälzer sei das Essen und Trinken: „Der Mensch hot en Maage un‘ nit umesunscht“, heißt es in einem pfälzischen Gedicht.<sup>8</sup> Mit der zentralen Bedeutung der pfälzischen Küche gehe auch Familienhaftigkeit, die Tiefe und Heiterkeit des pfälzischen Familienlebens einher, da die Bereitung von Speisen und Vorräten oftmals als Familienfest zelebriert werde.<sup>9</sup> In der Familie und der sittlichen Tüchtigkeit wurzele auch die Religiosität – vielmehr, als in einem kirchlichen Gemeindeleben. Der pfälzische Dialekt – Mundartdichter wie Franz von Kobell oder Ludwig Schandean haben mit ihm den pfälzischen Volksgeist herauszustellen versucht –<sup>10</sup> spielt bis heute eine kulturstiftende Rolle: Die Auswanderer wurden in ihren Zielgebieten mundartlich tätig, z.B. in Pennsylvania oder im Banat.<sup>11</sup>

Der Drang nach Unabhängigkeit und Freiheitsliebe lasse den Pfälzer viele Opfer bringen: Bevor seine Kinder wegen Gutszer-splitterung als Tagelöhner arbeiten müssten, wandere er nach Amerika aus, wo er für jedes Kind ein ausreichendes Besitztum

gründen könne.<sup>12</sup> Die sog. Auswandererkerise, die 1853 mit der Inschrift „Bleib im Lande und nähre dich redlich“<sup>13</sup> auf dem pfälzischen Kreis-Landwirtschaftsfest unter den Ackerbaugeräten aufgestellt wurde, war für Riehl ein „bedeutsames Wahrzeichen pfälzischer Zustände“; in ihr glaubte er ein „Heilmittel sozialen Vagabundentums ... verschlossen“.<sup>14</sup> Viele Autoren sahen in Überbevölkerung und Armut die Gründe für den starken Auswandererstrom der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts.<sup>15</sup> Der aus Enkenbach stammende Historiker und Landeskundler Daniel Häberle verweist stolz auf die Leistungen der Pfälzer in der Fremde, „die als einzigen Besitz meist nur ein schwaches Bündel, aber ein starkes Herz aufzuweisen hatten“ und „aus den primitivsten Wirtschaftsverhältnissen durch Mühe und Kampf zum Gedeihen fortgeschritten sind.“<sup>16</sup> Häberles Werk „Auswanderung und Koloniegründungen der Pfälzer im 18. Jahrhundert“ (1909) begründet die wissenschaftliche Erforschung der pfälzischen Auswanderung.

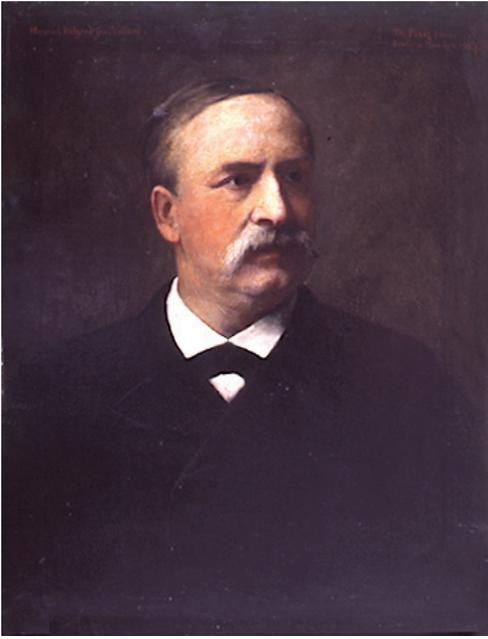
In seinem Wanderbuch „Träume und Schäume vom Rhein“<sup>17</sup> vermutet Georg Friedrich Blaul, dass die Unkenntnis der Gefahren den Mut der Auswanderer bewirke, die statt der schweren Arbeit nur „goldene Berge“ sähen. Zahlreiche pfälzische Kolonien, z.B. „Pfalzdorf“ im Rheinland, Siedlungen in Preußen, in Jütland („Kartoffeldeutsche“), in Irland, in Spanien, in der Batschka und dem Banat („Der deutsche Bauer ist unter der ländlichen Bevölkerung ein schlichter, aber auch ein rechter Pionier der Kultur geworden“<sup>18</sup>), an der Wolga, im Kaukasus und im Mohawk-Tal gelangten zu Reichtum und Prosperität. „Von den Industrien Pennsylvaniens sind namentlich die Glas-, die Ofen- und die Papierfabrikation sowie die Weberei (von den Pfälzern, Anm. d. Vf.) ins Leben gerufen.“<sup>19</sup>

Pfälzische Weinbauern in New Jersey und Zuckerpflanzer in Louisiana, deutsche Namen wie Lac des Allemands, Bayon allemand, die Kirchen St. Borromäus und St.

Jean Baptiste aux Allemands erinnern an die frühen Kulturträger.<sup>20</sup> Zu berühmten Pfälzern im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1775 bis 1783) zählen z.B. Johann Christian Schell, der Haus und Hof vor angreifenden Indianern schützte, Johann Adam Hartmann („Lederstrumpf“), und der Bauerngeneral Nikolaus Herchheimer, der 1777 zum „Held von Oriskany“ am Mohawk wurde.<sup>21</sup> Der Ort und die Grafschaft erhielten seinen anglierten Namen: Herkimer.<sup>22</sup>

Ein neues Selbstgefühl („deutscher Fleiß und Gründlichkeit“) seit der Wiedergeburt des Deutschen Reiches führte zur Gründung zahlreicher Vereine, wie z.B. dem „Deutsch-amerikanischen Nationalbund“ unter Dr. Karl Johannes Hexamer, der sich die Erhaltung von deutscher Muttersprache und Kultur zur Aufgabe machte.<sup>23</sup> 1886 wurde das zweihundertjährige Jubiläum der ersten größeren Auswanderung unter Pastorius gefeiert, seither regelmäßig in vielen Städten als „Deutscher Tag“. „Jedes Einwanderungselement“, so Präsident Roosevelt im Jahre 1903, „hat zum Nationalcharakter beigetragen, aber keinem schulden wir mehr als dem deutschen.“<sup>24</sup>

Die Zeitschrift *Der Pfälzerwald* von 1913 behandelt das Wandernwollen und Wandernmüssen des Pfälzers aus psychologischer Sicht.<sup>25</sup> Die südpfälzische Zeitung *Eilbote* betont ein realistisches Amerikabild: Man müsse in Amerika bereit sein nicht nur *viel* zu arbeiten, sondern auch *jede* Arbeit zu verrichten.<sup>26</sup> So wird sowohl über pfälzische Einwanderer berichtet, die in Amerika wurzellos und zu Dieben und Verbrechern geworden seien, als auch über die Feier des 100. Geburtstages von Schiller oder die Gründung eines deutschen Gesangvereins in Philadelphia. Seit der Reichsgründung galten die Auswanderer nun nicht mehr nur als charakterschwache Menschen, die an Deutschlands Zukunft verzweifelten, sondern als Deutsche, die auf ihr Vaterland stolz waren.<sup>27</sup> Die Wohlhabenheit einiger US-Pfälzer war hilfreich für die Daheimgebliebenen, denen sie sog. „Prepays“



Theodor Pixis, Bildnis Heinrich Hilgard, gen. Villard, 1886/88, 68,5 x 52 cm, Öl auf Leinwand, Museum Pfalzgalerie Kaiserslautern, Inv. Nr. PFG 0 / 44, Foto: Gunther Balzer, Kaiserslautern

(Überfahrtstickets) bezahlten.<sup>28</sup> „Der reiche Onkel aus Amerika“ ließ mit Schenkungen, Stiftungen oder Erbschaften am „amerikanischen Paradies“ teilhaben.<sup>29</sup> Der bekannte Wohltäter Henry Hilgard-Villard z.B. stiftete dem Diakonissen-Krankenhaus in Speyer und zahlreichen anderen Institutionen.<sup>30</sup>

### Weimarer Republik – 250 Jahre Auswanderung

Die zunehmende Propagierung des Volkstumsgedankens und die schwierige wirtschaftliche Lage infolge des Ersten Weltkrieges erhöhten die Bedeutung der Auswanderung, deren Erforschung nach dem Versailler Vertrag „eine Brücke zwischen In- und Auslandsdeutschtum“ schlagen sollte.<sup>31</sup> „Höher schlagen die Herzen der Ausgewanderten in dem Gedanken, daß ihre Wiege nicht irgendwo in einem Winkel der Welt stand, sondern ... im Herzen Deutschlands“.<sup>32</sup> Die Untersuchung der Auswanderung schien von Interesse: „De-

nen draußen gibt sie Auskunft über Land und Ort ihrer Herkunft und bietet Anhaltspunkte, an die man sich bei der Herstellung der Beziehungen zum Mutterlande klammern kann“.<sup>33</sup> War bisher die Abschiebung von Unerwünschten das Ziel, so wollte man in der Weimarer Zeit nur „die Besten der Besten“ auswandern lassen. Eine Auswanderung „tüchtiger Volksgenossen“ sei keine Schwächung, sondern eine „Stärkung des deutschen Volkstums“, heißt es in der Zeitschrift *Der Auslandsdeutsche*.<sup>34</sup>

Zunehmendes staatliches Interesse führte 1918 zur Gründung „Reichsstelle für deutsche Rückwanderung und Auswanderung“.<sup>35</sup> Auswanderer wurden als „Kulturgewinn für Amerika“ gesehen, wie *Die Pfalz am Rhein* stolz verkündet.<sup>36</sup> Fleiß, Stetigkeit und Genügsamkeit zeichnete den deutschen Landwirt in Amerika aus. Im geistigen und wissenschaftlichen Leben hatten sich Pfälzer verdient gemacht, wie der Biologe Friedrich Ernst Melsheimer, der Arzt Georg Engelmann und der Gründer der deutsch-englischen Akademie in Milwaukee, Peter Engelmann.<sup>37</sup> In der deutsch-amerikanischen Literatur haben sich unter anderem Karl Schurz und Konrad Krez (s. u.) hervorgetan. Ein volkskundlicher Kultureinfluss war beispielsweise die Einführung des Weihnachtsbaumes in Amerika. Die *Pfalz am Rhein* plädiert sogar für eine „Erinnerungsstätte“ zur Pflege der gemeinsamen kulturellen Überlieferungen<sup>38</sup>, und der Artikel „250 Jahre Auswanderung und Siedlung der Pfälzer in Amerika“ in der gleichen Zeitschrift von 1931 zeugt vom großen Interesse am Thema.<sup>39</sup>

Unter der Überschrift „Ein Gruß der Heimat den Pfälzern in der Fremde“<sup>40</sup> widmete sich 1922 die Zeitschrift *Pfälzisches Museum – Pfälzische Heimatkunde* Karl Schurz, dem ersten amerikanischen Senator deutscher Herkunft, und dem „Eisenbahnkönig“ Heinrich Hilgard (später Villard) aus Speyer, der als Präsident mehrerer Bahngesellschaften 1883 an der Fertigstellung der „Northern Pacific Railroad“ maßgeb-

lich beteiligt war.<sup>41</sup> Diese beiden „Kinder der 1848er Revolution“ wurden als „Männer des tätigen Lebens, men of action“<sup>42</sup> gefeiert, ausgezeichnet durch Ehrenhaftigkeit und Verlässlichkeit. Mit rühmendswerten amerikanischen Eigenschaften wie Entschlussfähigkeit und Willenskraft waren sie als „Bürger und Vermittler zweier Staaten“, die „durch hohe Intelligenz und praktische Gewandtheit den deutschen Namen im Ausland zu Ehre brachten, aber zugleich die Gegensätze der Nationen zu mildern wussten“, Wegbereiter einer Verständigung der Völker.<sup>43</sup>

Als Offiziere des französischen Fremdelegiments „Royal Deux-Ponts“ trugen die Grafen Christian und Philipp Wilhelm von Forbach im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg zum Sieg der französisch-amerikanischen Truppen bei, in dessen Folge Großbritannien die Unabhängigkeit der ehemals britischen Kolonien anerkannte.<sup>44</sup> In der Rubrik „Bunte Blätter“ berichtet Albert Becker, dass „Pfälzer“ im 18. Jahrhundert gleichbedeutend mit „Auswanderer“ wurde, obwohl es sich vielfach um in die Pfalz eingewanderte Schweizer handelte, die dann schließlich als „Pfälzer“ nach Holland, Preußen, Dänemark, England, Russland, Carolina und Pennsylvanien weiterzogen.<sup>45</sup> Auch die verkümmerte deutsche Presse Amerikas habe in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts durch „hochgebildete deutsche Männer“ einen Aufschwung erlebt. Der pfälzische Drucker Johann Peter Zenger hatte 1735 den Kolonien die Pressefreiheit erkämpft, und berühmt sind die Druckerzeugnisse des Klosters Ephrata, gegründet von Johann Konrad Beissel aus Eberbach.<sup>46</sup>

### **Nationalsozialismus – Auswanderung als „Export deutschen Volkstums“**

Die NSDAP hatte das Ziel, im Ausland lebende Deutsche zu kontrollieren und nationalsozialistisches Gedankengut zu exportieren; man wollte eine „Transformation der Kategorien, die zur Beschreibung der pfälzischen Kultur dienten“.<sup>47</sup> Die Überliefe-

rung bestehe in der Erhellung einer Vergangenheit rassistisch reiner Gesellschaften. Die Auswanderung illustrierte nun nicht mehr die sozialen und kulturellen Affinitäten, für die sich die Heimatkundler der Weimarer Zeit interessiert hatten, sondern das Prinzip der „Blutsverwandtschaft“: „Um die Erde wandre, Deutscher, denn es liegt dir ja im Blut, heilig bleib dir doch die Erde, wo die Väter Äsche ruht“.<sup>48</sup> Das Beispiel der Emigranten sollte zeigen, dass nicht das Land, d.h. die geographische Entfernung, sondern Blut und Rasse für die kulturelle Identität ausschlaggebend waren. Die Vertiefung des Rassebewusstseins bedeutete jedoch zwangsläufig eine Schwächung des Regionalbewusstseins, da die Besonderheiten der pfälzischen Kultur durch die rassistische Einheit des Volkes verdrängt wurden.<sup>49</sup>

„Das deutsche Volkstum lebt in der Fremde. Und es steht als ein Denkmal und Zeuge deutscher und gerade saarpfälzischer Bauernkraft.“<sup>50</sup> Die Unterstützung der Deutschamerikaner sah man als eine der wichtigsten Aufgaben der Auslandsarbeit, um der „Verunglimpfung des deutschen Namens und Wesens“ in den USA, die das „Hitler-Deutschland“ ablehnten, entgegenzuarbeiten.<sup>51</sup> Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges schrumpfte die Erforschung der Ein- und Auswanderung in Deutschland zu „einem Stück Heimat- und Familiengeschichte“.<sup>52</sup>

Friedrich Schönemann, 1936 Inhaber des einzigen Lehrstuhls für Literatur und Kunstgeschichte, bezeichnet die Massenauswanderung nach Amerika von 1709 als typisch „für die Verelendung und die Hilflosigkeit deutscher Volksgenossen“, daher auch der „Hohn- und Jammernamen ‚Palatinates‘“.<sup>53</sup> Das Schicksal der Deutschen in Amerika spiegele „die ganze Zerissenheit der deutschen Geschichte sowie die Zerfahrenheit des deutschen Charakters“ wider. Die Auswanderer sieht Schönemann als „schlechte Menschenkenner“, die in Amerika ihr Heil suchten, sich letztendlich im Davonlaufen

jedoch selbst betrogen. Nordamerika sei ein „Massengrab unseres Volkstums“, da der Verlust an Menschenkraft, Geld und Gut, an Persönlichkeit und Deutschtum den Vereinigten Staaten zum Gewinn geworden sei.<sup>54</sup> Als „Kulturdünger“ habe der deutsche Geist an der „Zielsetzung und Vertiefung der amerikanischen Kultur“ mitgewirkt.<sup>55</sup>

Ernst Drumm und Albert Zink beschreiben die in den Jahren 1747/48 erfolgte saarpfälzische Kolonisation in Pommern unter Friedrich dem Großen.<sup>56</sup> Diese Auswanderung galt 1938 als eine der „geschlossens-ten und mustergültigsten Volksbewegungen“, in einer Zeit der „Volkwerdung der deutschen Nation als Brücke zwischen den Angehörigen gleicher Familien, die sich in den vergangenen zwei Jahrhunderten aus den Augen verloren hatten“.<sup>57</sup> Wenn auch der Auswandererspruch „Die Ersten litten große Not; die meisten Zweiten holte ein früher Tod und erst die Dritten fanden Brot“ für Pommern nicht galt, so war der wirtschaftliche Anfang für die Kolonisten doch meistens recht schwer.<sup>58</sup> Drumm und Zink sehen die Maßnahmen Friedrichs des Großen insgesamt als Beginn „im Kampf um den deutschen Lebensraum“.<sup>59</sup>

Von den zahlreichen weiteren politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Einzelleistungen seien hier nur noch erwähnt die H. J. Heinz Company in Pittsburgh (heute ein Marktführer für Ketchup und andere Lebensmittel), sie geht auf die 1872 gegründete Konservenfabrik des deutschen Einwanderers Henry John Heinz zurück, und der Pfälzer Mathias Zimmermann, der 1737 die erste Orgel in Philadelphia baute.<sup>60</sup> Auch Kanada wurde Heimat vieler pfälzischer Kolonisten, erinnern „Städtegründungen wie Mannheim, Heidelberg, Baden, Karlsruhe und Elsaß noch an ihre südwestdeutsche Abstammung“.<sup>61</sup> Die Pfälzer Kolonisten, von deren Mut und Kraft man noch heute erzählen hört – so auch die Verfasserin des vorliegenden Beitrages, deren Vorfahren aus der Pfalz stammen, während ihrer Amerikareisen –, haben den „ersten Spatenstich zur Kultivierung Amerikas“ getan.<sup>62</sup>

## **1945 bis heute – Wissenschaftliche Neuorientierung der Pfalzforschung**

Der Zweite Weltkrieg hatte die Lebensgrundlage von Millionen Menschen zerstört – Auswanderung erschien vielen deshalb als der einzige Weg aus der Trümmerlandschaft Europas. In der Pfalzforschung betonten zahlreiche neue Publikationen wie die *Pfälzer Heimat* oder die *Pfälzischen Heimatblätter* nun die Faktenorientierung, die der Nationalsozialismus missachtet hatte.<sup>63</sup> Man rühmte die Leistungen der Pfälzer, die „der aufstrebenden Nation im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten eine so gewaltige Summe von körperlichen und geistigen Gaben geschenkt (habe), daß der befruchtende und fördernde Einfluß ihrer Tätigkeit auch heute noch unverkennbar dortselbst fortwirkt“.<sup>64</sup> Der *Pfälzer Feierabend* erinnert 1949 an das 66. Jubiläum der Eröffnung der gewaltigen „Amerika-Überlandbahn“ durch den für seine pfälzische Heimat wohlthätigen Heinrich Hilgard-Villard,<sup>65</sup> den Bellheimer Mundartdichter August Heinrich, der als „Bellemer Heiner“<sup>66</sup> seine Amerikaerfahrungen als Gelegenheitsarbeiter erzählt,<sup>67</sup> und an Wilhelm Müller, der vom Häuptling der Mohawks „Springender Hirsch“ in die Lebensweise des Indianerstammes am Schoharie eingeführt wurde.<sup>68</sup> Eine kartographische Darstellung mit Angaben von Anzahl, Herkunft und Konfession pfälzischer Auswanderer nach Galizien (Ukraine/Polen) von 1782 bis 1803 findet sich in dem von Willi Alter 1963 herausgegebenen „Pfalzatlase“.<sup>69</sup>

*Die Pfalz am Rhein* (ab 1961 *Pfälzer Heimatgruß*) berichtete von 1953 bis 1984 jeweils als Weihnachtsgruß den in die USA ausgewanderten Pfälzern über die „große pfälzische Familie drinnen und draußen“, das Symposium „Pfälzer-Palatinates. 200 Jahre USA. 300 Jahre pfälzische Auswanderung nach Nordamerika“ (1683), die 150-Jahrfeier des „Hambacher Festes“, das Gedenken an den Beginn der Auswanderung nach dem damals habsburgischen Galizien vor 200 Jahren (1782),<sup>70</sup> die große Zeit der in alle Welt ausgewanderten „Mackenbacher

Wandermusikanten“ und die Eröffnung des „Musikantenland-Museums“ auf Burg Lichtenberg bei Kusel.<sup>71</sup>

1983 fand im Hambacher Schloss ein Festakt anlässlich der 300. Wiederkehr der deutschen/pfälzischen Auswanderung nach Amerika statt.<sup>72</sup> Ministerpräsident Bernhard Vogel und Senator Richard Lugar aus Indiana bezeichneten als Beitrag der Deutschen für Amerika – 60 Millionen Amerikaner sind deutschstämmig – die Schlüsselemente menschlichen Schaffens und Fortschritts: Sorgfalt, Produktivität, Sinn für persönliche Verantwortlichkeit und Ordnung.<sup>73</sup> Bemerkenswert sei auch die militärische Erfahrung der Deutsch-Amerikaner, die an jeder Front dienten und die standhaftesten Truppen waren. Einige der besten Pflüge, Getreidesämaschinen und Dreschmaschinen, die Einführung des Klaviers, der Einfluss auf amerikanische Institutionen höherer Bildung im 19. Jahrhundert, das deutsche Konzept akademischer Freiheit nach Humboldt – all das seien Beiträge der Einwanderer gewesen. Erwähnung fanden auch der Karikaturist Thomas Nast aus Landau, der ebenso wie der Gründer der amerikanischen Eisenbahn-Union von 1892 Eugene v. Debs ein unbarmherziger Kritiker der besitzenden Klasse war und für soziale Gerechtigkeit und wahre Demokratie kämpfte.<sup>74</sup> Die deutschen und pfälzischen Einflüsse werden folgendermaßen zusammengefasst: „Sie brachten ihre Energien, ihre Fertigkeiten, ihren Mut, sie halfen, eine Nation und eine Gesellschaft hervorzu- bringen und zu formen und eine Grundlage zu legen für die kulturelle Zusammenarbeit zwischen der neuen Nation und ihrem alten Heimatland.“<sup>75</sup>

Die Schriftenreihen zur Wanderungsgeschichte der Pfälzer – bisher 41 Bände – des Instituts für pfälzische Geschichte und Volkskunde in Kaiserslautern<sup>76</sup> listen Amerikaauswanderer aus Orten des südpfälzischen Gebietes auf, deren Lebensdaten aus Schiffslisten oder Kirchenbüchern erfasst wurden. Anlässlich des 200-jährigen Jubi-

läums der Vereinigten Staaten von Amerika wurde ein „Inventar der Quellen zur Geschichte der Auswanderung 1500 – 1914“ mit dem Aktenmaterial der Landesarchive Speyer, Koblenz und Saarbrücken herausgegeben.<sup>77</sup> Der von Roland Paul herausgegebene Band „300 Jahre Pfälzer in Amerika“ porträtiert neben den bereits erwähnten Hilgard-Villard, Herchheimer und Nast weitere wichtige Auswanderer wie Joshua Harrsch alias Kocherthal, dessen „Bericht von der berühmten Landschaft Carolina“ die Massenauswanderung von 1709 stark beeinflusst hat, den Mackenbacher Künstler und Komponisten Georg Drumm, den deutschen Freiheitskämpfer und Poeten Konrad Krez, der in Wisconsin das berühmte Gedicht „An mein Vaterland“ schrieb.<sup>78</sup> Neben den bekannten „Care-Paketen“<sup>79</sup> erhielten ganze Gemeinden beim Wiederaufbau Unterstützung von ausgewanderten ehemaligen Mitbürgern. So stifteten beispielsweise Auswanderer aus Jettenbach 1951 zwei neue Gusstahlglocken für die Jettenbacher Kirche als Ersatz für die zu Kriegszwecken geopfert alten Kirchenglocken.<sup>80</sup>

Unter dem Bibelspruch „Die Wüste wird zum Acker werden“ erschien 1991 eine Festschrift zur 250-jährigen Erinnerung an die Auswanderung der Pfälzer an den Niederrhein (1741).<sup>81</sup> Die Entstehung Pfalzdorfs wird dem „selbstlosen Einsatz“ der „verhinderten Amerikaauswanderer“ aus der Pfalz verdankt, die sich im Klever Land niederließen und mit „großem Idealismus und unbändigem Lebenswillen“<sup>82</sup> aus einstmalig öder Heide das blühende Pfalzdorf schufen. Bis heute sind die pfälzischen Siedlungen am Niederrhein durch ihre kulturelle Eigenständigkeit in Glaube, Mundart und Brauchtum gekennzeichnet.

Auswanderung wird schon seit Wilhelm Heinrich Riehl als prägendes Element der pfälzischen Identität betrachtet. Ein weites Feld der Erinnerung an die Auswanderung der Pfälzer bietet heute auch das Internet. So sei abschließend mit [68](http://dpak.word-</a></p></div><div data-bbox=)



Thomas Nast, Titelblatt von HARPER'S WEEKLY; Journal of Civilization, 4. Mai 1872, Slg. Roland Paul

press.com ein Beispiel angeführt, wie pfälzische Geschichte auch zu einem virtuellen, aber höchst lebendigen Ort der Erinnerung wird. Der Deutsch-pennsylvanische Arbeitskreis stellt eine Verbindung zwischen den Menschen in der alten und der neuen Welt her. Noch heute sprechen mehrere hunderttausend Amerikaner und Kanadier, zum Teil zehn Generationen nach der Auswanderung ihrer Vorfahren aus Europa, den Dialekt Pennsylvanisch-Deutsch. Seit 2006 findet jedes Jahr ein „Deutsch-Pennsylvanischer Tag“ statt, an dem verschiedene Aspekte des gemeinsamen Erbes beleuchtet werden.<sup>83</sup> Dieser Arbeitskreis ist ein idealtypisches Beispiel für eine zeitgemäße Erinnerungskultur und die multiperspektivische Befassung mit transnationalen geschichtlichen Zusammenhängen. Die persönliche Begegnung mit Auswanderer-Nachkommen, die Präsentation wichtiger wissenschaftlicher Literatur bis hin zu Kinderlesebüchern und Heimatromanen<sup>84</sup> sowie eine starke Präsenz und Vernetzung im Internet sprechen alle Sinne an und ermöglichen Wissenschaftlern, aber auch interessierten Laien eine vielgestaltige Beschäftigung mit der Auswanderung. Die Erinnerung an die gemeinsame Geschichte klärt die eigene und die vermeintlich fremde Identität. Sie leistet damit einen nicht groß genug einzuschätzenden friedensstiftenden Beitrag für die Völkerverständigung – „hiwwie wie driwwie“.

<sup>1</sup> Zit. Drumm / Zink 1938, S. 61.

<sup>2</sup> Karl Scherer: Zur Geschichte der Auswanderung aus dem Ober- und Mittelrheingebiet. Bemerkungen zur regionalen Auswanderungshistoriographie. In: Brommer / Debus / Herrmann 1976, S. 14.

<sup>3</sup> Klaus Becker: Wilhelm Heinrich Riehl: Die Pfälzer – Ein rheinisches Volksbild. Mit einem Nachwort von Jasper von Altenbockum. In: Pfälzer Heimat 58 (2007) H. 2, S. 86.

<sup>4</sup> Vgl. Riehl, Pfälzer, S. 71 – 76. Zum Selbstbewusstsein der Pfälzer erzählt Riehl die Anekdote von einem französischen General, der, erzürnt über List oder Verrat der Neustädter, die drei gescheiterten Leute zu hängen befahl, woraufhin die ganze Stadt davonlief, weil jeder glaubte, er sei einer von den dreien.

<sup>5</sup> Riehl, Pfälzer, S. 86.

<sup>6</sup> Ebd., S. 102 ff. u. S. 122. wie z.B. Peter Schöffler aus Germersheim, den Miterfinder der Buchdruckerkunst, oder den Arzt Johann Peter Frank aus Rodalben bei Pirmasens, den Begründer der öffentlichen Hygiene. Ihr monumentaler und historischer Sinn zeigt sich in der Liebe zur romanischen Architektur (Dom zu Speyer), zur Baukunst der Spätgotik (Katharinenkirche zu Oppenheim) und zur Renaissance (Heidelberger Schloss, zur Kurpfalz gehörend).

<sup>7</sup> „Der Pfälzer will sich nicht reich kleiden, dazu ist er zu ökonomisch; nicht absonderlich, denn er will kein Hanswurst sein; aber auch nicht arm, denn wo wäre Reichtum höher gewertet als hier? Nicht gemein, denn jeder Pfälzer kommt schon als vornehmer Mann auf die Welt.“ Riehl, Pfälzer, S. 186. Eine Unterscheidung treffen die Pfälzer lediglich zwischen Fest- (Rock, Schal) und Werktagskleidern (blauer Kittel, kurzes Wams, Kamisol, Schirmkappe u.a.).

<sup>8</sup> Zit. nach Riehl, Pfälzer, S. 188.

<sup>9</sup> Ebd., S. 207 f. u. S. 253 f. Auch die Kirmes (Kerb; Kerwe) gilt bei den Pfälzern als eine Art großes Familienfest und ist gleichzeitig Zeugnis ihrer Gastfreundschaft.

<sup>10</sup> Vgl. Ebd., Pfälzer, S. 210 – 231.

<sup>11</sup> Allein in den US-Staaten Pennsylvania, Ohio und Illinois sowie in Ontario (Kanada) gibt es etwa 80 auslandspfälzische – vorwiegend pennsylvaniadeutsch schreibende – Mundartautoren, deren Vorfahren bereits seit dem 18. Jahrhundert in Nordamerika leben.

<sup>12</sup> Riehl, Pfälzer, S. 265. Die Massenhaftigkeit dieser Auswanderung aus der Pfalz belegt Riehl mit Zahlen: Betrug die Einwohnerzahl 1849 noch 615.005 Köpfe, so war sie 1857 auf 587.334 gesunken.

<sup>13</sup> Ebd., S. 276.

<sup>14</sup> Das Auftragswerk für den bayerischen König Maximilian II. „Die Pfälzer“ gilt in der Ethnologie und Kulturwissenschaft forschungsmethodisch als wegweisend für die sog. „teilnehmende Beobachtung“: Zwischen 1854 und 1856 wanderte Riehl mehrmals zu Fuß durch die Pfalz, wo er Wohnungen, Ställe und Äcker inspizierte, Behörden be-

- fragte, Beamte interviewte sowie Ausflüge ins preußische, hessische und französische Grenzgebiet unternahm. Parallel dazu wertete er die Fachliteratur aus und bereiste die Provinz nochmals, um auch den Wechsel der Jahreszeiten auf Alltag, Wirtschaft und Brauchtum zu analysieren. Becker, Wilhelm Heinrich Riehl, S. 86.
- <sup>15</sup> Ludwig Schandein et al.: Rheinpfalz. In: Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. Hsg. v. Wilhelm Heinrich Riehl. München 1860 – 1868.
- <sup>16</sup> Häberle 1909, S. IX. Damit schloss Häberle sich einer Traditionslinie deutsch-amerikanischer Geschichtsschreibung an, die sich bereits 1869 im „Deutschen Pionier“ entwickelt hatte: Die Untersuchung der Frage nach den vergessenen Landsleuten „draußen“ und nach ihrem Anteil an Kolonisation und Entwicklung ihrer neuen Heimat rückte im Zeichen eines seit der Reichsgründung erstarkten deutschen Selbstwertgefühls in den Mittelpunkt; Vgl. Scherer, Zur Auswanderungshistoriographie, S. 15.
- <sup>17</sup> Georg Friedrich Blaul: Träume und Schäume vom Rhein. In Reisebildern aus Rheinbayern und den angrenzenden Ländern. Kaiserslautern 1910, S. 106 f.
- <sup>18</sup> Häberle 1909, S. 164 f. u. 181.
- <sup>19</sup> Zit. nach Ebd., S. 96. Das Festhalten der Pfälzer an deutscher Art und Sitte stieß bei den englischen Mitbürgern jedoch nicht immer auf Gegenliebe. So fürchtete Benjamin Franklin zum Beispiel eine „Germanisierung“ der von Engländern gegründeten Kolonie durch die „Pfälzer Bauernlummel“.
- <sup>20</sup> Häberle 1909, S. 112 f.
- <sup>21</sup> Vgl. Ebd., S. 213 – 224.
- <sup>22</sup> Ebd., S. 229 f.
- <sup>23</sup> Häberle 1909, S. 24.
- <sup>24</sup> Zit. nach Häberle 1909, S. 25.
- <sup>25</sup> Der Pfälzerwald 14 (1913).
- <sup>26</sup> Faltin 1987, S. 274 f.; herausgegeben wurde der Eilbote in Landau von Carl Georges und befasste sich hauptsächlich mit auswärtigen Meldungen.
- <sup>27</sup> Ebd., S. 285 – 288.
- <sup>28</sup> Ebd., S. 310 – 12.
- <sup>29</sup> Ebd., S. 313 f.
- <sup>30</sup> Vgl. Hilgard-Villard, Lebenserinnerungen, S. 462 f. u. 528.
- <sup>31</sup> Vgl. Bickelmann 1980, S. 134 u. Scherer, Zur Auswanderungshistoriographie, S. 15.
- <sup>32</sup> Metz 1929, S. 75.
- <sup>33</sup> Metz 1929, Anm. 30.
- <sup>34</sup> Der Auslandsdeutsche. Halbmonatsschrift für Auslandsdeutschtum und Auslandkunde (Mitteilungen des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart) 15 (1932), S. 39.
- <sup>35</sup> Oltmer, Krieg und Nachkrieg, S. 7.
- <sup>36</sup> So z.B. Oswald Seidensticker, Johann Huber, Heinrich Hilgard u.a. Vgl. Albert Becker: Pfälzisch-amerikanische Kulturströmungen. In: Die Pfalz am Rhein 14 (1931), S. 416 – 419.
- <sup>37</sup> Die Pfalz am Rhein 14 (1931), S. 417.
- <sup>38</sup> Die Pfalz am Rhein 14 (1931), S. 419.
- <sup>39</sup> Ebd., S. 426 f.
- <sup>40</sup> Pfälzisches Museum – Pfälzische Heimatkunde (PM-PH) 39/18 (1922), Heft 11/12.
- <sup>41</sup> Ebd., S. 262 f.
- <sup>42</sup> Ebd., S. 264.
- <sup>43</sup> Ebd., S. 265.
- <sup>44</sup> Ebd., S. 275 – 277.
- <sup>45</sup> Ebd., S. 292 f.
- <sup>46</sup> PM-PH 1922, S. 294.
- <sup>47</sup> Applegate 2007, S. 12.
- <sup>48</sup> Siehe z.B. Der Jäger aus Kurpfalz (1938), dessen Thema die „Saarpfälzer da und dort und überall in der Welt“ waren, oder die Heimatbriefe (1938), die aus der Pfalz an das „Saarpfälzer Volk“ außerhalb Deutschlands geschickt werden sollten.
- <sup>49</sup> Applegate 2007, S. 258.
- <sup>50</sup> Der Jäger aus Kurpfalz 17 (1938), S. 33.
- <sup>51</sup> Schönemann 1934, S. 22.
- <sup>52</sup> Zit. nach Scherer, Auswanderungshistoriographie, S. 16.
- <sup>53</sup> Schönemann 1932, S. 286.
- <sup>54</sup> Schönemann 1932, S. 303.
- <sup>55</sup> Ebd., S. 314 f.
- <sup>56</sup> Drumm / Zink 1938.
- <sup>57</sup> Geleitwort von Fritz Braun, damals Leiter der Saarpfälzischen Mittelstelle „Landsleute drinnen und draußen“ in Drumm / Zink 1938, S. 5.
- <sup>58</sup> Vgl. Drumm / Zink 1938, S. 61.
- <sup>59</sup> Ebd., S. 62 f.
- <sup>60</sup> Rupp 1938, S. 42.
- <sup>61</sup> Ebd., S. 62.
- <sup>62</sup> Ebd., S. 8 u. 18.
- <sup>63</sup> Applegate 2007, S. 272.
- <sup>64</sup> Franz Matt: Lorenz Rohr. Ein namhafter Deutsch-amerikaner aus der Pfalz. In: Pfälzer Heimat 1 (1950) H. 3, S. 89 f. Der Pfälzer Lorenz Rohr konnte sich einen Namen als Journalist in Evansville, Indiana, machen.
- <sup>65</sup> Albert Becker: Ein Pfälzer baut die Northern Pacific-Bahn. In: Pälzer Feierowend 1 (1949) Nr. 8, S. 2.
- <sup>66</sup> De Bellemer Heiner in Amerika. Der beliebte Pfälzer Rezipient erzählt im „Feierowend“ aus seiner Jugend. In: Pälzer Feierowend 1 (1949) Nr. 8, S. 3.
- <sup>67</sup> Ebd.
- <sup>68</sup> H. Gutting: Pfälzer Siedler am Schoharie. Bericht über pfälz. Auswanderungen. In: Pälzer Feierowend 12 (1960) Nr. 12, S. 7.
- <sup>69</sup> Vgl. Fritz Braun (Bearb.): Die Auswanderung nach Galizien 1782 – 1803. In: Pfalzatlas I. Hsg. v. Willi Alter. Speyer 1963, hier Karte Nr. 34. Vgl. auch Pfälzer Heimat 37 (1986), S. 185 – 188.
- <sup>70</sup> Pfälzer Heimatgruß 1976, 1981 und 1982.
- <sup>71</sup> Pfälzer Heimatgruß 1982.
- <sup>72</sup> 1683 hatte Franz Pastorius auf Einladung William Penns die erste Gruppe deutscher Siedler nach Philadelphia gebracht. Anlässlich der Feier fand außerdem eine Ausstellung unter dem Titel „Wir ziehen nach Amerika“ statt, die Bilder, Bücher und Dokumente zur Auswanderung aus Rheinland-Pfalz zeigte, zusammengestellt von der Heimatstelle Pfalz und der Pfälzischen Landesbibliothek.

- <sup>73</sup> Vgl. Bernhard Vogel: 300 Jahre Rheinland-Pfälzer in Amerika. Rede anlässlich der Feier „300 Jahre Auswanderung von Rheinland-Pfalz nach Amerika“. Festakt der Landesregierung. Hambacher Schloss, 9. September 1983, S. 14. Richard G. Lugar: Wir Amerikaner sind Deutsche, Italiener, Skandinavier, Spanier...Rede anlässlich der Feier „300 Jahre Auswanderung von Rheinland-Pfalz nach Amerika“, S. 27. Anlässlich der 300-Jahr-Feier gebe es in den USA nahezu 600 verschiedene Veranstaltungen in 43 Staaten, in denen viele gut bekannte Amerikaner deutscher Abstammung geehrt würden, wie der preußische Offizier und US-amerikanische General Friedrich Wilhelm von Steuben, der US-amerikanische General und Staatsmann Carl Schurz, Johann Jakob Astor, der in den USA durch Pelzhandel und Immobilien zum reichsten Mann seiner Zeit wurde, Rockefeller, der Theologe Paul Tillich, Albert Einstein, die Publizistin Hannah Arendt usw.
- <sup>74</sup> Ebd., S. 44.
- <sup>75</sup> Ebd., S. 45.
- <sup>76</sup> Vgl. zum Beispiel Braun / Krebs 1956; Braun 1965.
- <sup>77</sup> Brommer / Debus / Herrmann 1976.
- <sup>78</sup> Paul 1983.
- <sup>79</sup> Roland Paul: Auswanderung und Emigration aus der Pfalz im 19. u. 20. Jhd. In: Ders 1983, S. 79.
- <sup>80</sup> Paul, Auswanderung und Emigration aus der Pfalz im 19. und 20. Jahrhundert, S. 79.
- <sup>81</sup> 1741 – 1991: 250 Jahre Pfälzer am Niederrhein. Festschrift von Jakob Imig und Helmut Lange. Hrsg. v. Pfälzerbund am Niederrhein e.v. Kalkar 1991.
- <sup>82</sup> Grußwort des Landrats von Kleve, Pickers.
- <sup>83</sup> Am letztjährigen Deutsch-Pennsylvanischen Tag (2008) im Mennonitischen Gemeindezentrum Weierhof/Pfalz konnte die Verfasserin teilnehmen. Neben Grußworten von Gary Waltner (Leiter der Mennonitischen Forschungsstelle Weierhof) und der Vorsitzenden der Pastorius Home Association Bernice Hicks aus Germansville, Pennsylvania, gab es Beiträge auf Pennsylvanisch-Deutsch, einen Vortrag über mennonitische und amische Trachten, sowie Musikbeiträge in Form von Auswanderer- und Volksliedern aus Deutschland und Pennsylvanien. Unter den ca. 90 Besuchern war auch eine Reisegruppe aus Lehigh County (PA).
- <sup>84</sup> So erzählt Marliese Fuhrmann in ihrem Buch „Kuckucksruf und Nachtigall“ die Geschichte einer jungen Frau, die auf der Suche nach ihren Vorfahren auf das westpfälzische Wandermusikantentum stößt. Ein umfangreicher Bild- und Informationsteil bietet die historischen Hintergründe. Ein Weihnachtskinderbuch mit dem Titel „The Night before Christmas – Die Nacht vor der Grischt-daag“ bringt jungen Interessierten die Sprache Pennsylvania-Dutch näher. Ein Kalenderbuch „Mit Pennsylvania-Deutsch daarich's Yaahr“ verbindet wissenschaftliche Aufsätze mit Gedichten und volks- und landeskundlichen Erzählungen.

## Narrhalla-Marsch in der Neuen Welt

Im 19. Jahrhundert zog es viele Deutsche in die Neue Welt. Sie wollten der politischen Enge, der materiellen Misere in der alten Heimat entfliehen oder auf dem amerikanischen Kontinent neue Märkte für ihre heimischen Unternehmen finden. Auch viele Mainzer hatten ihre Koffer gepackt und sich nach Nordamerika eingeschifft. „Drüben“ angekommen, lebten sie in bereits bestehenden, überwiegend deutschsprachigen Siedlungsgebieten, gründeten neue Städte oder blieben zunächst einmal in der faszinierenden Großstadt, in der sie an Land gingen: New York. Hier erfuhren sie bald, dass nicht alles, was ihnen die Auswanderungsbroschüren versprochen, auch der Wahrheit entsprach. Sie mussten lernen, dass auch über dem großen Teich Korruption und Machtmissbrauch in der Politik nur allzu häufig vorkamen. Man vermisste das gute alte Mainz doch sehr, die Bierlokale und Weinwirtschaften der Altstadt und natürlich auch die Fastnacht.

### Gründung in der Krug'schen Wirtschaft

In Stanton Street Nr. 229, nur unweit der neuen Brooklyn Bridge, befand sich die Gastwirtschaft des Mainzers Peter Krug. Hier konnte man bei heimischem Wein am großen Stammtisch zusammen sitzen und auf meenerisch über die geldgierigen Yankees schimpfen. Am 11. November 1859 beschlossen die Gäste, einen eigenen Fastnachtsverein zu gründen, um in alter Tradition an neuem Ort die Narrenkappe tragen zu können. Bereits am nächsten Tag erschien ein diesbezüglicher Aufruf im deutschsprachigen „Staatsanzeiger“. Eine Woche später, am 18. November 1859, war das Krug'sche Lokal rappelvoll. Rund 60 Interessierte kamen und wählten Franz Perabo zum ersten „Vereins- und Carne-

valspräsidenten“ des „Carneval-Verein der Mainzer“. In der ersten Zeit wurden sechs bis zehn Narrenabende und ein Maskenball pro Jahr ausgerichtet. Premiere war bereits am 5. Januar 1860, natürlich bei Peter Krug. Schon aus den Anfangsjahren ist die „Bütt mit Deckel“ überliefert:

*Das Ammi'che von Gunsenum  
Bambelt dort an der Deck erum;  
Wann Aehner Blech duht schwätze  
Duht es hortig un geschwind  
Sich in Bewegung setze.  
(Lied 34: „Unser Ammi'che“)*

Schon bald merkte man, dass der Name „Carneval-Verein der Mainzer“ keine „Messfremden“ anlockte. Der Vorstand beschloss daher eine Umbenennung in „Mainzer Carneval-Verein in New York“, um sich auch für Nicht-Mainzer zu öffnen. In dieser Zeit wurden zwei Brüderpaare aus Mainz Mitglieder, die in späteren Quellen als „Säulen des Vereins“ bezeichnet werden: John und Edmund Racky sowie Charles und David Cahn.

Im Sommer 1863 kam es zur ersten großen Krise: Die Kassen waren voll, Peter Krugs Gastwirtschaft platzte aus allen Nähten. Die Lösung schien auf der Hand zu liegen: Krug sollte seinen Hof überdachen und dafür ein Darlehen beim Verein aufnehmen. Nach dem Ausbau kam es jedoch zu einem Streit unter den Beteiligten, da Krug sich weigerte, eine Hypothek auf den Anbau zu Gunsten des Mainzer Carneval-Vereins in New York zu akzeptieren. Schließlich warf er den Verein kurzerhand aus seinem Lokal hinaus. Der zog nun zum „Clinton Garden“ um, dessen Besitzer später das „Walhalla“ übernahm – der Verein zog mit.



Gedenkbuch zum Goldenen Jubiläum des Mainzer Carnelval-Vereins in New York (1859-1909), MCV-Archiv

Um 1865 wurde John Hilger Vereinsmitglied und sofort zum Vizepräsidenten gewählt. Fast gleichzeitig trat auch Anton Sauer, der „sauere Anton“ genannt, bei, ein „Groß-Gemüsehändler“, der den Verein in den nächsten Jahren großzügig unterstützte. Verabschieden musste man sich dagegen von Wendelin Weiler. Der Tabakhändler zog nach 17 Jahren USA-Aufenthalt als wohlhabender Mann nach Mainz zurück und setzte sich hier zur Ruhe. Er wurde Mitglied der Carneval-Gesellschaft „Humoristischer Tierkreis“ und gab ab 1876 seine „Humoristischen Blätter“ heraus, ein „lyrisch-satyrisches, humoristisch-kohliges Wochenblatt“. Dem New Yorker Verein blieb er weiter verbunden und schickte vom Rhein immer wieder neue Liedertexte an den Hudson.

### **Vernichtender Brand 1880**

Und wieder wurde es zu eng: 1874 zog man in die Turnhalle an der 4th Street und hielt bereits im nächsten Jahr in Zusammenarbeit mit dem „Bloomingdale Turnverein“ eine Narrensitzung in den „Teutonia Assembly Rooms“ ab. 1880 kam es hier zur Katastrophe: Die Turnhalle brannte ab, fast alle Dokumente aus der Frühzeit des Vereins wurden vernichtet, Herbergsvater Winkler kam ums Leben. Nächstes Domizil wurde jetzt die „Beethoven-Halle“ (5th Street), wo Louis Berndt Wirt war.

Gute Kontakte nach Deutschland bestanden weiterhin. So spendete der Verein 1870 für verwundete deutsche Soldaten und beteiligte sich 1883 an der Unterstützung der Rheinhochwasser-Opfer. Bei der großen Jubiläumssitzung am 25. November 1885 (25 Jahre) hörte man unter anderem auch den „Gruss an den Mainzer Carneval-Verein in New York“ vom „Humoristischen Tierkreis“ (Mainz) verfasst. In der zu diesem Anlass herausgegebenen Jubiläumsschrift wird nochmals explizit ausgedrückt, warum man den Verein gegründet hatte: Man wollte Mainz bewusst kopieren, „... den Carneval von „drüben“ mit allen seinen Einzelheiten – wenn auch nur im kleinen Maßstabe ... und so einen geistigen Berührungspunkt

mit den gesellschaftlichen Verhältnissen der alten Vaterstadt markieren.“ Im Prolog der Festzeitung von 1885 ist zu lesen:

*Ein Jubiläum! – Freudenvolle Kunde  
Taucht aus der Nacht zum frohen Licht empor,  
Hoch! Carn'val hoch! ertönt es in der Runde  
Und weckt des Echo donnergleichen Chor.  
Gilts doch zu feiern jene Weihestunde,  
Da nun erstand des Rheinland Kernhumor;  
Moguntia's Söhne bringen heut' das Beste,  
Mit Herz und Mund am Narrenwiegenfeste.*

Zuschrift von Georg A. Kertell<sup>1</sup>:

*Ich dacht' mit tiefem, herben Schmerze  
An's Narrenreich, entfernt so weit.  
Und kann ich auch nicht bei Euch weilen,  
Bin weit entfernt an fremdem Ort,  
Der Carneval, glaubt diesen Zeilen,  
Lebt mir im Herzen fort und fort.*

Hinweise auf die Verhältnisse in New York erfahren wir durch die zahlreichen Anzeigen in der Schrift. So lernen wir, dass der ebenfalls aus Mainz eingewanderte David Cahn jetzt ein „Manufacturer of Clothing“ in No. 151, Avenue C ist. Ein George Fuchs aus „Bingen am Rhein“ bietet Speis und Trank in seiner „Wine and Lagerbier Halle“ (92, 1st Avenue) und ein E. Steinmetz serviert in seiner „Schoppenwirthschaft“ (99, 8th Street) „California, Ohio & Rhine Wine“. Schließlich finden wir in 88 Essex Street sogar eine „Moguntia Halle“.

In den folgenden 25 Jahren erweiterte sich das Programm des Mainzer Carneval-Vereins in New York. In der Kampagne 1887/88 fand das erste „Blow-Out“ statt, ein Herrenausflug mit Programm, über den ein Zeitzeuge urteilte:

„Theilnahme stark, die Vorträge aber noch erheblich stärker“. Hieraus entwickelte sich wohl die Sitzung der „Hammelmäuschen“ (rhein Hessisch für Hausgrille, Heimchen), eine Veranstaltung „nur für starke Männer“ unter dem Vorsitz von Peter Deforth. Auch außerhalb der Kampagne trat man nun vermehrt in Erscheinung, beispielsweise durch



### Das Jubiläums-Committee

Von oben links nach rechts: Chas. Schmitt, H. Mootz, J. F. Pfeifer, Jul. Krauss, Peter Frankenbach, J. G. Brauneck, Theo. Arnsberger, F. Schuß, C. Grothe, E. Holloubeck, Wm. C. Todt, R. Seyffart, J. F. Hirschmann, B. Hely, E. G. Ruthinger.

Das Jubiläums-Committee des Mainzer Carneval-Vereins in New York beim Goldenen Jubiläum 1909, MCV-Archiv

ein Sommernachtsfest. Aus den Liederblättern hat sich eine Zeitschrift entwickelt, die „Carnevals-Zeitung“, die später den Namen „Herold“ bekam.

Die Suche nach geeigneten Räumlichkeiten ging immer weiter: 1890 zog man in die Schützenhalle am St. Marks Place um, bereits im nächsten Jahr trat man in „Terrace Garden“ auf und nach der Jahrhundertwende finden wir die Mainzer Narren in der „Odd Fellows’ Hall“, einem großen Gebäude Ecke Grant- und Centre Street, 1848 erbaut.

### **Treffen mit dem Mutterverein**

1892 kam es zum ersten offiziellen Treffen mit dem „Mutterverein“ in Mainz. John Racky und Richard Weihnacht nahmen an der „Deutschlandreise des New Yorker Arion“ teil, einem weiteren deutschsprachigen Kulturverein in New York, mit dem man partiell zusammenarbeitete, sich aber auch in Karnevalstexten kritisch auseinandersetzte. Die Reisenden übergaben in Mainz unter anderem „prächtige, silberne Ceremonienmeisterstäbe“. Von dem am 28. Juli (!) abgehaltenen Närrischen Kommers befindet sich in der Stadtbibliothek Mainz ein Dokument mit dem Titel: „Festschrift zu Ehren der Anwesenheit des Vereins Arion aus New York nebst Liederbuch.“ Das Motto der Feier war:

*„Uns freut heut’ Owend nor alläns Arion is in Mainz“*

Und das „Willkommen!“ erschallte:

*Gegrüsst ihr Lieben, die aus fernem Land  
Weit über’s Meer zu uns dahergekommen!  
Wir reichen Euch begeistert froh die Hand  
Und herzlich seit ihr bei uns aufgenommen!  
Moguntia zeigt sich stolz im Festtagskleid,  
Die Fahnen flattern fröhlich in dem Winde*

Refrain:

*Zum Zeichen, dass die Freundschaft  
uns verbinde  
Mit Euch bis in die allerfernste Zeit.*

Auch der „Kiche-Zettel“ von Herbergsvater Ch. M. Dreste, „beim Willkomm von den zwää Delegate aus Meenz nemlich Jean Racky und Richard Weihnacht abgehalten in der Herberge 12 St. Marks Place am Sonntag Owend, den 2. October Anno Domini 1892“, liest sich gut:

*Hinkelsupp noch Meenzer Art  
Salme aus dem Rhein  
mit Kartoffeln aus Gunzenhum  
Lendebrote mit Schwämm  
do dezu Blummekohl aus Mumbach  
Gebrateni Ent mit Andiftche Salat  
Noochtisch: Eppel, Bire, Quetsche,  
Trauwe,  
Hexemer Handkäs’ un Buweschenkel*

Nach der Rückkehr übergaben Racky und Weihnacht bei einer großen Feier die Mainzer Geschenke: Silberbecher, rheinisches Sängerbzeichen, einen Bachusstab und eine „Riesen-Champagnerflasche“. Jüngerer Material ist in den Archiven nicht zu finden. Auf deutschsprachige Mitbürger wurde in der Zeit des Ersten Weltkrieges vielfältig Druck ausgeübt. Viele Vereine lösten sich auf, schraubten ihre Aktivitäten zurück oder wurden – mehr oder weniger freiwillig – amerikanisiert.

Ein neues Lebenszeichen erhalten wir erst wieder aus dem Jahre 1929, in dem der Mainzer Damen Verein sein 25-jähriges Jubiläum feiert und eine Jubiläumsschrift herausgibt. Zwischen den üblichen Anzeigen und den Grußanzeigen mit uns bekannten „Mainzer“ Namen („Compliments of Mr. Fritz Schué“) finden wir auch die Ankündigung des „Schluss-Ereignisses“, der vom Mainzer Carneval-Verein veranstalteten „Mainzer Masken Ball“ im „Hunts Point Palace“ (Ecke 953 South. Boul., 163rd Street/Bronx) – eine der bis heute berühmtesten Tanz- und Musikhallen der Stadt.

### **Austausch zwischen Mainz und New York**

15 Jahre später kann die erste Generalversammlung des MCV in Mainz nach dem Ersten Weltkrieg stattfinden. In der langen Liste der Totengedenken (seit 1914) nennt Sit-

Erste Carnehal Sitzung

Sonntag, den 8. Januar

MAINZER  
CARNEVAL  
Verein  
von  
New York

Saison 1905.

Fischer Grand Piano used at these Carneval Sessions is from the Fischer Piano Warerooms,  
164 Fifth Ave., between 21st and 22nd Sts., and 68 W. 125th St.

zungspräsident Dr. Hans Reen auch „die treuen Vorkämpfer des Tochtervereins Mainzer Carneval-Verein in New York, Präsident John Racky und das Komiteemitglied Martin Jung“.

In der Einleitung zur MCV-Jubiläumsschrift aus dem Jahre 1938 können wir lesen, dass es eine „Newyorker Niederlassung“ des MCV gibt. „Alljährlich erfolgt ein reger Austausch ... zur Erhaltung deutscher Sitten und Gebräuche im Auslande“. Und: „Die Beziehungen waren und sind die denkbar besten geblieben.“

Schwer zu glauben, denn auf der Fest-Sitzung für die „Mainzer aus aller Welt“ kann Seppel Glückert zwar reimen

*„Und so wie wir wachen und kämpfen zugleich*

*Für Mainz und sein ewiges Lachen*

*So lassen wir hier auch die Liebe zum Reich  
Von niemanden streitig uns machen...*

*Laßt drücken im Geiste uns herzlich die  
Hand*

*So Länder und Meere uns trennen*

*Und rufen: Dich Mainz, dich mein Vaterland  
Wir lieben dich, wie wir nur können.“*

– doch bei den zahlreichen erwähnten Besuchern aus dem Ausland sucht man die Abgeordneten des Mainzer Carneval-Vereins in New York vergeblich.

Wenn man der in dieser Jubiläumsschrift abgedruckten Presseübersicht glauben darf, nahm man auch umgekehrt in New York keinerlei Notiz von dem großen Jubiläum in Mainz. Die einzige US-amerikanische Zeitung, die überhaupt einen Bericht brachte, wäre demnach die „California Staatszeitung“ in Los Angeles gewesen.

Mit der Erwähnung im Jubiläumsband 1938 enden die Hinweise auf den „Mainzer Carneval Verein“ in New York, den die dortigen Medien auch einmal zum „Carnaval“ oder „Carnival“-Verein umtaufte. Auf der Basis der uns heute zugänglichen Archivalien können wir nicht einmal feststellen, wann er aufgelöst wurde oder in einen Nachfol-

geverein übergegangen ist. In den aktuellen Listen deutsch-amerikanischer Vereine und Organisationen gibt es keinerlei Hinweise auf einen MCV – die Fastnacht wird in New York nur durch einen Kölner Brückenkopf vertreten. Auch von dem Gesangsverein Arion finden wir keine Spuren mehr. So kann man abschließend nur spekulieren, dass die beiden Vereine den Zweiten Weltkrieg und den erneuten Druck, dem „deutsche“ Vereine in dieser Zeit in den USA standhalten mussten, nicht überlebt hat. Es bleibt zu hoffen, dass eines Tages noch Publikationen oder Erinnerungstücke gefunden werden, die eine Fortschritt dieses Artikels notwendig machen.

<sup>1</sup> Georg A. Kertell war ein Sohn von Georg Kertell (sen.), einem Kampfgefährten von Carl Schurz. Er wurde in New York erzogen, ging dann aber nach Kalifornien, wo er die Stadt San Mateo mitbegründete, in der er lange Führungspositionen inne hatte. Eine Verwandtschaft mit dem Mainzer Fastnachter und Landtagsabgeordneten Johann Maria Kertell (1771 bis 1839) ist nicht nachweisbar.

#### Literatur:

Dietz-Lenssen, Matthias: Die Mainzer Texas-Germans. Entstehungs- und Konfliktgeschichte einer texanischen Siedlergruppe im 19. Jahrhundert. Aachen 2001.

Dietz-Lenssen, Matthias: Narhalla-Marsch in der neuen Welt. Der „Mainzer Carneval-Verein in New York“. In: Mainz – Vierteljahreshefte für Kultur, Politik, Wirtschaft, Geschichte 27 (2007) Heft 1, S. 4–11.



Norddeutscher Lloyd, gedruckte Passagierliste des Doppelschrauben Postdampfers „Bremen“, für die Fahrt von Bremen nach New York am 15. April 1899, Institut für Pfälzische Geschichte und Volkskunde, Kaiserslautern

## Die Auswanderung aus Nachkriegsdeutschland



Einwanderer drängen sich an Bord der S.S. Beaverbrae als der Augenblick kommt, das Schiff im Hafen von Quebec zu verlassen und ein neues Leben in Kanada zu beginnen (o. D.), Library and Archives Canada

„Millionen haben nur einen Wunsch: Raus aus Europa“, berichtete 1949 die Boulevardpresse des verwüsteten Kontinents.<sup>1</sup> Tatsächlich wanderten zwischen 1946 und 1960 etwa acht Millionen Europäer nach Übersee aus. Davon gingen vier Millionen nach Nordamerika – mehr als 1,8 Millionen nach Kanada und über 2,1 Millionen in die USA. Zu diesen Überseeauswanderern zählten auch knapp eine Millionen deutsche Männer und Frauen, von denen die Hälfte in die USA und ein Viertel nach Kanada auswanderten.<sup>2</sup>

Die Ursachen dieser Migration waren vielschichtig. Sie reichten, sowohl in der sie steuernden Migrationspolitik als auch in den sie begründenden transatlantischen Verwandtschaftsbeziehungen, bis ins 19. Jahrhundert zurück. Vielschichtig war auch die Zusammensetzung der Auswanderer, die ein junges Spiegelbild der westdeutschen

Bevölkerung war. Die Einwanderungserfahrungen waren ebenfalls vielschichtig. Die nicht abgerissenen persönlichen Verbindungen mit den Ausgewanderten haben diese Nachkriegsauswanderung fest im Bewusstsein der Deutschen verankert. Dennoch ist sie von der Geschichtsschreibung vernachlässigt worden.

### Auswanderungswünsche in der Aufbruchgesellschaft

1945 war das kriegszerstörte Deutschland Knotenpunkt internationaler Wanderungen. „Wenn man die Millionen Soldaten der alliierten Truppenverbände einbezieht, lebten weit über 100 Millionen Menschen seit dem Frühjahr 1945 auf dem Reichsgebiet. Davon war mehr als ein Drittel unablässig in Bewegung: unterwegs zu alten oder neuen Zielen“<sup>3</sup>, schreibt Hans-Ulrich Wehler in seiner Deutschen Gesellschaftsgeschichte. Millionen von Menschen strömten in die vier Besatzungszonen während Millionen anderer Menschen raus aus dem besiegten Hitlerstaat wollten. Von Ende 1944 bis 1950 flüchteten 14 Millionen Deutsche aus Osteuropa und den Gebieten östlich der Oder und Neiße. Zwölf Millionen von ihnen kamen lebend in den vier Zonen an. Dieses Glück hatten die wenigsten der Insassen von Konzentrationslagern wie Auschwitz und Neuengamme, die von der SS in Todesmärschen vor den heranrückenden alliierten Truppen ins Zentrum des noch nicht besetzten Reichs zusammengetrieben wurden. Nach dem 8. Mai 1945 gingen Millionen ehemalige KZ-Häftlinge, Sklaven- und Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene – von den Alliierten als Displaced Persons bezeichnet (im Amtsdeutsch hießen sie heimatlose Ausländer) – von Deutschland in ihre Heimatländer zurück oder sie woll-

ten, besonders im Fall von Osteuropäern, in andere Länder auswandern. Millionen von deutschen Soldaten und deutschen Zivilinternierten waren in Kriegsgefangenenlagern und Arbeitslagern über die ganze Welt verstreut. Hinzu kamen unzählige Wanderungen innerhalb der Zonen, nicht nur von Millionen Ausgebombten und Zwangevakuierten, sondern auch von heimatlosen und verwaisten Kindern. Tausende Deutsche kamen aus dem Exil zurück, um sich am Wiederaufbau zu beteiligen, während tausende deutscher Kriegsverbrecher in afrikanische und südamerikanische Länder flüchteten und hunderte deutscher Wissenschaftler mit ihren Familien in die Sowjetunion, die Vereinigten Staaten von Amerika, Australien und andere Länder gebracht wurden.<sup>4</sup>

Millionen von Menschen waren durch diese Wanderungen fremden Menschen und Kulturen begegnet. Norddeutsche Städter gewöhnten sich in der Evakuierung nur schwer an das Leben auf dem Land und ihre süddeutschen, katholischen Gastgeber, denen es mit ihren protestantischen Gästen ebenso ging; „volksdeutsche“ Vertriebene aus Siebenbürgen wurden als Rumänen „beschimpft“; deutsche Frauen und Männer knüpften Beziehungen zu amerikanischen, britischen und russischen Besatzungssoldaten. Diese demographischen und millionenfachen biographischen Verwerfungen der Kriegs- und Nachkriegszeit bedeuteten sowohl Entwurzelung als auch eine neue Vertrautheit mit Wanderung und Fremde(n). Millionen Männer, Frauen und Kinder verbanden aufgrund ihrer Erfahrungen mit Wanderung und Fremde Gefühle der Angst, aber auch der Hoffnung. Diese Erfahrungen und Gefühle bestimmten für viele Menschen maßgeblich die Entscheidung, nach dem Krieg nach Übersee auszuwandern oder es bleiben zu lassen.<sup>5</sup>

Nachkriegsdeutschland war also nicht nur eine „Zusammenbruchgesellschaft“, wie sie der Historiker Christoph Kleßmann bezeichnet hat,<sup>6</sup> sondern auch eine „Aufbruchgesellschaft“. In dieser Situation entwickelte sich bei Millionen von Deut-

schen der Wunsch, nach Übersee auszuwandern. Dieser millionenfache Wunsch lässt sich deutlich an mehreren Quellen ablesen. In der zweiten Hälfte der 1940er Jahre gab es nach Aussage von Politikern, die sich als Auswanderungsexperten zu positionieren versuchten, einen millionenfachen Auswanderungsdrang. Franz Wolff, der viele Jahre für die 1924–1944 bestehende „Reichsstelle für das Auswanderungswesen“<sup>7</sup> gearbeitet hatte, war Anfang der 1950er Jahre zum Direktor des Bundesamtes für Auswanderung aufgestiegen. Er behauptete 1953: „Nach dem Zusammenbruch Deutschlands würden die Jahre 1945 und 1946 als Katastrophenjahre in die Geschichte der deutschen Auswanderung eingegangen sein, wenn die Besatzungsmächte nicht zunächst jede Auswanderung aus Deutschland verboten hätten. Eine Unzahl von Menschen war damals allein von dem Gedanken beherrscht, jenseits der Meere in Frieden und Freiheit ein auskömmliches Dasein zu finden.“<sup>8</sup> Mit solcher Dramatisierung wollte Wolff seine eigene Arbeit aufwerten; es zeigt aber auch, dass das Interesse an Auswanderung nach dem Krieg enorm war. Offenbar wird dies auch darin, dass alle amtlichen Stellen, die auch nur im geringsten Hoffnung auf Auswanderung gaben – z.B. die amerikanischen Konsulate und die kanadischen Militärstellen – ab 1945 von Anfragen überflutet wurden, besonders nach der Veröffentlichung irreführender Presseberichte.<sup>9</sup>

Für die 1950er Jahre gibt es zwei sicherere Quellen: Laut Meinungsumfragen in den 1950er Jahren wollte jeder vierte Deutsche „sofort“, „vielleicht“ oder „unter Umständen“ auswandern. Die Tendenz war über das Jahrzehnt hinweg leicht sinkend.<sup>10</sup> Zudem sammelten die staatlichen, gemeinnützigen und kirchlichen Auswandererberatungsstellen eine Statistik über den westdeutschen „Auswanderungsdrang“. 1954 boten in 48 Städten 82 Beratungsstellen ihre Dienste an. Da es außerhalb der Beratungsstellen viele andere Informationsstellen gab – von Auskunftsdiensten der Einwanderungsländer über Zeitungsberichte

bis zu Freunden und Verwandten in Übersee – besuchte nur ein kleiner Teil der Auswanderungsinteressierten eine solche Beratungsstelle. Dennoch waren es zwischen 1950 und 1958 annähernd 2,5 Millionen Ratsuchende. Diese Dimension verdeutlicht, wie viele Menschen sich konkret mit Auswanderung beschäftigten. Beratungsstellen wurden besonders von Vertriebenen- und Flüchtlingsfamilien besucht, denn nur so konnten sie über eines der amerikanischen Flüchtlingsprogramme in die USA auswandern. Knapp zwei Drittel der Ratsuchenden gaben an, aus wirtschaftlichen oder beruflichen Gründen (z.B. Arbeitslosigkeit oder „schlechte Berufsaussichten“) auswandern zu wollen.<sup>11</sup>

Nur ein kleiner Teil der Ratsuchenden wagte dann jedoch den Schritt aufs Schiff. Die Berater vermuteten, dass lediglich etwa zehn Prozent ihrer Besucher tatsächlich auswanderten. Für Hunderttausende von Nachkriegsdeutschen wurde Auswanderung somit zu einer Lebensstrategie. Für Millionen andere blieb Auswanderung eine unerfüllte Hoffnung. Sie gehören aber ebenso zur Auswanderungsgeschichte wie die Angehörigen und Freunde der Auswanderer und die zahlreichen Menschen, die in verschiedenen Organisationen und staatlichen Stellen daran beteiligt waren, Auswanderung zu organisieren. Obwohl also nur eine knappe Million Deutsche nach dem Krieg auswanderten, waren Millionen von Deutschen von Auswanderung direkt betroffen.

### **Wanderungspolitik**

Wer ging dann letztendlich über den großen Teich? Migrationspolitik und Familienbande prägten die Nachkriegsauswanderung wesentlich deutlicher als die wirtschaftliche oder politische Situation der Nachkriegszeit. Die internationale Wanderungspolitik spielte eine bedeutende Rolle in der Umsetzung oder Verhinderung von Auswanderungswünschen.

In der Nachkriegszeit kontrollierten die Besatzungsmächte den Zugang zu und aus den Zonen. Eine legale Auswanderung war

nur mit Hilfe einer Genehmigung der Militärbehörden – dem „Exit-Permit“ – möglich, eine legale Einwanderung nur mit Hilfe eines Visums.<sup>12</sup> Gegner und Opfer des NS-Regimes, enge Familienangehörige von Staatsangehörigen alliierter Länder (z.B. Ehefrauen amerikanischer GIs) und Displaced Persons erhielten Ausreisegenehmigungen. Die allermeisten Deutschen konnten dagegen bis 1949 weder eine Ausreise- noch eine Einreiseerlaubnis erhalten. Dies führte in den späten 1940er Jahren zu vielfältigen Versuchen der illegalen Auswanderung sowie zum so genannten Auswanderungsschwindel, dessen Betreiber aus Hoffnung und Verzweiflung Profit schlugen.<sup>13</sup>

Diese Situation änderte sich rapide mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland, ihrer Westintegration unter dem Druck des Kalten Kriegs und des Koreakriegs und ihrem volkswirtschaftlich rapiden Wiederaufbau im Zuge des Marshallplans und des Koreabooms. Nachdem bereits 1949 alle Ausreisebeschränkungen gefallen waren, wurden Deutsche über Nacht von ehemaligen Feinden zu begehrten Einwanderern. Die USA, Kanada und Australien öffneten Deutschen nicht nur ihre Pforten, sondern rekrutierten sie vor Ort und lieferten sich einen harten Wettbewerb um die weißen, christlichen Arbeiter.

Warum wanderten dennoch weit weniger Menschen aus? Zunächst wollte nicht jeder auswandern, der eine Beratungsstelle besucht oder sich beim US-Konsulat gemeldet hatte. Zu wissen, dass man „im Notfall“ auswandern konnte, war für viele beruhigend genug. Andere ließen sich von negativen Berichten der Auswandererberater oder ausgewanderter Freunde abschrecken. Viele konnten sich die Auswanderung trotz aller Hilfsprogramme einfach nicht leisten. Bei wieder anderen dauerte der Bewerbungsprozess so lange, dass sie sich in der Zwischenzeit in der Bundesrepublik eingelebt hatten. Ein sehr wichtiger Grund waren auch die Einwanderungsbestimmungen der Zielländer.

Die USA, Kanada, Australien und andere Länder hatten seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert Einwanderungsbeschränkungen eingeführt, um zu kontrollieren, wer ins Land kam. Bevorzugt wurden weiße, christliche, nordwesteuropäische Männer und Frauen, denn sie garantierten die Kontinuität des Wirtschaftssystems und der Bevölkerungszusammensetzung. Die USA erreichten dies über die Quotenregelung, wonach wesentlich mehr Westeuropäer ins Land gelassen wurden als Menschen aus anderen Regionen; Australien verfolgte nach dem Krieg weiterhin eine „White Australia Policy“; und der Premierminister Kanadas erklärte 1947, dass es Kanadas Recht sei, Einwanderer nach rassischen Kriterien auszuwählen.<sup>14</sup> Erst in den 1960er Jahren gaben diese Länder ihre explizit rassistische Einwanderungspolitik auf.

Junge, ledige, männliche Facharbeiter wurden von westdeutschen Politikern ebenfalls als unentbehrlich für den Wiederaufbau erachtet. Es entbrannte deshalb in den Nachkriegsjahren ein Wettbewerb um deutsche Migranten, die Franz Wolff bereits 1948 wie folgt auf den Punkt brachte: „Erwünschte und unerwünschte Auswanderung. Beide Kategorien einmal klar trennen; die einen werden von draußen geholt und wir bremsen, die anderen drängen hinaus und jene bremsen. [...] Erwünscht: Frauen, Alte und Kranke, die zu Verwandten / Volksdeutsche und Flüchtlinge aus dem Osten, die nicht seßhaft / ausch [sic] arbeitsfähige Männer, wenn sie ihre Familien mitnehmen. Intelligenz wo Überschuß / Unerwünscht: Facharbeiter, Techniker, Männer zwischen 20–40 Jahre, einzelstehende Männer überhaupt.“<sup>15</sup>

Um diese Ziele zu verwirklichen, richteten die westdeutschen Länderregierungen bereits 1947 in Bremen ein „Ständiges Sekretariat für das Auswanderungswesen im Vereinigten Wirtschaftsgebiet“ ein. Das Sekretariat wurde 1952 zum Bundesamt für Auswanderung.<sup>16</sup> Die deutsche Wanderungspolitik beschränkte sich auf drei Felder, die eingegrenzt waren von der im Grundgesetz festgeschriebenen Freizü-

gigkeit und den Interessen Australiens, Kanadas und der USA: Die Regierung konnte Einfluss nehmen über die Finanzierung von Auswanderern, die Beratungsstellen und die Öffentlichkeitsarbeit. Im Laufe der 1950er Jahre wurde die finanzielle Unterstützung von Auswanderern, besonders von männlichen Facharbeitern, immer weiter gekürzt. Die Beratungsstellen wirkten, nach Einschätzung des Bundesauswanderungsamts, „prohibitiv“, weil man dort „den Auswanderern klarmache, warum sie nicht auswandern sollten.“<sup>17</sup> In der Tat hießen die Beratungsstellen im Volksmund „Abratungsstellen.“ Und die Medien fügten sich schnell den Aufforderungen, ihre Berichterstattung auf ein Minimum zu beschränken.<sup>18</sup>

Traditionell waren Deutsche beliebte und bevorzugte Einwanderer, die in Nordamerika und Australien zu den frühesten, größten und wirtschaftlich erfolgreichsten Einwanderergruppen zählten. Dies änderte sich während des Ersten Weltkriegs, als deutsche Einwanderer zu feindlichen Ausländern wurden. In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre waren sie wieder gern gesehene Einwanderer, doch die Weltwirtschaftskrise und der Zweite Weltkrieg unterbanden die deutsche Einwanderung für die Dauer von zwei Jahrzehnten. Mit Beginn des Kalten Kriegs, der Gründung der Bundesrepublik Deutschland, dem Beginn des Koreakriegs und Koreabooms und dem Ende der Wanderung von Displaced Persons in diese überseeischen Länder stieg ab 1950 das Interesse an deutschen Einwanderern (und zum Teil auch Einwanderinnen) wieder rapide an. Deutsche erhielten ihre Privilegien zurück, die sie traditionell als weiße, christliche Nordwesteuropäer und gute Arbeiter besessen hatten.

Die Vereinigten Staaten öffneten ihre Tore als erstes Einwanderungsland, und zwar schon ab 1946. Zugelassen wurden zunächst allerdings nur enge Verwandte amerikanischer Staatsbürger, Verfolgte und Gegner des Nazi-Regimes und Flüchtlinge. Die deutsche Quote von jährlich 25.957 wurde deshalb zunächst nicht ausgeschöpft.



Familie Stadler vor der Abreise in die USA im Überprüflungslager Hamburg-Wentorf, 1951, Raphaels-Werk Hamburg

Allerdings wanderten viele auch außerhalb der Quote über Sondergesetze ein. So kamen bis Juli 1950 14.000 deutsche „Besatzungsbräute“ in die USA. Im Rahmen mehrerer Flüchtlingsgesetze wanderten zudem zwischen 1946 und 1952 etwa 400.000 Displaced Persons und andere Flüchtlinge in die USA, darunter 16.000 in Deutschland geborene NS-Verfolgte und 55.000 „volksdeutsche“ Vertriebene. Im Rahmen eines Anschlussgesetzes wanderten dann bis 1956 noch einmal 45.000 deutsche Flüchtlinge und Vertriebene in die USA ein. Bei diesen Flüchtlingsprogrammen wählten die amerikanischen Kommissionen die Bewerber vor Ort aus; sie beschränkten sich auf junge, gesunde und gut ausgebildete Menschen, die schnell zu produktiven Kräften auf dem amerikanischen Arbeitsmarkt werden konnten. Ab 1948 lockerten die USA die Einwanderungsbestimmungen für Deutsche einschließlich ehemaliger Angehöriger der Wehrmacht und von NS-Organisationen, so dass die deutsche Quote ab 1948 fast immer gefüllt wurde.<sup>19</sup> Versuche der Adenauer-Regierung, die Auswahl der Mi-

granten im Sinne deutscher Arbeitsmarkt- und Bevölkerungspolitik zu beeinflussen, scheiterten an den amerikanischen Interessen.

Westdeutsche Versuche, die kanadische Rekrutierung deutscher Fachkräfte zu beeinflussen, scheiterten ebenfalls. Kanada öffnete seine Pforten nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst nur zögerlich, warb dann aber in den Westzonen ab 1947 Displaced Persons sowie, bis 1955, 40.000 „Volksdeutsche“ an. Die meisten Restriktionen gegen deutsche Einwanderer wurden 1950 fallengelassen, und Deutsche wurden über Nacht von „enemy aliens“ zu begehrten Einwanderern, die auch im europäischen Vergleich bevorzugt Überfahrtsdarlehen erhielten. Um in den Genuss eines Überfahrtsdarlehens zu kommen, mussten sich ledige Frauen verpflichten, ein Jahr lang als Hausmädchen, Krankenschwestergehilfin oder Reinigungskraft zu arbeiten und in dieser Zeit ihren Kredit zurückzuzahlen. Männer mussten sich für den Bergbau, die Holzfällerei oder eine landwirtschaftliche Tätigkeit verpflichten; Famili-

enväter mussten zunächst alleine vorauswandern, um dann nach ein oder zwei Jahren ihre Familien auf eigene Kosten nachzuholen. Die Kredite wurden von der kanadischen Einwanderungsbehörde, vom Arbeitsministerium und von kirchlichen Vereinen vergeben. Fast jeder fünfte deutsche Kanada-Auswanderer nahm einen solchen Kredit in den 1950er Jahren in Anspruch. Damit erhielten sie bis 1960 die Hälfte aller von Kanada vergebenen Kredite. Dies erhöhte nicht nur erheblich die Zahl deutscher Einwanderer, sondern auch den Anteil der Arbeitskräfte an der deutschen Einwanderung (60%).<sup>20</sup> Im Laufe der 1950er Jahre wurde es für die Kanadier aber immer schwieriger, Deutsche zur Einwanderung nach Kanada zu ermuntern. Im Vergleich zu den USA sank die deutsche Einwanderung nach Kanada früher und schneller ab. Einzig im Fall Australiens war die Bundesregierung in ihren Bemühungen erfolgreich, ein Wanderungsabkommen (1952) zu schließen. Sie konnte dadurch direkt die Auswahl der Einwanderer beeinflussen.<sup>21</sup>

### **Die Auswanderung**

Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes in Wiesbaden wanderten zwischen 1946 und 1961 knapp 1,5 Millionen Menschen aus Westdeutschland nach Übersee aus. Davon waren 710.000 Ausländer und Ausländerinnen und 780.000 (52%) Deutsche. In dieser Zeit können drei Wanderungsphasen unterschieden werden.<sup>22</sup> Zwischen 1945 und 1950/51 gab es zunächst (1945–46) fast keine Auswanderung nach Übersee, aber eine, zum Teil zwangsweise, Repatriierung von drei Viertel der 4,5 Millionen Displaced Persons, die sich am Kriegsende in den drei westlichen Besatzungszonen befanden. Die meisten der 1,2 Millionen in Deutschland verbliebenen heimatlosen Polen, Ukrainer, Balten und anderen Osteuropäer wollten nicht in ihre Heimatländer zurückkehren.<sup>23</sup> Ein Großteil von ihnen wanderte dann zwischen 1947 und 1952 nach Übersee aus. Sie stellten 85% der 600.000 Überseeauswanderer, die Deutschland von Ende 1947 bis 1950 ver-

ließen. Deutsche gingen in dieser Zeit vorwiegend als temporäre Arbeitsmigranten ins westeuropäische Ausland.<sup>24</sup> Unter den etwa 100.000 Deutschen, die in dieser Zeit nach Übersee auswanderten, waren hauptsächlich nahe Verwandte (Eltern und Ehefrauen) amerikanischer und kanadischer Staatsbürger sowie Volksdeutsche mit Verwandten in Kanada. 1951 war das Jahr des Übergangs von der DP-Auswanderung zur Auswanderung deutscher Staatsangehöriger. Unter den 160.000 Auswandernden in jenem Jahr waren 40% Bundesdeutsche.<sup>25</sup> Die Hauptwelle der deutschen Überseeauswanderung, und damit die zweite Phase der Auswanderung aus Westdeutschland, verlief von 1951 bis 1957. In dieser Zeit wanderten im Durchschnitt jährlich 75.000 Bundesdeutsche aus, die meisten, wie die DPs vor ihnen, auf Schiffen ab Bremerhaven und mit finanzieller Unterstützung der Aufnahmeländer und internationaler Wanderungsorganisationen wie dem Intergovernmental Committee for European Migration (ICEM). Bereits 1952 war mit 90.000 deutschen Auswanderern der Höhepunkt der deutschen Nachkriegsauswanderung erreicht. In der von 1958 bis 1961 dauernden dritten Phase der Überseewanderung aus Westdeutschland lag die Zahl der Auswanderer bei jährlich 46.000 und fiel 1961 auf 31.000. Der Rückgang hatte mehrere Gründe. Zum einen hatte sich die wirtschaftliche Situation in Westdeutschland verbessert: Es herrschte nun Vollbeschäftigung, die Wohnungsnot war gelindert worden, Vertriebene und Flüchtlinge waren wohnräumlich und wirtschaftlich integriert, Evakuierte und Ausgebombte reintegriert worden. Gleichzeitig boten die Vereinigten Staaten kein spezielles Einwanderungsprogramm mehr an, so dass die Auswanderung fast ausschließlich auf die Jahresquote von knapp 26.000 begrenzt war. Kanada fiel 1957 in seine erste Nachkriegsrezession und reagierte mit einer Verringerung der Anwerbung bis Anfang der 1960er Jahre. Auch die australische Einwanderungspolitik wurde aus wirtschafts- und arbeitsmarktpolitischen Bedenken ab Anfang

der 1960er Jahre restriktiver. In dieser Zeit ging die unterstützte Auswanderung aus der Bundesrepublik so weit zurück, dass die letzten Auswandererlager geschlossen wurden. Die Mitarbeiter der Auswanderer-Beratungsstellen registrierten ebenfalls einen deutlichen Rückgang in der Zahl der Ratsuchenden und immer mehr ihrer Besucher interessierten sich für temporäre Migration im Rahmen von Entwicklungshilfeprojekten.<sup>26</sup>

Wer waren die deutschen Auswanderer? Es wanderten gleich viele Männer und Frauen aus. Es waren vorwiegend junge Menschen, die meisten unter 45 Jahre alt, ein Großteil in ihren 20ern. Zwei Drittel wanderten in Familien aus, der Rest waren ledige allein stehende Erwachsene. Ihr Anteil erhöhte sich bis Ende 1950er Jahre kontinuierlich auf die Hälfte der Auswanderer. Mit etwa 60% lag der Anteil der Erwerbstätigen unter den Auswanderern deutlich über dem der Bevölkerung (48%).<sup>27</sup>

Angaben über die Berufe der Ausgewanderten liegen in der westdeutschen Statistik nur für die Jahre 1953 bis 1955 vor. Demnach waren die Auswanderer ein Spiegelbild der westdeutschen Gesellschaft: 48% (vorwiegend Männer) kamen aus dem produzierenden Sektor, insbesondere Metallherstellung und Baugewerbe (Bevölkerung: 46%); 36% (in der Mehrzahl Frauen) kamen aus dem Dienstleistungssektor, besonders „Haushalts-, Gesundheits- und Volkspflege“ (Bevölkerung: 35%). Einzige Ausnahme waren die mit 6% unterrepräsentierten landwirtschaftlichen Berufe (Bevölkerung: 20%), aber viele von ihnen wanderten über die amerikanischen Flüchtlingsprogramme aus, die von der vorliegenden Statistik nur unvollständig erfasst wurden. Der Anteil der Erwerbslosen war sehr gering. Bereits 1954 bemerkte dazu der Bremer Senatskommissar für das Auswanderungswesen Heinrich Maas: „Ein wesentlicher Teil der Auswanderer besteht nicht aus Arbeitslosen und Flüchtlingen, sondern aus Personen, welche eine verhältnismäßig gut bezahlte Stellung verlassen.“<sup>28</sup>

Tatsächlich lag der Anteil der Vertriebenen und Flüchtlinge aus den Gebieten östlich der Oder und Neiße und Osteuropa mit 33% über ihrem Anteil an der Wohnbevölkerung von 19%. Dagegen waren unter den Auswanderern lediglich 4% SBZ/DDR-Flüchtlinge (Bevölkerung: 6%).

Zwei Drittel der 1953/54 in der Statistik erfassten Auswanderer hatten bis zur ihrer Ausreise in vier Flächenländern gelebt: Bayern stellte 19% der Auswandernden, Baden-Württemberg 17%, Niedersachsen 16% und Nordrhein-Westfalen 16%. Auf die Bevölkerung berechnet lag die Quote der aus Bremen Ausgewanderten mehr als dreimal, die Hamburger und West-Berliner Quoten doppelt so hoch wie die des Bundesdurchschnitts. Dagegen lag Bayern nur knapp über dem Durchschnitt, während die Auswandererquote von Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz etwa bei der Hälfte des Bundesdurchschnitts lag.

### **Auswanderungsursachen**

Politik regulierte die Migration, verursachte sie aber nicht. Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Nachkriegszeit – Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, politische Enttäuschungen und Ängste – waren ebenfalls eher Auslöser als Verursacher der Auswanderung. Der Blick muss historisch erweitert werden, um die Nachkriegsauswanderung zu erklären. Die vielfältigen transatlantischen Familienbeziehungen sowie die Anknüpfungspunkte der Einwanderungspolitik an die Zwischenkriegszeit zeigen, dass die Auswanderung der späten 1940er und 1950er Jahre in einem größeren historischen Kontext stand. Für das lange 19. Jahrhundert sprechen Historiker von einem nordatlantischen Arbeitsmigrationssystem, in welches deutsche Migrationsströme eingebunden waren. Gemeint ist damit ein Gefüge vielfältiger temporärer, saisonaler und permanenter Hin-, Rück- und Weiterwanderungen, die auf den historischen und wirtschaftlichen Verflechtungen der Länder im nordatlantischen Raum basierten. Dieser Raum erstreckte sich von Sibirien über Mittel-



Schmerzlicher Abschied von Auswanderern im Rahmen des Refugee Relief Acts, Stuttgart 1956, Raphaels-Werk Hamburg

europa bis an die Pazifikküste Nordamerikas. Das System beruhte aber auch auf unzähligen verwandtschaftlichen Netzen und den daraus resultierenden Kettenwanderungen. Die Migration vom Heimatort zu einem anderen Ort war häufig eine Lebensstrategie, um mit den Anforderungen der Industrialisierung zurechtzukommen. Ausschlaggebend bei der Wahl des Zielortes war dabei häufig, dass es dort bereits Verwandte oder Bekannte gab. Ob jemand von Mainz nach Wien, Marseilles, Montreal oder Seattle zog, hing also in großem Maße davon ab, in welcher dieser Städte er jemanden kannte. Die 1950er Jahre bildeten in vielerlei Hinsicht die letzte Phase dieses Systems, denn zum letzten Mal wurden im großen Ausmaß die etablierten Familiennetze genutzt. Es handelte sich auch deshalb um die letzte Phase, weil die auf staatlich genutzter und kontrollierter Kettenmigration beruhende Nachkriegsauswanderung keine neue Kettenwanderung initiierte.<sup>29</sup>

Familienbande prägten die Nachkriegsauswanderung aber auch noch auf eine tiefgründigere Weise. Die Auswanderung des 19. und frühen 20. Jahrhundert hatte sich tief in das kollektive Gedächtnis Mitteleuropas eingegraben. Gerade unter den „Volkdeutschen“ in Rumänien, Jugoslawien, Ungarn und der Tschechoslowakei waren nicht wenige Auswanderer vor dem Ersten Weltkrieg in ihre Heimatdörfer zurückgekehrt, um sich mit dem in Übersee erarbeiteten Geld einen Bauernhof zu kaufen. Viele Kinder wuchsen in der Zwischenkriegszeit auf mit Geschichten über Tanten in Cincinnati und Großvätern, die in Chicago gearbeitet hatten. Die Lektion wurde von jedem Jungen und Mädchen verstanden: Auswanderung war eine Möglichkeit, sein Leben zu gestalten. Die vielfältigen Migrations- und Fremdheitserfahrungen in den Kriegs- und Nachkriegsjahren verstärkten diese Eindrücke. Dabei war es völlig offen, ob sich jemand aus einer solchen „Migrationskultur“ für oder gegen Auswanderung als Lebensstrategie entschied.<sup>30</sup>

Durch den Krieg und die Vertreibungen waren zahlreiche Familienbande aufgelöst worden – nicht nur durch den Tod enger Angehöriger, sondern auch durch Entfremdung. Viele Ehefrauen und Kinder kamen mit ihren aus dem Krieg und der Gefangenschaft heimgekehrten Ehemännern und Vätern nicht mehr zurecht. Junge Menschen, die im Nationalsozialismus aufgewachsen waren, fühlten sich nach dem Zusammenbruch von ihren älteren Verwandten enttäuscht und verraten. Hinzu kamen gesellschaftliche Ablösungs- und Entfremdungsprozesse. Nicht nur Vertriebene und Flüchtlinge, auch Altingesessene fühlten sich nach 1945 wie in einer „fremden Heimat.“<sup>31</sup>

Es waren dann häufig transatlantische Verbindungen zu Verwandten, die Deutsche dazu veranlassten, über Auswanderung nachzudenken. Diese Verbindungen waren zum Teil sehr kurzfristig gewachsen: Deutsche, die in den späten 1940er und frühen 1950er Jahren ausgewandert waren, holten in späteren Jahren ihre Eltern, Geschwister und Freunde nach. Nicht selten waren sie aber selber von Onkeln und Tanten in die USA und, wenn auch seltener, nach Kanada und Australien geholt worden. Diese Verwandten waren in der Zwischenkriegszeit, manchmal aber auch schon in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ausgewandert. Nicht wenige besuchten ihre „armen“ Cousins und Cousinen in Nachkriegsdeutschland, um sie mit nach Amerika zu holen. Wesentlich häufiger waren Care-Pakete und Briefe, in denen Deutschamerikaner ihre Nefen und Nichten dazu ermunterten, die Ruinen zu verlassen und am amerikanischen Wohlstand teilzuhaben.<sup>32</sup>

Ein Großteil der von den nordamerikanischen Regierungen organisierten transatlantischen Wanderungen der Nachkriegszeit basierte auf diesen Netzen von Familienbanden und Freundschaften. Wer in die USA auswandern wollte, ob über die Quote oder im Rahmen der Flüchtlingsprogramme, hatte wesentlich größere Chance, wenn er einen Bürgen in den USA hatte. Dies waren häufig Verwandte. Auch für die Auswanderung nach Kanada konnten persön-

liche Verbindungen helfen. Es waren also die weit verzweigten Familiennetze, die die Grundlage der deutschen Überseeauswanderung in der Nachkriegszeit bildeten.

### **Einwanderungserfahrungen**

Obwohl es nicht das Thema dieses Überblicks ist, sollen die Erfahrungen der deutschen Auswanderer in den Einwanderungsländern kurz umrissen werden.<sup>33</sup> Zunächst ist festzustellen, dass es nur eine sehr geringe Rate an Rückwanderern gab.<sup>34</sup> Dies lag vor allem daran, dass sich deutsche Einwanderer überall schnell wirtschaftlich und gesellschaftlich integrierten. Sobald sie die Sprache des Einwanderungslandes gelernt hatten, konnten sie häufig wieder in ihren Lehrberufen arbeiten. Nicht wenige machten sich selbständig. Die Mehrheit nahm die Staatsbürgerschaft des neuen Heimatlandes an und gab damit automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft auf. Die deutsche Sprache und die kulturellen Bräuche und Traditionen, mit denen man aufgewachsen war, wurden nur eingeschränkt an die Kinder und Enkel weitergegeben. Immer wieder beklagten deshalb einige Vertreter deutschamerikanischer, -australischer und -kanadischer Verbände den „Verlust“ deutscher Sprache und Kultur. Nicht selten machten sie dafür die angeblich aus dem Krieg und Holocaust entstandenen Minderwertigkeitskomplexe der deutschen Einwanderer verantwortlich. Sie übersahen dabei allerdings, dass Deutsche in diesen Einwanderungsgesellschaften aufgrund ihres Status als weiße Christen gegenüber süd- und südosteuropäischen Einwanderern privilegiert waren. Dabei halfen auch ethnische Stereotype von deutscher Sauberkeit, Pünktlichkeit, Ordnung und deutschem Fleiß.

Familienbande spielten in dieser schnellen Integration eine wichtige Rolle. Verwandte halfen bei der Job- und Wohnungssuche, beim Einkaufen und dem Einleben in die neue Kultur. Viele der jungen Erwachsenen hatten Deutschland mit dem Vorsatz verlassen, nach einigen Jahren des Abenteuers zurückzukehren. Die meisten blieben allerdings im Einwanderungsland

„hängen“, weil sie bereits nach kurzer Zeit heirateten und Familien gründeten. Deutsche Restaurants, Genossenschaftsbanken, Lebensmittelgeschäfte, Sprachschulen, Kirchen und Gottesdienste, Gesangs- und Tanzvereine, gesellige Klubs und viele andere ethnische Einrichtungen halfen den Einwanderern, den Übergang in die neue Gesellschaft zu meistern. Wie die historische Migrationsforschung immer wieder gezeigt hat, handelte es sich bei solchen deutschen Vierteln in Vancouver, New York und Melbourne nicht um Abschottung, sondern, ganz im Gegenteil, um transkulturelles Brückenbauen. Die erfolgreiche Integration zeigt sich auch darin, dass die zweite Generation akzentfreies Englisch (oder auch Französisch in Quebec) spricht, viele von ihnen Hochschulabschlüsse gemacht haben und, falls ihre Eltern dort nicht bereits angekommen waren, in die Mittel- und Oberschichten der Gesellschaft aufgestiegen sind. Viele Einwanderer und fast alle ihre Kinder und Enkel fühlen sich als Amerikaner, Kanadier oder Australier. So werden sie auch von den Einwanderungsgesellschaften wahrgenommen.

Dabei kam es selbstverständlich auch immer wieder zu Konflikten. Genannt werden soll hier nur kurz die Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte. Sehr viel stärker als in Deutschland wurden die Einwanderer mit Hollywoodfilmen, Fernsehserien und Presseberichten über den Zweiten Weltkrieg und, ab den 1970er Jahren, über den Holocaust konfrontiert. Diese Medien zeigten, zum Unbehagen einiger Einwanderer, sehr deutlich die Brutalität der Nazis und der Wehrmachtssoldaten, machten sich aber auch über sie lustig. Als Angehörige einer Minderheit, die an ihrem Akzent zu erkennen war, waren die Einwanderer besonders empfindlich. Sie konnten sich nicht in Heimatfilme und den deutschen Schweigekonsens der 1950er Jahre flüchten. In persönlichen Begegnungen mit Kriegsveteranen, Juden, holländischen und polnischen Einwanderern konnten diese Konflikte ebenfalls aufflammen, wurden jedoch meistens auf einige Bemerkungen beschränkt oder

mit gegenseitigem Schweigen bedacht. Es war für Deutsche also nicht immer einfach, sich in das kollektive Gedächtnis ihrer neuen Heimat zu integrieren. Dennoch kam es auch zu vielen persönlichen Begegnungen, die zu kollegialen und privaten Freundschaften, Liebesbeziehungen und Ehen wurden.

### **Ausblick**

Die Nachkriegsauswanderung ist fest im Bewusstsein der deutschen Bevölkerung verankert. Viele haben Verwandte in Übersee, besuchen sie, telefonieren, schreiben sich Briefe und Emails, oder wissen zumindest von ihnen. Dennoch werden diese Auswanderung und die weiterhin bestehenden millionenfachen transnationalen Beziehungen von der deutschen und internationalen Geschichtsforschung übergangen. So erwähnt Hans-Ulrich Wehler in seiner Deutschen Gesellschaftsgeschichte diese Auswanderung mit keinem Wort. Auch ein Sammelband mit dem Untertitel „Nachkriegsgeschichte als Migrationsgeschichte“ klammert diese Auswanderung aus der Geschichte aus. Woran liegt das? Natürlich waren die zeitgleich stattfindenden Wanderungen – Flucht, Vertreibung, „Gastarbeiter“-Einwanderung – zahlenmäßig größer und für die Geschichte der Bundesrepublik auch folgenreicher. „Aus den Augen, aus dem Sinn“ gilt zudem besonders im Fall der deutschen Geschichtsschreibung, die erst in den letzten Jahren über den nationalen Tellerrand hinausguckt und zaghaft transnationalen Verknüpfungen nachspürt. Doch auch die deutsche und internationale historische Migrationsforschung hat sich lange Zeit auf die „spektakuläre“ Massenauswanderung des 19. Jahrhunderts beschränkt. Sie vernachlässigte auch die Auswanderung aus der Weimarer Republik und überließ die Auswanderung während des Nationalsozialismus der Exilforschung. Ob sich diese Vernachlässigung der Nachkriegsauswanderung und, allgemeiner, der Auswanderung im 20. Jahrhundert mit der neuen Auswanderung seit den 1990ern und dem daran geweckten Medieninteres-

se (Stichwort: „Mein neues Leben“) ändern wird, bleibt abzuwarten.

- <sup>1</sup> Millionen haben nur einen Wunsch: Raus aus Europa, in: die strasse. Das Illustrierte Wochenblatt, 1949, H. 49, S. 1, Kirchenkreis Alt-Hamburg, Archiv, Bestand Auswanderermission, VII.50/12.
- <sup>2</sup> Canada, Department of Citizenship and Immigration (DCI), Statistics Section, 1960 Immigration Statistics, Table 12, Origin of Post War Immigrants from Overseas, and Total from the United States, 1946–60, Ottawa 1961; United States, Immigration and Naturalization Service, Annual Report 1946–1960, Washington, DC 1946–1961; Johannes-Dieter Steinert: Migration und Politik: Westdeutschland, Europa, Übersee 1945–1961, Osnabrück 1995, S. 8.
- <sup>3</sup> Wehler 2008 (2003), S. 955.
- <sup>4</sup> Ulrich Herbert: ‚Ausländer-Einsatz‘ in der deutschen Kriegswirtschaft, 1939–1945, in: Bade 1992, S. 354–367; Wolfgang Jacobmeyer: Ortlos am Ende des Grauens: ‚Displaced Persons‘ in der Nachkriegszeit, in: ebd., S. 367–373; Werner Röder: Die Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland, in: ebd., S. 345–353; Wolfgang Benz: Fremde in der Heimat: Flucht – Vertreibung – Integration, in: ebd., S. 374–386; Benz 1995; Burgauer 1993, S. 14–22; Krohn / Mühlen 1997, S. 7–21; Krause 1997.
- <sup>5</sup> Ausführlich zur Entstehung von Migrationskulturen: Freund 2004, Kap. 2.
- <sup>6</sup> Die doppelte Staatsgründung: Deutsche Geschichte 1945–1955, 5. überarb. u. erw. Aufl., Bonn 1991 (1982), S. 37.
- <sup>7</sup> Vom Reichskommissar für das Auswanderungswesen ... 1989; Bade 1989.
- <sup>8</sup> Wolff 1953.
- <sup>9</sup> Freund 2004, S. 162–169.
- <sup>10</sup> EMNID-Institut, EMNID-Informationen, Bielefeld, 9. 1957, H. 39, S. 2; 13. 1961, H. 10, S. 1; 22. 1970, H. 11/12, S. 15.
- <sup>11</sup> Verzeichnis der Gemeinnützigen Auswanderer-Beratungsstellen, Merkblatt Nr. 12, hg. v. Bundesamt für Auswanderung (BAAusw), 4. Aufl. Koblenz 1954; Bundesstelle für Auswanderung, Rundschreiben Nr. 156/1951, Rundschreiben Nr. 194/1951; BAAusw, Rundschreiben Nr. 271/1954, Rundschreiben Nr. 202/1957; BAAusw, Übersicht über den deutschen Auswanderungsdrang in den Jahren 1919–1953, Rundschreiben, 271, 1954; Übersicht über den deutschen Auswanderungsdrang für die Kalenderjahre 1954–1958, Koblenz 1953–55, Köln 1957–60 (eigene Berechnungen).
- <sup>12</sup> Steinert 1995, S. 22.
- <sup>13</sup> Ausführlich zu Auswanderungsschwindel und illegaler Auswanderung: Freund 2004, Kap. 3.2 und 3.3.
- <sup>14</sup> Lack / Templeton 1995, S. 11f., 39–42, 150–152, 166–181; Right Hon. William Lyon Mackenzie King, „Immigration. Statement of the Prime Minister as to Canada’s Policy, Thursday, May 1, 1947“ in: Canada. Parliament, House of Commons. Official Report of the Debates of the House of Commons of the Dominion of Canada. Twentieth Parliament, Third Session (1947), Vol. 3. Ottawa 1948, S. 2644–46.
- <sup>15</sup> Staatsarchiv Bremen (StAB), 4,35/4-830-00-01/1, Wolff: Aktennotiz an Maas für die Hamburger Tagung, 1949, o.D.
- <sup>16</sup> Vom Reichskommissar für das Auswanderungswesen ... 1989, S. 115f.
- <sup>17</sup> StAB, 4,35/4-830-10-01/0, Auszug aus dem Kurzprotokoll der 85. Sitzung des Haushaltsausschusses, 11.5.1955.
- <sup>18</sup> Freund 2004, S. 192f.
- <sup>19</sup> Memo to America 1952, S. 9–41, 243; Nerger-Focke 1995, S. 107–129; Steinert 1995, S. 118ff., 123f, 255.
- <sup>20</sup> StAB, 3-A.4. Nr.671, Berkefeld, Brief History; Library and Archives Canada, Record Group 26, vol. 95, file 3-7-7, Assisted Passage Loan Scheme, pt. 1, Minister, Dept. of Citizenship and Immigration (DCI), Memorandum an Cabinet, 3.3.1951; Minister, DCI, Memorandum an Cabinet, 26.5.1951; Freund, Aufbrüche nach dem Zusammenbruch, S. 228–236.
- <sup>21</sup> Lack / Templeton 1995, S. 6–11, 23–28; Sherington 1992, S. 130–140; Nationality of Permanent and Long Term Arrivals, in: Australia, Dept. of Immigration, Australian Immigration. Consolidated Statistics, Canberra 1966, S. 32–38 (eigene Berechnung); Steinert 1995, S. 112–118; Gross 1952, S. 284–288.
- <sup>22</sup> Die Zahlen in diesem Abschnitt basieren auf: Wirtschaft und Statistik (WiSta). Statistische Monatszahlen 1963, hg. v. Statistischen Bundesamt Wiesbaden, Stuttgart 1963, S. 191. Die Wiesbadener Zahlen sind geringer als die Einwanderungszahlen der Zielländer.
- <sup>23</sup> Jacobmeyer 1992, S. 368–371.
- <sup>24</sup> WiSta 1954, S. 276.
- <sup>25</sup> StAB, 4,35/4-830-00-01/1, Maas: Deutsche Auswanderung in der Nachkriegszeit, Vortrag vor dem Rotary-Club Bremen, 18.1.1954.
- <sup>26</sup> StAB, 4,35/4-830-10-10/0 Berichte, Jahresberichte des SKAusw 1951–1973, Jahresberichte 1956 (29.11.1956), 1958 (3.12.1958), 1961 (14.2.1962), 1962 (27.2.1963), 1963 (17.3.1964) und 1964 (26.2.1965).
- <sup>27</sup> Auswanderer 1953, 1955 und 1958 nach Geschlecht, Alter, Familienstand und Erwerbstätigkeit, in: WiSta 1960, S. 588.
- <sup>28</sup> StAB, 4,35/4-830-10-10/0 Senatskommissar für das Auswanderungswesen, Allgemeine Auswanderungsangelegenheiten, Berichte, Jahresberichte des Senatskommissars für das Auswanderungswesen 1951–1973, Jahresbericht 1954 (20.12.1954).
- <sup>29</sup> Hoerder 1995; Freund 2002 [2003], S 1–36.
- <sup>30</sup> Dazu ausführlich: Freund 2004, Kap. 2.1.
- <sup>31</sup> Plato 1985.
- <sup>32</sup> Freund 2004, Kap. 4.

<sup>33</sup> Zur Einwanderung ausführlicher: Alexander Freund: *Identity in Immigration: Self-Conceptualization and Myth in the Narratives of German Immigrant Women in Vancouver, B. C., 1950-1960*, M.A. thesis, Vancouver 1994; ders.: *Immigrants' Identities: The Narratives of a German-Canadian Migration*, in: Angelika E. Sauer / Matthias Zimmer (Hg.): *A Chorus of Different Voices. German-Canadian Identities*, New York 1998, S. 187-208; ders. „Where were you während des Kriegs?“ Kriegserzählungen deutscher Migranten in Nordamerika seit 1945, in: Christer Petersen (Hg.): *Zeichen des Krieges in Literatur, Film und den Medien*, Bd. 1: Nordamerika und Europa, Kiel 2004, S. 31-67; ders.: *Troubling Memories in Nation-*

*building: World War II-Memories and Germans' Interethnic Encounters in Canada After 1945*, in: *Histoire sociale/Social History* 39. 2006, H. 77, S. 129-155; „How Come They're Nice to Me?“ Deutsche und Juden nach dem Holocaust in Nordamerika, in: Christiane Harzig, (Hg.): *Migration und Erinnerung. Reflexionen über Wanderungserfahrungen in Europa und Nordamerika*, Göttingen 2006; ders.: *A German Post-1945 Diaspora? German Migrants' Encounters with the Nazi Past*, in: Matthias Schulze u.a. (Hg.): *German Diasporic Experiences: Identity, Migration, and Loss*, Waterloo, ON 2008, S. 467-478.

<sup>34</sup> *WiSta* 1958, S. 508; *WiSta* 1960, S. 586.



Deutsche Kinder auf dem „Europe Canada Line“ Schiff ‚The Seven Seas‘, ca. 1958, Library and Archives Canada PA-124957, Europe Canada Line/LAC

## Zur Geschichte und Zukunft des Pennsylvaniadeutschen in den USA

Benjamin Franklin beklagte sich im 18. Jahrhundert darüber, dass in Pennsylvania „*die Pfälzer Bauernlümmler sich um unsere Ansiedlungen drängen und, indem sie in Rudeln zusammenwohnen, ihre Sprache und Sitten befestigen zum Verderben der unsrigen (...), dass sie uns germanisieren, anstatt dass wir sie englisieren*“. Heute sieht die Situation in den Zielgebieten der pfälzischen Nordamerikauswanderung ganz anders aus: Sprachen zum Beispiel Ende des 19. Jahrhunderts 600.000 bis 800.000 Menschen Pennsylvaniadeutsch, so sind es heute maximal 300.000 (davon nur rund 150.000 im täglichen Umgang).

Wie wird sich das Pennsylvaniadeutsche weiterentwickeln, und wird es in hundert Jahren überhaupt noch gesprochen werden?

### 1. Zur Entstehung des Pennsylvaniadeutschen (1683–1815)

Bereits im 17. Jahrhundert hat es immer wieder vereinzelt deutsche Abenteurer gegeben, die nach Nordamerika zogen. In den 1670er Jahren gründeten Hugenotten, die zuvor in der Pfalz gelebt hatten, im Staat New York die Ortschaft „New Paltz“. Und im Jahr 1683 schließlich landete eine deutsche Siedlergruppe mit dem Schiff „Concord“ im Hafen Philadelphias und gründete unweit der Stadt den Ort „Germantown“. Mit diesem Jahr beginnt die eigentliche deutsch-amerikanische Geschichtsschreibung.

Gründe zur Auswanderung gab es viele: religiöse, wirtschaftliche, politische. Der Hungerwinter 1709/1710 trieb viele Menschen aus ihren Dörfern und den Rhein hinunter ans Meer, um zunächst nach London überzuschiffen. Dort hoffte man auf

die Erlaubnis, sich in einer der englischen Kolonien Nordamerikas niederlassen zu dürfen. Mehrere tausend Menschen wurden schließlich in die Neue Welt verschifft. Obwohl die Emigranten aus den verschiedensten Gebieten stammten, bezeichnete man sie bei den vom Menschenstrom über-raschten und überforderten Verwaltungen in Holland und England allgemein als Pfälzer. Der Grund hierfür liegt auch in der Tatsache, dass die Auswanderer selbst dann ihre Heimat gern in die Kurpfalz verlegten, wenn sie keine Pfälzer waren. Da die Holländer und die Engländer sich dem pfälzischen Calvinismus besonders verbunden fühlten, standen die „pfälzischen Glaubensbrüder“ in hohem Ansehen. So nannte man bereits 1710 Auswanderungsschiffe allgemein „Palatine vessels“. In den nachfolgenden Jahrzehnten traten mehrere zehntausend Menschen aus Deutschland – ein Großteil jedoch wirklich aus dem Gebiet der damaligen Kurpfalz stammend – die Reise übers Meer an. Push- und Pull-Faktoren gab es viele. Der wichtigste Faktor, der die Emigration begünstigte, war jedoch vielleicht das noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Schiffseignern eingeführte „Redemptioner“-System, das Auswanderern ermöglichte, die Kosten für die Überfahrt nach der Ankunft in Amerika abzarbeiten. Bei dieser Form der „weißen Sklaverei“ verdingten sich die Neuankömmlinge für mehrere Jahre, bevor sie sich schließlich als (schulden-)freie Menschen selbst niederlassen konnten.

Bei Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges lag die Zahl der deutschsprachigen Siedler in Pennsylvania, jenem Staat, der die Wiege des Pennsylvaniadeutschen werden sollte, bei rund 110.000. Gemessen an der Gesamtauswanderung der Deutschen

nach Amerika seit dem 17. Jahrhundert, die nach Angaben verschiedener Quellen bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts bei über 7 Millionen gelegen hat, ist diese Zahl vergleichsweise gering. Zieht man jedoch in Betracht, dass die Gesamteinwohnerzahl Pennsylvanias um 1775 nur bei rund 225.000 lag, erhält die Zahl der deutschsprachigen Siedler ein anderes Gewicht. Beachtet man außerdem, dass sich die Siedlungsorte der deutschen Emigranten im Südosten des Staates konzentrierten, ist leicht nachzuvollziehen, dass sie in den von ihnen bewohnten Counties kulturell und sprachlich eine entscheidende Rolle spielten und der Region ihren prägenden Stempel aufsetzten. Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg brachte die Nordamerikauswanderung abrupt zum Stillstand. Die deutschen Auswanderer wandten sich anderen Zielgebieten zu, die vor allem im Osten Europas lagen. In Amerika aber führte die gemeinsame Erfahrung des gewonnenen Kriegs gegen England die Mitglieder der nun neu entstandenen „multinationalen Nation“ enger zusammen. Aus Deutschen, Engländern, Iren, Schweizern, Holländern und anderen waren nach der britischen Kapitulation (1781) und dem formellen Friedensschluss von 1783 Amerikaner geworden. Zwar stieg nach 1783 die Zahl der Auswanderer wieder an, aber bereits knapp zehn Jahre später waren die europäischen Auswanderungshäfen erneut geschlossen. Sie blieben es bis 1815, dem Jahr, in dem der Wiener Kongress die Landkarte Europas nach dem Abtritt Napoleons neu ordnete. In diesem Vierteljahrhundert riss nun die Verbindung zwischen der alten und der neuen Heimat komplett ab. Die etwa 25 Jahre zwischen 1790 und 1815, in denen praktisch keine neuen Auswanderer in Pennsylvania ankamen, genügten, um aus den dort lebenden Pfälzern, Württembergern, Schweizern, Elsässern und anderen „Pennsylvaniadeutsche“ zu machen. In diesen Jahren entwickelte sich aus den unterschiedlichen deutschen Varietäten durch Dialektausgleich eine einzige sprachliche Varietät: „das Pennsylvaniadeutsche“. Lan-

ge, nämlich von 1869 bis 1935, hat man unter Linguisten darüber gestritten, welchem deutschen Dialekt das Pennsylvaniadeutsche am nächsten komme. Am Ende setzte sich die Meinung durch, das Deutsch der Siedler entspreche am ehesten der Varietät, wie sie in den nordöstlichen Regionen der (heutigen) Pfalz gesprochen werde (vgl. Eshleman 1935). Über die Gründe, weshalb sich ausgerechnet das „Vorderpfälzische“ in Pennsylvania maßgeblich durchsetzte, wurde in Fachkreisen jedoch weiter heftig diskutiert. Meist wurde die Erklärung in der hohen Zahl der Siedler aus der Pfalz gesucht. An dieser These, deren Argument extern-linguistischer Natur war, mochte etwas dran sein, restlos überzeugend war sie indes nicht. Erst 1968 wurde ein intern-linguistischer Erklärungsansatz vorgelegt, der die Diskussion weitgehend beendete. Die Varietät des Pfälzischen, die in einem Umkreis von etwa 20 Kilometern um Mannheim gesprochen werde, habe sich als Kompromissmundart für die nebeneinander wohnenden Pfälzer, Schwaben, Elässer und Schweizer angeboten, weil sie linguistisch von allen in Pennsylvania vorhandenen Varietäten diejenige gewesen sei, die dem Standarddeutschen am nächsten kam. Das Vorderpfälzische entwickelte sich also, da außer Pfarrern und Lehrern kaum ein Mensch des Standarddeutschen mächtig war, zur „lingua franca“ unter den Siedlern. Dass sich diese Varietät in den USA im Laufe der Jahrhunderte vom Vorderpfälzischen in Deutschland durch Sprachwandelprozesse linguistisch entfernt hat, ist selbstverständlich.

## **2. Die Merkmale des Pennsylvaniadeutschen**

Es handelt sich beim Pennsylvaniadeutschen um einen Dialekt, bei dem grob geschätzt etwa 90 % der linguistischen Elemente und Strukturen auf das Pfälzische zurückgehen dürften. Die Phonetik/Phonologie ist eher vorderpfälzisch geprägt, in der Lexik überwiegt die westpfälzische Variante. Rund 2 % der linguistischen Ele-

mente und Strukturen dürften alemannische Wurzeln haben – am auffälligsten ist die Diminutivbildung auf „-li“. Der englische Einfluss dürfte insgesamt bei rund 8 % liegen, am stärksten wird er deutlich in der Lexik und der Syntax.

### 2.1 Phonetik/Phonologie

Folgt ein /r/ auf /o/, /i/ oder /e/, erscheint dieser Vokal im Pennsylvaniadeutschen als /a/: „Watt“ statt „Wort“, „Hah“ statt „Herr“, „Hasch“ statt „Hirsch“. Außerdem ist die amerikanische Aussprache des /r/ und des /l/ unter Pennsylvaniadeutschen weit verbreitet. Ebenso auch der sogenannte „Sprossvokal“: „Milich“ statt „Milch“, „Karich“ statt „Kerch“ und „darich“ statt „durch“.

Im Vergleich zum Pfälzischen, das aus vielen Ortsdialekten und regionalen Varianten besteht, ist das Pennsylvaniadeutsche phonetisch gesehen eine vergleichsweise einheitliche Varietät. Regionale Varianten – etwa zwischen Pennsylvania und Ohio – sind zwar vorhanden, aber längst nicht so ausgeprägt.

### 2.2 Morphologie

Hier sind die Gemeinsamkeiten mit dem Pfälzischen noch am deutlichsten. Die deutschen Wortbildungsmuster wurden weitgehend erhalten. Auffällig ist die deutsche Form der Verbbildung mit englischen Wortstämmen („*dschumb-e*“ statt „*to jump*“).

### 2.3 Lexik/Semantik

Häufig kommt es zu Lehnübersetzungen („*guudguckich*“ statt „*good-looking*“), Lehnübertragungen („*alliepper*“ statt „*everybody*“) und sogenannten Lehnbedeutungen („*gleiche*“ in der Bedeutung „*to like*“). Auch zahlreiche echte englische Lehnwörter wie „*blend*“, „*Fens*“ oder auch „*schmoge*“ (*to smoke*) haben Eingang in die Alltagssprache gefunden. Häufig sind auch sogenannte Hybride wie „*Bisniss-Leit*“ (*business people*). Aber auch zu Eigenbildungen, die nicht auf das Englische zurückgehen, ist das Pennsylvaniadeutsche fähig, wie „*Guckbax*“ (Fernseher) oder „*Wad-*

*defresser*“ (Computer) zeigen. Im Pennsylvaniadeutschen haben sich schließlich eine Reihe von Wörtern erhalten, die im Pfälzischen heute weitgehend nicht mehr gebräuchlich sind wie etwa das Lexem „*ebber*“ (jemand). Insgesamt kennzeichnend für das Pennsylvaniadeutsche ist seine relative Synonymarmut.

### 2.4 Syntax

Das Pennsylvaniadeutsche hat das englische Satzbildungsmuster übernommen. Dies könnte ein Indiz für das baldige Ende des Dialekts sein. Marion Lois Huffines wertet diese Tatsache dagegen als Strategie zum Spracherhalt.<sup>1</sup> Hier ist das Argument: Der Sprecher, der sich nur ein Satzbildungsmuster merken muss (nämlich das englische), hat es leichter mit der Handhabung des Dialekts. Er muss nicht mehr zwischen deutschem und englischem Syntaxmuster unterscheiden. Beispiele für den Einfluss des Englischen in diesem Bereich sind: „*Was Zeit iss es?*“ (*What time is it?*), „*Ich besser geh heem*“ (*I better go home*) oder „*Wie bischt?*“ (*How are you?*), „*Sell iss uff zu dir*“ (*It's up to you*), „*Was geht aa datt?*“ (*What's going on there?*).

Die Unterschiede zwischen Pfälzisch und Pennsylvaniadeutsch lassen sich in vier Gruppen zusammenfassen:

- a dem Einfluss des Englischen, der im Pfälzischen fehlt;
- b dem Vorkommen von Formen aus nicht-pfälzischen deutschen Dialekten im Pennsylvaniadeutschen;
- c der größeren Varianz des Pfälzischen (z.B. Synonymreichtum und regionale Varianten)
- d der Eigenentwicklung des Pennsylvaniadeutschen seit seinem Entstehen.

## 3. Die diachrone Entwicklung des Pennsylvaniadeutschen (1815–2009)

Betrachtet man die Entwicklung der pennsylvaniadeutschen Sprachgemeinschaft in den letzten zwei Jahrhunderten, fällt auf, dass sich zwei gegenläufige Tendenzen ge-

gegenseitig überlagern:

### 3.1 Der makrosoziologische Aspekt: der Assimilierungsdruck

Auf makrosoziologischer Ebene verstärkt sich von Generation zu Generation der Druck auf die deutschsprachige Bevölkerung Pennsylvanias, sich der umgebenden amerikanischen – und englischsprachigen – „Mainstream Society“ mehr und mehr anzupassen. Dieser Assimilierungsdruck wird anhand folgender Daten anschaulich:

#### 3.1.1 Standarddeutsch als Unterrichtssprache:

1834 schränkte ein Schulgesetz den Gebrauch des Standarddeutschen in der Schule erstmals ein. Im Jahr 1880 ist das Standarddeutsche als reguläre Unterrichtssprache in der Schule endgültig verschwunden.

#### 3.1.2 Standarddeutsch als Pressesprache:

Das vor allem im 19. Jahrhundert florierende deutschsprachige Pressewesen kam zwischen 1910 und 1917 – in der Zeit der Vorkriegspropaganda bis zum Kriegseintritt der Vereinigten Staaten – nahezu vollständig zum Erliegen.

#### 3.1.3 Standarddeutsch als Gottesdienstsprache:

Hier führte der Erste Weltkrieg in den meisten lutherischen und reformierten Gemeinden Pennsylvanias zu einem Wechsel der Gottesdienstsprache. Statt Deutsch wurde fortan auf Englisch gepredigt. Der Zweite Weltkrieg brachte nun auch die letzten noch verbliebenen Gemeinden, die allsonntäglich auf Deutsch predigten, dazu, die Gottesdienstsprache zu wechseln. Insgesamt geht man davon aus, dass sich der Verlust des Standarddeutschen als Gottesdienstsprache im Wesentlichen zwischen 1917 und 1940 vollzogen hat. Einzig die Sektierer – Amische und Mennoniten alter Ordnung – hielten weiterhin am Deutschen als Gottesdienstsprache fest.

#### 3.1.4 Pennsylvaniadeutsch als Alltagssprache außerhalb der eigenen vier Wände:

Die Varietät des Alltags war niemals das Standarddeutsche, sondern der Dialekt. Man sprach ihn bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts zu Hause, bei der Arbeit, vor der Kirche, auf dem Markt. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs wurde der Gebrauch des Dialekts in die häuslichen, familiären Bereiche zurückgedrängt. Ein um 1910 geborener Pennsylvaniadeutscher erzählte, ihm sei in der Schule der Mund mit Seife ausgewaschen worden, wenn bemerkt wurde, dass er auf dem Schulhof Dialekt sprach. Hinzu kam, dass ab etwa 1920 die wachsende Verbreitung des Autos unter Lutheranern und Reformierten den Kommunikationsradius der deutschsprachigen Landbevölkerung mit einem Male spürbar vergrößerte. Nun waren auf einmal auch weiter entfernt liegende Städte erreichbar – und die waren in aller Regel rein englischsprachig.

#### 3.1.5 Pennsylvaniadeutsch als Alltagssprache in den eigenen vier Wänden:

Hier hielt sich der Dialekt naturgemäß am längsten. Aber auch in diesem Bereich war sein Gebrauch früh gefährdet. Deutsch-englische Mischehen führten meistens zur Aufgabe des Deutschen im Hausgebrauch, ebenso die schlechten Erfahrungen der Pennsylvaniadeutschen, die ihre Kindheit in Weltkriegszeiten durchleben mussten. „Meinen Kindern sollte erspart bleiben, was ich an Anfeindungen erleben musste“, ist eine oft gehörte Aussage. Ab etwa 1920 drängte das englischsprachige Radio in die Wohnstuben der Deutsch-Pennsylvanier, ab 1950 zunehmend auch das englischsprachige Fernsehen. Beides verstärkte den Trend, Deutsch als Haussprache zugunsten des Englischen aufzugeben. Insgesamt wurde die frühere Zweisprachigkeit Pennsylvaniadeutsch – Standarddeutsch gegen Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend von der Zweisprachigkeit Pennsylvaniadeutsch – Englisch abgelöst.

### 3.2 Der psychologische Aspekt: der Folklorisierungsimpuls

Sprachdomänen werden aufgegeben: In

Schule, Kirche, Presse und im alltäglichen Sprachgebrauch setzt sich mehr und mehr das Englische durch. Aber jede Bewegung erzeugt auch eine Gegenbewegung. Und die liegt im Fall des Deutschen in Pennsylvania darin, dass der Versuch unternommen wird, neue Sprachdomänen zu erobern, um dem Dialekt eine Zukunftsperspektive zu eröffnen:

### 3.2.1 Pennsylvaniadeutsch als Literatursprache:

Um 1835 wird ein erstes Gedicht in pennsylvaniadeutscher Mundart verfasst. Veröffentlicht wird es jedoch erst 14 Jahre später, im Jahr 1849. Ab ca. 1861 erscheinen pennsylvaniadeutsche Kolumnen regelmäßig in Zeitungen und Zeitschriften. 1868 erscheint ein erstes literarisches Werk in Buchform. 1938 treffen sich Wissenschaftler und Autoren in Hershey, um gemeinsam eine Schreibkonvention für den Dialekt festzulegen. Das Ziel wird ein Jahr später erreicht, allerdings setzt sich das nach seinen Begründern benannte „Buffington-Barba-System“ nicht durch. Bis heute sind mehr als hundert Bücher in pennsylvaniadeutscher Mundart erschienen. Auch gab es jahrzehntelang ein recht reges Theaterwesen. Die Zahl der Autoren seit 1835 dürfte, vorsichtig geschätzt, sicherlich deutlich über 1.000 liegen.

### 3.2.2 Pennsylvaniadeutsch als Vereinsprache:

1891 wird die „Pennsylvania German Society“ gegründet, 1936 die „Pennsylvania German Folklore Society“. Sprachliche Aspekte standen bei beiden Vereinsgründungen nicht im Vordergrund, aber der Förderung des Dialekts wurde in der Vereinsarbeit dann doch eine hohe Bedeutung beigemessen. Beide Gesellschaften fusionieren 1968 zur Vereinigung mit dem Namen „The Pennsylvania German Society“. Ab ca. 1935 gründen sich eine Reihe weiterer Vereinigungen mit dem Ziel, den mündlichen Sprachgebrauch in der Mundart zu fördern: „*Grundsau Lodsches*“ (Groundhog Lodges), „*Fersommlinge*“. Daneben gibt es „*deit-*

*sche Picknicks*“ und weitere Veranstaltungen, die jedes Jahr zusammengenommen wohl über 20.000 Menschen zusammenführen, um im Dialekt zu kommunizieren. Verbreitet ist die Sitte, für jedes englische Wort bei einer Dialekt-Veranstaltung eine Strafe zahlen zu müssen, die einem guten Zweck zugute kommt.

### 3.2.3 Pennsylvaniadeutsch als Gottesdienstsprache:

Der Verlust des Standarddeutschen als Kirchensprache wird von Lutheranern und Reformierten insgesamt bedauert. Ab 1950 kommt es als Gegenbewegung mancherorts zu Dialekt-Gottesdiensten. Allerdings finden diese nur wenige Male im Jahr statt.

### 3.2.4. Pennsylvaniadeutsch als Mediensprache:

In den 50er Jahren entstehen erste Dialekt-Radiosendungen, ab 1974 zunehmend auch einzelne Fernsehsendungen in lokalen Stationen.

### 3.2.5 Pennsylvaniadeutsch als Fremdsprache:

1942 erscheint ein erstes ernsthaftes Lehrbuch, das deutschstämmigen Amerikanern die Sprache ihrer Vorfäter wieder nahebringen will. Alle früheren Abhandlungen hatten noch didaktisch darauf abgezielt, den Pennsylvaniadeutschen Englisch beizubringen. 1954 folgt diesem Versuch eine umfangreiche pennsylvaniadeutsche Grammatik. Pennsylvaniadeutsch-englische Wörterbücher, die bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts von verschiedenen Autoren zusammengetragen und gedruckt werden, dienen nun zunehmend nicht mehr dazu, ein englisches Äquivalent zu finden, sondern die dialektale Entsprechung eines englischen Wortes. Das große elfbändige pennsylvaniadeutsche Wörterbuchprojekt von C. Richard Beam wird erst Anfang des 21. Jahrhunderts nach 50 Jahren Forschungsarbeit abgeschlossen.

### 3.2.6. Pennsylvaniadeutsch als Sprache im „World Wide Web“:

Eine Erscheinung der vergangenen Jahre ist die zunehmende Nutzung des Dialekts im Internet. Es gibt Homepages mit dialektalen Angeboten ([www.pgs.org](http://www.pgs.org), [www.hiwwewie-driwwede](http://www.hiwwewie-driwwede) und andere), eine pennsylvaniadeutsche Wikipedia ([pdc.wikipedia.org](http://pdc.wikipedia.org)), Foren ([www.amisch.de](http://www.amisch.de)), Facebook-Gruppen und einen regen E-mail-Verkehr zwischen den Pennsylvaniadeutschen lutherischen und reformierten Glaubens, die Anschluss an das Internet haben. „*Ich kann sell E-Poscht-Wese schunt haendle*“, ist mittlerweile fast zu einem geflügelten Wort in der Online-Kommunikation geworden.

### 4. Zur Zukunft des Pennsylvaniadeutschen im 21. Jahrhundert

All diese Bewegungen und Gegenbewegungen betreffen zunächst die Pennsylvaniadeutschen, die sich als Teil der amerikanischen Gesellschaft verstehen. In sozioreligiösen Kategorien gesprochen, sind dies Lutheraner, Reformierte und welt-offene mennonitische Gruppen. Sie stellen noch immer den größten Sprecheranteil. Aber die Sprecher sind meist 60 Jahre und älter, und die Mundart wird nicht mehr an die nachwachsende Generation weitergegeben. Die Zukunft des Pennsylvaniadeutschen liegt in den Händen einer sozioreligiösen Gruppe, die 1890 kaum 3.700 Köpfe zählte, mittlerweile aber auf rund 300.000 Menschen angewachsen ist: die Amischen alter Ordnung (Old Order Amisch, ca. 240.000) und die Mennoniten alter Ordnung (Old Order Mennonites, ca. 60.000). In längst nicht allen der strenggläubigen Gemeinden wird der Dialekt gepflegt, aber doch noch in den meisten. Die Lebensgewohnheiten der Old Order Amish und Mennonites sind allgemein bekannt: Sie sondern sich von der sie umgebenden amerikanischen „Mainstream Society“ ab, fahren Pferdewagen statt Autos, verzichten (weitgehend) auf Elektrizität. Hier hat das Pennsylvaniadeutsche seine soziale

Funktion behalten. Es ist die Sprache des Alltags im Hause und außerhalb, die Sprache der Arbeit und – mit Einschränkung – des Gottesdienstes (hier mischt sich standarddeutsche Lexik mit pennsylvaniadeutscher Phonologie). Der Dialekt ist hier keinesfalls Gegenstand einer Folklorisierung, sondern Bindeglied zwischen den Familienmitgliedern einerseits und zwischen Familie und Gemeinde andererseits. Solange dies so bleibt und die Gemeinden auch weitgehend am deutschsprachigen Gottesdienst festhalten, scheint die Zukunft des Pennsylvaniadeutschen nicht nur gesichert – es dürfte aufgrund des Kinderreichtums der Amischen und Mennoniten mittelfristig sogar wieder mit leicht steigenden Sprecherzahlen gerechnet werden. Allerdings: das Pennsylvaniadeutsche wird sich substantiell stark verändern, sich in allen linguistischen Ebenen weiter auf das Englische zubewegen, wenn nur noch Amische und Mennoniten Träger der Mundart sind. Schon jetzt wird allgemein von zwei Arten Pennsylvaniadeutsch gesprochen: „Non-plain Pennsylvania German“ (das der Lutheraner und Reformierten) und „Plain Pennsylvania German“ (das der Amischen und strenggläubigen Mennoniten). Im „Non-plain Pennsylvania German“ haben sich die linguistischen Strukturen seit 1815 kaum verändert. Bei Lutheranern und Reformierten existiert kein Erwartungsdruck der Gesprächspartner, ausnahmslos im Dialekt miteinander kommunizieren zu müssen. Das bedeutet: fehlt ein dialektales Wort, wird einfach die Varietät gewechselt und das Gespräch auf Englisch weitergeführt. Dies führt zur paradoxen Situation, dass das Pennsylvaniadeutsche hier einerseits strukturell geschützt, insgesamt aber in seinem Gebrauch gefährdet ist. Das „Plain Pennsylvania German“ ist gekennzeichnet durch starke Anglisierungstendenzen in der Phonologie, der Lexik, aber auch der Syntax. Grund hierfür ist der Erwartungsdruck der Gesprächspartner, jede Alltagssituation im Dialekt meistern zu müssen. Ein Sprachwechsel (Code Shift) verbietet sich, und so gelangen englische

Elemente und Strukturen zunehmend in diese Form des Pennsylvaniadeutschen. Das Nachwachsen weiterer Sprechergenerationen ist bei Amischen und Mennoniten gesichert. Wichtig ist ferner die Tatsache, dass Amische wie auch Mennoniten alter Ordnung keine homogene soziale Gruppe darstellen. Die Geschichte der Anabaptisten ist seit der Trennung der Amischen von den Mennoniten 1693 gekennzeichnet von Abspaltungen immer neuer Untergruppierungen. Für das Pennsylvaniadeutsche ist dies ein Glück. Denn auch wenn eine Gemeinde den Dialekt nicht mehr länger als substanziell für das Leben in der Gemeinschaft ansehen sollte, werden mehrere hundert andere Gemeinden dies mit Sicherheit anders sehen. Man sieht: Die Perspektiven für das Pennsylvaniadeutsche sind nicht so schlecht, wie oft beschrieben. Es spricht jedenfalls einiges dafür, dass auch im Jahr 2100 noch manch ein Amerikaner nach einem alten Gedicht sagen kann: „*Der Uncle Sam finnt uns gedrej, mir duhne unser Flicht*“.

<sup>1</sup> Marion Lois Huffines: Case merger and case loss in Pennsylvania German, in: *Semper idem et novus*. Ed. by Francis G. Gentry, Göppingen 1988 = Göppinger Arbeiten z. Germanistik. Nr. 481, S. 391–402.

## Samuel Adler (1809–1891) und Felix Adler (1851–1933)

Mit Vater und Sohn Adler betrachten wir zwei jüdische Auswanderer aus Worms bzw. Alzey. Die Lebensspanne Samuel Adlers umfasst etwa die gleiche Zeit wie bei August Belmont (1813–1890, vgl. Lebensbild Seite 103). Belmont wie Adler erlebten den Höhepunkt ihres Wirkens in New York. Das Zentrum von Adlers Tätigkeit – der Tempel Emanu-El – und die Stadtresidenz der Belmonts lagen beide in der Fifth Avenue in New York, nur wenige hundert Meter voneinander entfernt. Es ist nicht bekannt, ob der Bankier und der Rabbiner sich je persönlich begegnet sind. Wohl kaum, denn sie bewegten sich in sehr unterschiedlichen Kreisen: Belmont in der Welt des Geldes, Adler im Umfeld der Synagoge. Und doch gab es schon in der Alten Welt Berührungspunkte zwischen den Familien Belmont und Adler.

**Isaak Adler**, der Vater von Samuel, stammte aus einer Frankfurter Gelehrtenfamilie. Er war Thoragelehrter in Worms und starb 1823; sein Grabstein befindet sich auf dem Heiligen Sand in Worms. Sein 1809 geborener Sohn Samuel war ebenfalls ab 1839 Prediger in Worms. Auch dessen jüngerer Bruder Abraham (1811–1856) war dort Rabbiner. Er wurde aber wegen seiner politischen Betätigung während der Revolution von 1848 – er war kurzfristig auch Redakteur der Wormser Zeitung – verhaftet und war längere Zeit im Gefängnis. Im Mainzer Hochverratsprozess von 1850 wurde er zwar freigesprochen, durfte aber kein Rabbineramt mehr übernehmen; danach war er krank und starb 1856 in der Heilanstalt Bendorf.

**Dr. Samuel Adler** wurde 1842 als Rabbiner nach Alzey berufen und war auch für den

neu geschaffenen Rabbinatebezirk Alzey zuständig. (Simon Belmont, der Vater von August Belmont, hatte sich als Vorsteher der Gemeinde für die Berufung des Wormser Rabbiners eingesetzt.) Adler hatte 1836 in Gießen in Philosophie promoviert und war ein vielseitig interessierter und gebildeter Mann, der sich entschieden für eine Öffnung des Judentums aussprach. So nahm er an drei Konferenzen liberaler Rabbiner aus ganz Deutschland 1844, 1845 und 1846 teil. Er setzte sich u. a. für die Verwendung der deutschen Sprache im Gottesdienst ein und befürwortete eine stärkere Beteiligung der Frauen. „Der Alzeier Rabbiner befand sich innerhalb des Judentums ebenso entschieden auf liberalem Kurs wie die Gemeinde selbst.“<sup>1</sup> In Alzey lebten damals 346 Einwohner jüdischen Glaubens; ihr Anteil von 7,6% an der Gesamtbevölkerung war damals einer der höchsten in einer deutschen Stadt! 1854 wurde die neue große Synagoge in Alzey eingeweiht, in der Mitte der Stadt und in unmittelbarer Nähe der evangelischen Hauptkirche. Die Synagoge hatte einen Chor und eine Orgel – deutliche Zeichen der Reformorientierung. In seiner Ansprache wertete Adler das neue Gebäude als Symbol für die Gleichberechtigung seiner Glaubensgenossen, denn die Juden dürften jetzt hinaustreten „an das helle, offene Tageslicht; die Mauern unserer Gotteshäuser dürfen hinausragen und sich anreihen in gerader Linie an die andersglaubender, aber dennoch befreundeter Religionsgenossenschaften“.<sup>2</sup>

Es war erstaunlich, dass ein so bekannter und fortschrittlicher Gelehrter wie Samuel Adler mehr als 14 Jahre lang in Alzey blieb. Aus privaten Gründen hatte er bisher Angebote von anderen Gemeinden, z.B. aus Lemberg in Galizien, abgelehnt. 1856 star-

ben sowohl sein Bruder Abraham als auch seine kranke Mutter. Nun war Adler frei und entschied sich 1857, einen Ruf an die berühmte Reformsynagoge Emanu-El in New York anzunehmen. Am 21. Februar hielt er seine Abschiedsrede, am Tag darauf verließ er mit seiner Frau Henriette geb. Frankfurter und dem fünfjährigen Sohn Felix Alzey.

Auch in Amerika wurde er zu einem der Hauptvertreter des Reformjudentums. Seine Predigten hat er auch in New York vorzugsweise auf Deutsch gehalten. Seine umfangreiche Bibliothek – in der sich auch zahlreiche Bücher aus seiner Alzeyer Zeit befinden – ist heute im Hebrew Union College in Cincinnati. (In Alzey wird 2009 ein Denkmal zur Erinnerung an die alte Synagoge errichtet; darauf wird auch die Person und das Wirken von Dr. Samuel Adler gewürdigt werden.)

**Felix Adler**, Samuel Adlers Sohn, wurde 1851 in Alzey geboren. Er wanderte 1857 mit seinen Eltern nach New York aus. Dort studierte er an der Columbia Universität in New York, und an den Universitäten Berlin und Heidelberg, wo er 1874 in Philosophie promovierte. (Es ist nicht bekannt, ob er bei seinen Deutschlandaufenthalten auch seine Geburtsstadt Alzey besuchte.) Anschließend war er Professor für hebräische und orientalische Literatur an der Cornell-Universität, später an der Columbia-Universität. Er predigte auch am Tempel Emanu-El, an dem sein Vater Oberrabbiner war. Aber die Tatsache, dass er sich nicht auf Gott bezog, erregte das Misstrauen der jüdischen Gemeinde.

1876 gründete er – mit 24 Jahren! – die Society for Ethical Culture (Gesellschaft für Ethische Kultur). Diese humanistische Vereinigung ging von der Vorstellung aus, dass nicht eine Gottheit und dogmatische Glaubensbekenntnisse, sondern allgemeine ethische und moralische Werte die Grundlage religiösen Empfindens bilden sollten. Diese Einstellung sollte sich dann in konkretem, humanitärem Handeln zeigen und bewähren: „Tat ist wichtiger als Glaube.“

Es war die Absicht Adlers und der Gesellschaft, „durch Predigten, vorbildliches Leben und soziale Arbeit der Moral im praktischen Leben den Weg zu bahnen“<sup>43</sup>. So setzte er sich für soziale Reformen ein und gründete Arbeiterschulen, Kinderhorte und Fröbelschulen und organisierte Unterstützung für die sozial Schwachen. Erstmals wurde von der Gesellschaft ein medizinischer Besucherdienst für bettlägerige, arme Kranke eingerichtet. Adlers Aufmerksamkeit gehörte den Menschen auf der Schattenseite des wirtschaftlichen Aufschwungs der Gründerjahre in Amerika, die aus dem Blickfeld der Superreichen wie der Belmonts, Vanderbilts und Astors verschwunden waren. In den Ethical Schools fanden weltliche Sonntagsfeiern statt. Eine dieser Schulen – die Ethical Culture Fieldstone School in New York, deren Rektor Adler bis zu seinem Tod war – besteht heute noch.

Während es seinem Vater noch um eine Öffnung und Reform des Judentums ging, hatte der Sohn sich von der herkömmlichen Religion ganz gelöst und vertrat einen individuellen Humanismus. 1902 wurde er Professor für „Politische und Soziale Ethik“ an der Columbia-Universität. In der Politik setzte sich Felix Adler für die Völkerverständigung und das Selbstbestimmungsrecht der Völker ein und kritisierte die imperialistische Ausrichtung der amerikanischen Außenpolitik seit der Jahrhundertwende.

Die Society for Ethical Culture war immer eine Minderheitenbewegung, hatte aber vor allem auf Intellektuelle eine starke Anziehungskraft. 1892 wurde auch in Deutschland eine „Gesellschaft für ethische Kultur“ gegründet, die sich bald auch auf die Schweiz und Österreich ausbreitete. So kam z.B. der junge Albert Einstein in seinen Züricher Jahren mit den Ideen Felix Adlers in Kontakt und wurde dadurch in seinen sozialen und politischen Einstellungen geprägt. Die Gesellschaft hatte allerdings in dem nationalistisch aufgeheizten Klima der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg weder in Europa noch in Amerika eine große Chance. Sie besteht aber auch heute noch in Amerika. Felix Adler ist 1933 in New York gestor-

ben. So blieb es ihm erspart, das Absinken seines Geburtslandes in die Barbarei und den Untergang aller ethischen Werte in der Verfolgung und Auslöschung der jüdischen Menschen miterleben zu müssen.

In gewisser Weise waren die Adlers und die Belmonts Antipoden und lebten in völlig unterschiedlichen Welten. August Belmonts Leben war von materiellen Dingen bestimmt: die Welt des Geldes und der Banken, die Mehrung seines Vermögens, der demonstrative Genuß dieses Reichtums, die Teilnahme am sozialen Leben der Superreichen, der Einfluss auf die Politik mit Hilfe dieser schier unerschöpflichen Mittel, die Absicherung seiner Familie in diesem Gesellschafts- und Wirtschaftssystem. Für Samuel Adler zählten Gelehrsamkeit und Wachsamkeit: er wollte, dass seine Religion und seine Glaubensgenossen sich öffnen gegenüber einer sich verändernden Umwelt. Durch Reformen wollte er die Traditionen der Thora und des Judentums bewahren. Die Interessen des Sohnes wandten sich von der Religion ab und dem einzelnen Menschen zu – mit einer ganz konkreten Ausrichtung, nämlich der Verantwortung besonders für die Armen, Schwachen und Benachteiligten. Er erhoffte sich Verbesserungen für die Gesellschaft durch die geistige Haltung des Einzelnen.

Es war nur natürlich, dass sich die Welten der Belmonts und der Adlers kaum berührten und sich die Menschen nicht begegneten. Obwohl sie sich räumlich und durch ihre Herkunft so nahe waren, bewegten sie sich in völlig unterschiedlichen Lebensbereichen. Gemeinsam war ihnen wiederum, dass ihr Wirken und ihr Einfluss sich vor allem auf ihre neue Umgebung bezogen – und in ihrer alten Heimat kaum wahrgenommen wurden.

#### Literatur:

Dieter Hoffmann: Landjuden in Rheinhessen, 1992 S. 74–80;  
Dr. Samuel Adler (1809–1891), in: Heimatjahrbuch Landkreis Alzey-Worms (= HJA) 2009, S.127f.;  
Otto Böcher: Felix Adler (1851–1933), in: 700 Jahre Stadt Alzey, 1977, S. 313f.;  
Gerhard Holzer: Albert Einstein und Felix Adler, in: HJA 2006, S. 118–120;  
Horace L. Fries: Felix Adler and Ethical Culture, 1981;  
Benny Kraut: From Reform Judaism to Ethical Culture. The Religious Evolution of Felix Adler, 1979.

<sup>1</sup> Hoffmann1992, S. 76

<sup>2</sup> zitiert ebd., S. 78

<sup>3</sup> Böcher, Otto: Felix Adler (1851–1933). In: 700 Jahre Stadt Alzey, 1977, S. 313f.; hier S. 313

## August Belmont (1813 Alzey–1890 New York)



August Belmont (1813–1890), aus: Theodor Lemke: Geschichte des Deutschthums von New York von 1848 bis auf die Gegenwart. New York 1891

August Belmont ist der vielleicht berühmteste Auswanderer aus Alzey, wenngleich er in seiner alten Heimat weniger bekannt ist als in Amerika. Er erwarb nach seiner Niederlassung in New York nach 1837 ein riesiges Vermögen und war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einer der einflussreichsten Bankiers und Politiker in den USA.

August Belmont stammte aus einer jüdischen Familie in Alzey; deren Vorfahren kamen aus Waldböckelheim. Die „Jessels“ waren Ende des 17. Jahrhunderts nach Alzey gekommen, wo sie als Schutzjuden und Vorsteher ihrer Gemeinde im 18. Jahrhundert anzutreffen sind. „In Simon Isaac (gest. 1805) und Isaac Simon (1731–1813), Sohn und Vater, erreichte diese Familie gegen Ende des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt der sozialen und kulturellen Aufwärtentwicklung. Zum Ausgang ihres Jahrhunderts war ihr Ansehen gewachsen, die Anpassung an die Umwelt vollzogen, so dass sie am politischen Willensprozess teilnahmen und an politischen Entscheidungsprozessen mitwirkten.“<sup>1</sup>

Simon Aron (1789–1859), der Enkel von Isaac Simon, nahm 1808 den Namen **Simon Belmont** an. Woher diese Namensgebung rührte, ist nicht bekannt. (Interessanterweise nahmen die Familien dreier Brüder den Namen Belmont, der vierte (Simon) aber den eher seltenen Namen Schestowitz an. Dieser Name hat sich im 20. Jahrhundert nur in einer Familie in Wendelsheim bei Alzey – heute in Israel – erhalten.) Simon Belmont heiratete 1812 Friederike Elsass aus Mannheim. Am 8. Dezember 1813 kam Aron zur Welt – der aber von Anfang an **August** gerufen wurde. 1819 folgte eine Tochter Elisabetha (Babett) und ein Jahr später ein Sohn Joseph. 1821 starb die

Mutter Friederike, und einen Monat nach ihr auch ihr jüngstes Kind. Simon Belmont war also mit 32 Jahren Witwer mit zwei kleinen Kindern. Diese Familiensituation und der Wunsch des Vaters, seinem Sohn eine gute Erziehung zukommen zu lassen, führten dazu, daß er August schon mit 8 Jahren zur Großmutter Gertrude Hanau nach Frankfurt gab. Dort besuchte dieser von 1822 bis 1828 das Philantropin, eine liberale jüdische Schule, zu der seit 1811 auch christliche Kinder zugelassen wurden. Während dieser Zeit kam August selten und nur für kurze Zeit nach Hause. Für ihn war also das Leben im Haus der Großmutter und mit dem gutmütigen Onkel Isaac Hanau und die Zeit im Philantropin in Frankfurt viel prägender als das Elternhaus in Alzey. Auch war das Verhältnis zum Vater durch dessen Neigung zu Geiz und Rechthaberei belastet.

Simon Belmont lebte Zeit seines Lebens in seinem Haus in der Georgenstrasse 19, wo er auch geboren wurde. (Das Fachwerkhaus mit dem Torbogen und den den Hof umgebenden Nebengebäuden ist heute noch gut erhalten.) Hier hatte er sein Kontor und von hier aus betrieb er seine Landwirtschaft und seine Geldgeschäfte. Nach dem Tod des Großvaters 1813 hatte er umfangreichen Grundbesitz geerbt und ersteigert, war also einer der großen Gutsbesitzer in der Stadt. In seiner Wirtschaftsführung war er äußerst sparsam. 1855 ließ er sein gesamtes Vermögen schätzen: er kam auf die stattliche Summe von 79 000 Gulden – fast die Hälfte davon in Häusern und Grundstücken bzw. Feldern angelegt. Der sicherlich religiös sehr konservativ erzogene Simon Belmont hatte von seinem Großvater das Amt des Gemeindevorstehers übernommen. Doch passte er sich im Lauf seines Lebens den Veränderungen seiner Umwelt auch in religiösen Dingen an. So setzte er sich maßgeblich für die Verpflichtung des neuen liberalen Rabbiners von Alzey, Dr. Samuel Adler, ein.

Mit Simon Belmonts Tod 1859 ging auch die Zeit zu Ende, da die Belmonts eine führende Rolle in Alzey spielten. Sie fand ihre Fortsetzung auf einer viel größeren Büh-

ne, durch Simons Sohn **August Belmont** in Amerika.

Dieser trat im September 1828 durch Vermittlung seiner Großmutter (ihr zweiter Mann Hayum Lehman Hanau war ein Schwager von Amschel Mayer Rothschild) mit 14 Jahren als Lehrling in das bekannte Frankfurter Bankhaus ein. Rothschild hatte sogleich veranlasst, daß August Privatstunden in Englisch, Französisch und Rechnen bekam. Dort stieg er in wenigen Jahren vom einfachen Gehilfen zum Privatsekretär und Handlungsbevollmächtigten auf und tätigte Geschäfte in Neapel, Paris und Rom. Im Jahr 1837 sollte er im Auftrag seiner Firma über New York nach Havanna fahren. Diese Reise sollte sein Leben entscheidend verändern.

Eigentlich sollte er in Havanna die dortige Rothschildfiliale übernehmen. Kurz vor seiner Ankunft in New York brach in Amerika eine schwere Wirtschaftskrise aus. Er entschloss sich, zu bleiben und die Gunst der Stunde zu nutzen, indem er in Konkurs gegangene Firmen aufkaufte. Er gründete bald sein eigenes Unternehmen, die **August Belmont & Company**, an der auch seine ebenfalls in New York eingetroffenen Vettern Simon und Abraham Belmont beteiligt waren. August behielt aber auch die Vertretung des Hauses Rothschild bei. In kurzer Zeit erwarb er ein riesiges Vermögen, wurde amerikanischer Staatsbürger und engagierte sich in der Politik. Die österreichische Monarchie machte ihn 1844 zu ihrem Generalkonsul in New York. Sein schneller Reichtum schaffte ihm aber auch Neider. So verbreiteten sich in den 1840er Jahren Gerüchte über seine Herkunft („ein unehelicher Spross der Rothschilds?“) und seine Religion („der Jude Schoenberg?“). In einem Duell als Folge eines Streites wurde Belmont im Juli 1841 verwundet. Dies alles mag vielleicht auch ein Grund gewesen sein, warum Belmont Zeit seines Lebens seiner deutsch-jüdischen Herkunft keine Bedeutung beimaß, ja sie geradezu verleugnete. Seine Heirat 1849 mit Caroline, der Tochter von Commodore Matthew C.

Perry (der 1854 die Öffnung Japans für den amerikanischen Handel erzwang) zeigt seinen gesellschaftlichen Aufstieg und eröffnete ihm wertvolle Verbindungen, vor allem in der Politik. Bei den Präsidentschaftswahlen unterstützte er zunächst den demokratischen Kandidaten Buchanan, wechselte dann aber ins Lager des gewählten Präsidenten Pierce. Dieser ernannte ihn 1853 zum amerikanischen Geschäftsträger, später Gesandten in Den Haag, wo er bis 1858 mit seiner Familie – die Belmonts hatten inzwischen vier Kinder – lebte. Mit dem Eintritt in die Diplomatie gab Belmont die Rothschildsche Agentur auf, behielt aber seine eigene Firma bei. Während dieses mehrjährigen Aufenthalts in Europa kam August Belmont nur einmal kurz nach Alzey, seine Familie überhaupt nicht. Die Entfremdung vom Vater (der 1859 starb) und dessen Umfeld scheint doch groß gewesen zu sein. Verständlich, da August Belmont seit seinem 8. Lebensjahr nicht mehr in Alzey gelebt hatte.

Im Präsidentschaftswahlkampf 1860 unterstützte Belmont den demokratischen Kandidaten, aber der ziemlich unbekanntere Republikaner Abraham Lincoln gewann. Dann kam es zum Bürgerkrieg. Belmont war ein entschiedener Gegner der Sklaverei, vor allem aber ein glühender Verfechter der Einheit der Nation. Deshalb unterstützte er die Regierung bei der Finanzierung des Krieges gegen die abgefallenen Südstaaten und machte seinen Einfluss geltend, um England und Frankreich von einem Bündnis mit ihnen abzuhalten.

Belmonts Reichtum und sein politischer Einfluss wuchsen in diesen Jahren immer mehr. Er und seine Familie gehörten nun definitiv zur New Yorker Geld- und Wirtschaftsaristokratie des „Gilded Age“. Dies zeigte sich auch darin, daß sie sich immer größere und luxuriösere Häuser und Paläste in der Nähe des Central Park und in dem vornehmen Küstenort Newport („America's Society Capital“) errichteten. (Dort baute Augusts Sohn Oliver ab 1891 **Belcourt Castle**, das bis 1940 in Familienbesitz blieb.) Nicht umsonst trägt eine Biographie von August

Belmont von David Black den Titel „The King of Fifth Avenue“! August Belmont hatte sich schon 1850 ein großes Haus an dieser Prachtstraße Manhattans gebaut. 1862 kaufte er ein riesiges Gelände in Babylon auf Long Island und errichtete ein Herrenhaus mit zahlreichen Nebengebäuden und Ställen und einer eigenen Pferderennbahn – ein ländliches Idyll, wohin die Familie sich von dem hektischen Stadtleben New Yorks zurückziehen konnte. 1867 fanden erstmals die **Belmont Stakes** statt, noch heute eines der berühmtesten Pferderennen in Amerika. Mitte der 1870er Jahre änderte sich jedoch das Leben der Belmontfamilie dramatisch: nach einer langen Krankheit starb die Tochter **Jane Pauline** 1875 im Alter von 19 Jahren. Dies war offensichtlich ein schwerer Schlag für die Familie: der Vater August zog sich aus der Politik zurück und die Mutter Caroline gab ihre führende Rolle im Gesellschaftsleben auf. Nach längerer Krankheit starb August Belmont 1890 in New York. Er hinterließ seiner Witwe und den vier noch lebenden Kindern ein geschätztes Vermögen zwischen 10 und 50 Millionen Dollar.

Sein Sohn **August Belmont II** (1851–1924) folgte dem Vater als Bankier nach. Er war wesentlich am Bau der Untergrundbahn in New York beteiligt. Wie sein Vater liebte er Pferdezucht und Pferderennen und finanzierte den Bau der 1905 eröffneten Pferderennbahn Belmont Park, auf der heute noch die Belmont Stakes ausgetragen werden. **Perry Belmont** (1850–1947) war Rechtsanwalt, Politiker und Diplomat. 1888 wurde er Botschafter in Spanien – ein Posten, den auch sein Vater angestrebt, aber nicht bekommen hatte. Perry starb 1947 im Alter von 97 Jahren, ohne Nachkommen. Die Heirat von **Frederika** – 1854 in Den Haag geboren – 1877 in Newport war ein großes gesellschaftliches Ereignis, an dem die New Yorker High Society und viele europäische Diplomaten teilnahmen. **Oliver Belmont** (1858–1908) genoss als junger Mensch das Leben des Sprösslings einer reichen Familie in vollen Zügen. Seine erste Ehe, der

sich die Eltern zunächst widersetzt hatten, scheiterte schon nach kurzer Zeit. Er verkehrte viel in den Kreisen der Vanderbilts und heiratete 1896 – kurz nach ihrer Scheidung – Alva Erskine Smith Vanderbilt. Die Feierlichkeiten waren wiederum ein großes Gesellschaftsereignis, von dem sich die anderen Belmonts jedoch fernhielten. Danach engagierten sich sowohl Alva als auch Oliver auf politischem Gebiet. Alva unterstützte besonders die Frauenwahlrechtsbewegung; Oliver war von 1901–1903 Kongressabgeordneter und Bürgermeisterkandidat für New York für die Demokratische Partei. Er starb 1908 - und ist das einzige der Kinder von August und Caroline Belmont, das nicht in Newport begraben ist.

**Raymond**, das jüngste Kind (1863–1887), liebte – wie alle männlichen Sprösslinge der Belmontfamilie – die Jagd, Pferde, und ein aufwendiges Leben auf Kosten ihres reichen Vaters. Er erschoss sich 1887 – wobei offenbleibt, ob es Unfall, Selbstmord oder eine Herausforderung des Schicksals war. Nach diesem Unglück erkrankte der Vater August Belmont und überließ seinem Sohn August jr. das Geschäftliche. In der Politik folgte ihm sein ältester Sohn Perry nach. August Belmont starb 1890, im Alter von 77 Jahren.

Bezeichnenderweise findet die Gestalt August Belmonts auch ihren Niederschlag in der Literatur. In dem Roman „Amerikanische Romanze“ („The Age of Innocence“, 1920) von Edith Wharton, einer genauen Schilderung der New Yorker Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ist er das Vorbild für den Protagonisten Julius Beaufort.

In seiner wirtschaftlichen Tüchtigkeit, seinem Gewinnstreben und seinem luxuriösen Lebensstil unterschied sich August Belmont in nichts von den anderen Bankiers und Wirtschaftsmagnaten der amerikanischen Gründerzeit („Gilded Age“). Nichts ist bei ihm mehr zu merken von der Haltung eines sparsamen und bescheidenen Hausvaters von der Art des Großvaters Simon Belmont. Auch das jüdisch-deutsche Er-

be scheint völlig überlagert von den Eigenschaften und Gewohnheiten der Reichen und Erfolgreichen der neuen Umgebung in Amerika.

#### Literatur:

Irving Katz: August Belmont, A Political Biography, 1968;

David Black: The King of Fifth Avenue. The Fortunes of August Belmont, 1980;

Eduard Berlet: Jüdische Gemeinde zu Alzey, in: Alzeyer Geschichtsblätter (= AG) 8, 1971, S. 19–34

Rachel Liebschütz: Simon Belmont (1789–1859), in AG 9, 1972, S. 52–73;

<sup>1</sup> Berlet, Eduard: Jüdische Gemeinde zu Alzey. In: Alzeyer Geschichtsblätter (= AG) 8, 1971, S. 19–34; hier S. 28

## **Carl David Weber (1814–1881), ein bedeutender Pfälzer im amerikanischen Westen**

Unter den Männern, die im 19. Jahrhundert Kalifornien prägten, an seiner Unabhängigkeit von Mexiko teil hatten und eine der Großstädte des Goldstaates gründeten, war der Pfälzer Carl David Weber.

Als ältester Sohn des Pfarrers von Steinwenden, Carl Gottfried Weber und seiner Frau Henriette geb. Geul wurde er am 14. Februar 1814 in Steinwenden geboren. Aufgewachsen ist er in Homburg, da sein Vater 1815 als Inspektor (Dekan) dorthin berufen wurde. Carl David Weber besuchte die protestantische Volksschule in Homburg, dann das Zweibrücker Gymnasium. Der Familientradition folgend, sollte Carl David Theologie studieren, doch entschied er sich für eine kaufmännische Ausbildung.

Bei seiner Tante in Steinwenden, die mit dem Nachfolger seines Vaters, dem Pfarrer Carl Martin Engelmann verheiratet war, hatte Carl David Weber bereits 1831 von den Auswanderungsplänen des Imsbacher Forstmeisters Friedrich Theodor Engelmann erfahren, der mit seiner ganzen Familie in die USA überzusiedeln gedachte. Carl David und sein Cousin Theodor Engelmann, der Sohn des Pfarrers, unterhielten sich oft über Amerika und verschlangen regelrecht die seit 1832 eintreffenden Briefe der nach Belleville im US-Bundesstaat Illinois ausgewanderten Verwandten. Im Jahr des Hambacher Festes verspürten beide zudem den reaktionären Druck der bayerischen Regierung. Dekan Weber war den liberalen Ideen der damaligen Zeit gegenüber sehr aufgeschlossen und machte aus seiner Sympathie für die Wortführer dieser Bewegung in Homburg, den vormaligen Landcommissär Philipp Jakob Siebenpfeifer und den Journalisten Johann Georg Au-

gust Wirth, keinen Hehl.

1835 wanderte schließlich auch Theodor Engelmanns Patenonkel, der Zweibrücker Appellationsgerichtsrat Theodor Erasmus Hilgard (1790–1872) mit seiner Familie aus politischen Gründen nach Illinois aus. Auch seine Briefe wurden von Theodor Engelmann und Carl David Weber mit Begeisterung gelesen. Es dauerte nicht lange, da packte das „Auswanderungsfieber“ auch die beiden jungen Männer.

Mit Reisepässen versehen, verabschiedeten sie sich im September 1836 von ihren Angehörigen und zogen über Forbach, Paris und Rouen nach Le Havre. Ihr Schiff verließ den französischen Hafen am 2. Oktober 1836. Im Winter desselben Jahres erreichten sie New Orleans. Während Engelmann sogleich seine Reise nach Belleville fortsetzte, blieb Weber in New Orleans. Über seinen Aufenthalt in dieser Stadt und seine Tätigkeit ist wenig bekannt. Zeitweise hielt er sich wohl auch in Texas auf.

Erst im Frühjahr 1841 machte er sich auf den Weg nach Belleville. In St. Louis erfuhr er von einer Gesellschaft, die gerade dabei war, auf dem Landweg die Reise nach Kalifornien anzutreten. Dieser Gruppe („Bidwell-Bartleson-Party“) schloss sich Weber an. Während der anstrengenden Reise, die durch die unwegsamen Gebiete der Sierra Nevada führte, starben einige der anfangs etwa 50 Personen zählenden Gruppe infolge von Erschöpfungen, andere verloren ihre Nerven und gaben auf, so dass die Gesellschaft schließlich nur noch aus 31 Männern, einer Frau und einem Kind bestand. Fast dem Hungertod nahe, erreichten sie nach halbjähriger Reise Ende Oktober 1841

das damals noch mexikanische Kalifornien. Hier stand Weber zunächst einige Zeit als Aufseher im Dienste des legendären „Kaisers von Kalifornien“ Johann August Sutter in Sacramento.

Im Jahre 1842 eröffnete Weber zusammen mit dem Engländer William Gulnac in San Jose ein Kaufhaus und trieb Handel mit Indianern und Mexikanern. Da Weber als Ausländer kein Land erwerben konnte, beauftragte er Gulnac, der die mexikanische Staatsbürgerschaft besaß, bei dem Gouverneur die Ausstellung eines Landgrants zu erbitten.

Am 13. Januar 1844 erhielt Gulnac ein großes Stück Land (ca. 20.000 Hektar) am östlichen Ufer des San Joaquin-Flusses, das er bald an Weber verkaufte. Der protestantische Pfarrersohn war inzwischen zum katholischen Glauben konvertiert, hatte seinen zweiten Vornamen David durch den Namen Maria ersetzt und heiratete Helen Murphy, die Tochter einer aus Irland in den amerikanischen Westen eingewanderten einflussreichen katholischen Familie.

Im Jahre 1847 erbaute Weber hier die ersten Wohngebäude, Ställe und Rodeoplätze, in der Hoffnung, Siedler zu gewinnen. Im amerikanisch-mexikanischen Krieg schlug er sich auf die Seite der USA. Als „Captain“ (Hauptmann) führte er ein Regiment.

Nachdem Kalifornien im Jahr 1848 von Mexiko an die Vereinigten Staaten abgetreten worden war und mit dem Einsetzen des „Goldrausches“ – nach der Entdeckung von Gold in der Nähe von Sutters Mühle – ließen die Einwanderer und Ansiedler nicht mehr lange auf sich warten. Der kleine Ort, zunächst Tuleburg genannt, später nach dem damals populären Seehelden und Politiker Robert Field Stockton umbenannt – entwickelte sich bald zu einer bedeutenden Stadt.

Als in der Pfalz bekannt wurde, dass ein Landsmann in Kalifornien zu großem Wohl-

stand gekommen sei und eine Stadt gegründet habe, machten sich zahlreiche Auswanderer nach Stockton auf, zum Teil mit Empfehlungsschreiben versehen, die ihnen Webers Vater, damals Pfarrer in Schwegenheim, ausgestellt hatte. Einigen überließ Weber Grundstücke und half ihnen bei der Etablierung verschiedener Unternehmen.

Die heute ca. 250.000 Einwohner zählende Stadt Stockton ist die Metropole und der Hauptumschlagplatz des San-Joaquin-Tales. Sie besitzt Kaliforniens einzigen inländischen Tiefwasserhafen, der durch einen 78 Meilen langen Kanal mit der San-Francisco-Bucht verbunden ist. Auch in kultureller Hinsicht hat sich die Stadt einen Namen gemacht. Neben der University of the Pacific und dem Stockton College beherbergt Stockton ein Theater, ein bekanntes Symphonie-Orchester sowie mehrere Museen und Kunstgalerien. An den am 4. Mai 1881 in Stockton verstorbenen Auswanderer erinnern in Stockton noch heute die „Weber-Avenue“, eine der Hauptverkehrsstraßen der Stadt, ein großes Porträt in der City Hall, das Museum im nahe gelegenen Lodi und ein neues Stadtviertel: „Weberstown“.

## Konrad Krez (1828 Landau–1897 Milwaukee)

Konrad Krez, der im Jahre 1850 in die USA auswanderte, ist der Prototyp des politischen Emigranten. Er hatte sich wie so viele andere in der letztendlich gescheiterten Revolution 1848/49 engagiert. Seine Biografie und die seiner Eltern spiegeln so vieles an pfälzischer Geschichte des 19. Jahrhunderts wider, dass es sich lohnt, sie wenigstens in Kürze darzustellen.

Der Vater zog als Freiwilliger in den Unabhängigkeitskrieg der Griechen gegen die Türken und starb 1833 in Athen an der Brustwassersucht. Die Mutter schaffte es, ihrem Sohn unter vielen persönlichen Entbehrungen eine gute Schulausbildung angedeihen zu lassen. Schon früh zeigte sich im Charakter des jungen Krez eine gewisse Unbändigkeit, vom bischöflichen Konvikt, wo er studierte, wurde er verwiesen, das Jurastudium brach er ab und engagierte sich schließlich in den aktuellen politischen Bewegungen. Ernst wurde es mit diesem Engagement, als im Frühjahr 1848 die Revolution im Südwesten begann. Krez trat in die „Studenten-Legion der Rheinpfalz“ ein und nahm auch an den Kämpfen teil. Er konnte sich nach dem Zusammenbruch der Erhebung nur knapp vor der Verhaftung retten und floh über Straßburg in die Schweiz. Sogar hier wurde nach ihm als dem „muthmaßlichen Attentäter auf den bayerischen König“ geahndet – allerdings ohne Erfolg.

1850 flieht er nach Nordamerika, nimmt sein Studium wieder auf, lässt sich dann als Rechtsanwalt nieder und macht erfolgreich Karriere. Als der Bürgerkrieg beginnt, kämpft Krez auf Seiten der Union und wird aufgrund seiner militärischen Fähigkeiten von Präsident Lincoln zum Brigadegeneral befördert. Nach dem Krieg tritt er an führen-

der Stelle für die Interessen der Deutschamerikaner ein. Seine Heimat hat er nie vergessen und besang sie in zahlreichen Gedichten. Einige Verszeilen aus einem bekanntesten Gedicht „An mein Vaterland“ seien hier zitiert, weil sie am besten seine Anhänglichkeit und zugleich Verletzlichkeit zeigen: „Schutzlos hast Du mich hinausgetrieben, weil ich in meiner Jugend nicht verstand, dich weniger und mehr mich selbst zu lieben – und dennoch lieb’ ich Dich mein Vaterland ...“.

### Literatur:

Lebensbilder Konrad Krez und Thomas Nast (S. 116) aus Michael Martin: Kleine Geschichte der Stadt Landau, Karlsruhe 2006. S. 106 – 109.

## Julius Dauber (1831–1879), ein Rückwanderer

Manch einer, der in den USA das erwartete Kanaan nicht gefunden hatte, kehrte wieder in die alte Heimat zurück. Bitter war dies vor allem für jene, die so hoffnungsvoll von zu Hause fortgezogen waren und die sich nun schämten, ohne das „große Geld“ nach Hause zu kommen. Hinzu kam bei vielen Rückwanderern ein nicht verwindbares Heimweh.

Ein solcher Rückwanderer war der pfälzische Pfarrerssohn Julius Dauber. Der in Heimkirchen bei Kaiserslautern geborene Dauber, der den Kaufmannsberuf in Heidelberg erlernt hatte, wanderte 1853 mit Carl Adolph Weber, einem Freund, über Rotterdam, Liverpool, New York, Panama und San Francisco nach Stockton in Kalifornien aus, in die Stadt, die wenige Jahre zuvor von C. D. Weber, dem Bruder seines Reisegefährten (vgl. Lebensbild Seite 107) gegründet worden war. Dauber, der wohl etwas Geld von zu Hause mitgebracht hatte, eröffnete in Stockton einen Zigarrenladen, der jedoch bald einem Feuer zum Opfer fiel. Zu Beginn des Jahres 1856 vermerkte er in seinem Tagebuch: *„Das Jahr 1855 ist in Vergangenheit gesunken, nur die Erinnerung bleibt uns. Das vergangene Jahr war ein Jahr der Prüfung und steht fest geschrieben in meinem Gedächtnis, so lange ich lebe. Ich hoffe das neue Jahr wird glücklicher für mich verfließen...“* In seinem Tagebuch notierte er Einzelheiten aus der amerikanischen Politik, vom Wetter, von Begegnungen mit Landsleuten, von Goldfunden, von Mord und Raub, von Indianerkämpfen (*„Krieg, Friede, Mörder, Räuber, Wasser und Feuer sind an der Tagesordnung“*). Ausführlich ging er auf Veranstaltungen eines deutschen Gesangsvereins und des Stocktoner Turnvereins ein, den Dauber im Mai 1856 mitbegründete und zu dessen Sekretär er

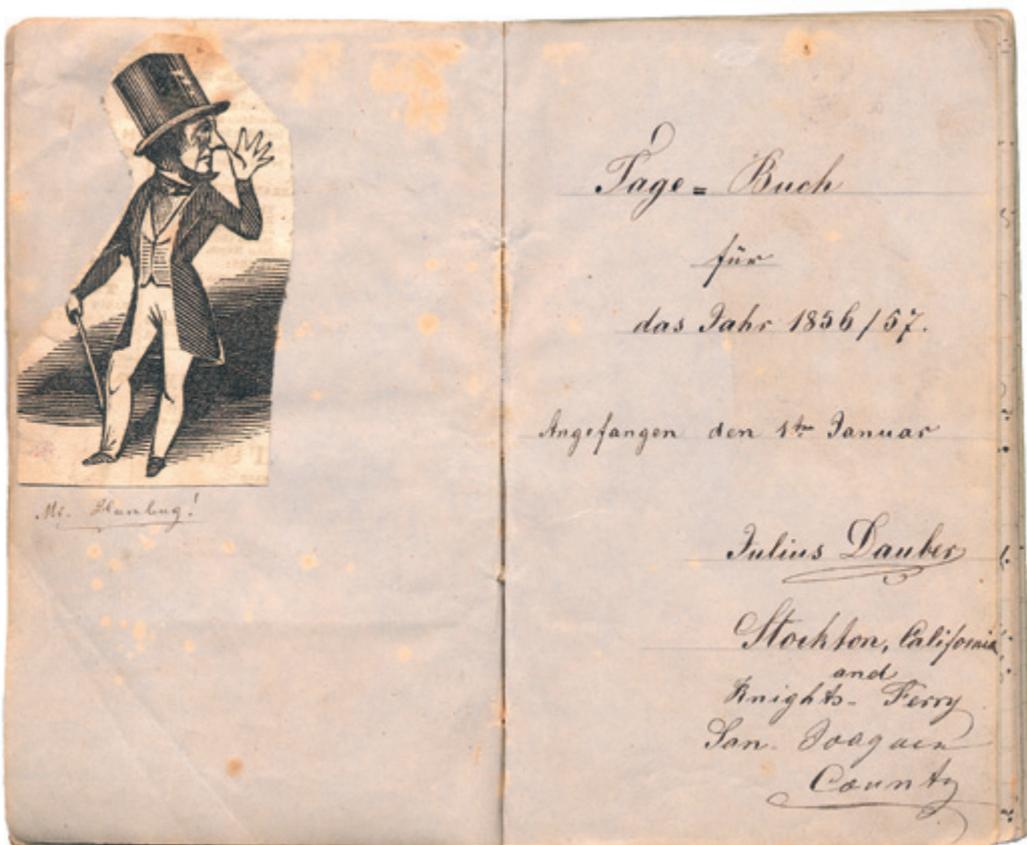
gewählt wurde. Er machte Notizen von Briefen, die er nach Hause schickte und von empfangenen, doch oft klagte er: *„Wieder keine Briefe erhalten...“*

Der sensible Auswanderer aus der Pfalz fühlte sich in dem rauen „Wilden Westen“ nicht wohl. Angstträume plagten ihn. Am 5. April 1856 schrieb er: *„O Schicksal, o Jammer!! Wann wird mein Wunsch erfüllt? Ich fühle mich unglücklich. Was ist Schuld? Ca. 200 Dollar sind mir gut und ich kann sie nicht bekommen. Sollte dies wirklich eintreffen, was dann? Hat das Missgeschick kein Erbarmen für mich. Ich glaube nicht! Hoffnung allein haltet mich aufrecht!“* Im September 1856 geriet sein Arbeitgeber, ein Holzhändler, in Konkurs: *„Mein Salair ist mir auch noch nicht ausgezahlt worden. Ich befinde mich nun wieder in Verlegenheit eine neue Beschäftigung zu erhalten. In Stockton sind die Aussichten schlecht. Die einzige Aussicht ist nach den Minen zu gehen.“* Anfang Oktober 1856 eröffnete Dauber mit einem Landmann einen Bier-Saloon in Knights Ferry in den Minen. *„Wir leben hier sehr einfach. Kochen thun wir uns selbst. Supp, Pfannenkuchen und Beefsteak sind unsere Hauptspeisen...“* Doch auch in den Minen hat Dauber keinen Erfolg. Am Jahresbeginn 1857 bemerkt er: *„Das vergangene Jahr war leider kein glückliches zu nennen. Angst, Sorge, Arbeit waren auch in diesem Jahr meine Plage. Jedoch in Bezug auf viele tausende Mitmenschen hier, war mein Los noch ein glückliches zu nennen. Wieviele Menschen befinden sich hier, arbeiten hart und haben doch nichts? In Anbetracht dieses fühle ich mich trotz meiner Unglücke beruhigt. Was das Jahr 57 über mich bringt will ich in Geduld abwarten. Gesundheit und heitern Sinn sind meine ersten Wünsche.“* Daubers Geschäftspartner im

„Lager-Bier-Saloon“ verfiel dem Alkohol. Die Geschäfte gingen wieder schlecht. Dauber entschloss sich zur Rückkehr in die Pfalz, zumal seine Jugendliebe, seine Cousine im pfälzischen Odenbach, ihm ihre Treue versichert hatte. Am 6. Mai 1857 schrieb er in sein Tagebuch: „Das Leben hier in Knights Ferry ist mir ganz verleidet. Das Geschäft bringt's halt so mit sich. Eine Wirthschaft hier in den Minen ist härter für mich, denn Stein klopfen...“ Am 12. Mai verkaufte er seinen Anteil am Saloon an seinen Geschäftspartner („... eine Zentnerlast ist von meinem Rücken gefallen“) Der Erlös reichte gerade, um die Rückreise zu bestreiten. Am 20. Mai 1857 sagte er Kalifornien endgültig Lebewohl. Am Schluss seiner Aufzeichnungen bemerkte der glück-

lose Auswanderer: „So leb denn wohl du trauriger Ort, wo ich so viele Unannehmlichkeiten ausgestanden! Mit Freunden verlasse verlasse ich dich und mit Widerwillen werde ich mich deiner erinnern. Ob die Zukunft Rosen bringen wird, mag ich mir gar nicht vorzumalen...“

Im November 1857 heiratete Julius Dauber im pfälzischen Odenbach Settchen Müller und betrieb dort in den folgenden Jahren eine Gastwirtschaft und die Poststelle. Doch nach wenigen gemeinsamen Jahren starb die Frau 28-jährig. Auch die drei Söhne folgten ihr im Kindesalter. Dauber heiratete ein zweites Mal. 1879 starb Julius Dauber im Alter von 48 Jahren, eine junge Witwe und vier minderjährige Kinder zurücklassend.



Tage-Buch des Julius Dauber für das Jahr 1856/57, Slg. R. Paul

## Sebastian Walter (1848–1922): Pionier des Emaillierhandwerks in Amerika und Wohltäter seiner Heimatgemeinde



Sebastian Walter um 1900, Heimatmuseum Ober-Flörsheim

Zu den Wahrzeichen der südlich von Alzey gelegenen Gemeinde Ober-Flörsheim gehört das Denkmal für die Veteranen des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 vor dem Rathaus. Aufgrund seiner exponierten Lage vor dem Rathaus an der viel befahrenen Bundesstraße 271 halten immer wieder Durchreisende an und lesen die Inschriften. Auch im deutschen und französischen Fernsehen war das Denkmal schon mehrmals zu sehen.

In den Dörfern Rheinhessen finden sich nur wenige Kriegerdenkmäler, die so aufwändig gestaltet sind wie das Ober-Flörsheimer Monument, das von der überlebensgroßen

Metallfigur eines Kriegers geziert ist. Es wäre jedoch falsch, hieraus zu schließen, dass die Spendenbereitschaft der Bewohner Ober-Flörsheimers ausgeprägter gewesen sei als anderswo im wilhelminischen Deutschland. Eine am Sockel angebrachte Tafel verrät, wer den Bau des Ober-Flörsheimer Denkmals „aus Liebe und Dankbarkeit“ ermöglichte: Sebastian Walter aus Milwaukee/Wisconsin. Der Sponsor war ein ehemaliger Ober-Flörsheimer, der als Fabrikant in den Vereinigten Staaten zu großem Wohlstand gelangt war. Er verkörperte somit für die Bewohner seiner Heimatgemeinde das landläufige Bild des ‚reichen Onkels aus Amerika‘, die unter den vier Millionen deutschen USA-Auswanderern des 19. Jahrhunderts dünn gesät waren.

Sebastian Walter wurde am 29. März 1848 in der 1200 Einwohner zählenden Gemeinde Ober-Flörsheim als Sohn des Tagelöhners Peter Sebastian Walter und dessen Ehefrau Eva Katharina Ebling geboren. Nachdem er eine mehrjährige Lehre als Spengler (Klempner) in Alzey absolviert hatte, wanderte der 17jährige 1866 zu Verwandten nach Milwaukee aus. Sein Vater begründete das Vorhaben seines Sohnes damit, dass „derselbe als Spengler sich *alda naturalisiren wolle und für sein Leben eine bessere Existenz finden wird als in Deutschland*“. Sebastian reiste auf dem Schiff *Atlantic*, das am 9. April 1866 von Bremerhaven kommend den Hafen von New York erreichte. Nach seiner Weiterreise in den Westen arbeitete er zunächst in einer Eisenwarenhandlung und wohnte bei seiner Tante. 1874 heiratete er Henrietta Harzbekker, die Tochter eines aus Sachsen eingewanderten Maurers.

In der von deutschen Einwanderern geprägten jungen Stadt entwickelte sich seit dem

Ende des Amerikanischen Bürgerkrieges, also um die Zeit der Ankunft Sebastian Walters, aus bescheidenen Anfängen heraus eine bedeutende eisenverarbeitende Industrie. Nachdem Walter in zwei Spenglerbetrieben gearbeitet hatte, traf er die Brüder Ferdinand A. W. und William Kieckhefer, die Besitzer einer Eisenwarenhandlung waren und 1880 die Kieckhefer Brothers Company gegründet hatten. Die Firma stellte Blechgeschirr und Eisenblech her. Walter war zunächst Vorarbeiter und bald Teilhaber. Man begann die Produktion auf drei Stockwerken eines angemieteten Hauses. Die Brüder Kieckhefer und Walter investierten ihren anfänglich bescheidenen Gewinn in Pressen und Stanzmaschinen, welche die Produkte teilweise so formten, dass die rund vierzig Beschäftigten sie nur noch von Hand zusammenlöten mussten. Zwei Jahre später erbauten die Firmeninhaber ein eigenes dreistöckiges Fabrikgebäude, das kurz danach um einen vierstöckigen Anbau erweitert wurde. 1886 beschäftigte die Firma ungefähr 200 Arbeiter und hatte Aktien im Wert von etwa 100.000 Dollar ausgegeben. Damals umfasste das Angebot neben emailliertem Blechgeschirr auch Bratpfannen und Abflussrohre. Der Jahresumsatz betrug über 300.000 Dollar, der Absatzmarkt erstreckte sich damals bereits über fast alle Staaten Nordamerikas.

Die Brüder Kieckhofer und Sebastian Walter führten einige Neuerungen in der Herstellung von emailliertem Geschirr ein, die sich bald landesweit durchsetzten. 1890 ließ Walter sich eine Erfindung, die *jacketed can*, patentieren. Es handelte sich dabei um eine aus Blech, Holz und mehreren Riemen gefertigte Schutzhülle für Ölkannen.

Zu dieser Zeit erwies sich die Produktionsstätte der expandierenden Firma wieder als zu klein, und man errichtete einen Gebäudekomplex mit fast 40.000 Quadratmetern Arbeitsfläche, dessen Front sich über 180 Meter an der St. Paul Avenue hinzog. 950 Menschen fanden jetzt Arbeit. Eine Brücke über die Schienen einer Eisenbahnlinie hinweg verband die Emaillier- und Galvanisierungsabteilung mit den restlichen Werkhal-

len. 1895 betrug der Jahresumsatz eine halbe Million und das Geschäftskapital eine Million Dollar. Zwischenzeitlich hatte man sich auf die Herstellung von Haushaltswaren spezialisiert. Werkstoffe waren neben Eisenblech nun auch Kupfer, Messing und Stahl. Absatzgebiet für die emaillierten Produkte wie etwa Brotdosen, Dampfkessel, Kochgeschirr, Tee- und Kaffeekannen, Schöpfkellen und Messbecher war vor allem der amerikanische Westen, dessen Bevölkerung überdurchschnittlich gewachsen war. Vertretungen hatte die Firma in den pazifischen Küstenstädten San Francisco und Portland sowie in Denver. Auch im 100 Kilometer südlich von Milwaukee gelegenen Chicago unterhielt man ein sechsstöckiges Auslieferungslager für den dortigen Handel.

1899 ging die Kieckhefer Brothers Company in der National Enameling & Stamping Company auf, ein Konzern, der damals der größte eisenblechverarbeitende Betrieb der Welt war. Sebastian Walter, dessen Aufgabe als *superintendent officer* die Aufsicht über die Produktion gewesen war, verkaufte nun für eine Million Dollar seinen Anteil an der Firma und zog sich aus dem Geschäftsleben zurück. Er war jetzt nur noch stiller Teilhaber der Schoen & Walter Trunk Company. Einen Teil seines Vermögens legte er in Grundstücken in der Stadt an, die 1890 bereits mehr als 200.000 Einwohner zählte. Das Interesse des kinderlosen Mannes – fünf Kinder waren tot zur Welt gekommen oder starben früh – galt von nun an dem öffentlichen Leben und seiner alten Heimat.

Sebastian Walters ausgeprägter Bürgersinn, sein Ansehen und sein Einfluss als erfolgreicher Geschäftsmann hatten zur Folge, dass er einige öffentliche Ämter in Milwaukee bekleidete. Er gehörte der Partei der Republikaner an und war zeitweise als deren Kandidat für das Amt des Bürgermeisters im Gespräch. 1892 war Walter Mitglied der Schulbehörde, 1902 wurde er Stadtrat (*alderman*) des *twenty third ward*, eines Stadtbezirks im Süden Milwaukees. Diese Funktion hatte er zehn Jahre inne,



Sebastian Walter (erste Reihe, sechster von links) mit Verwandten und Alterskameraden bei der Einweihung des von ihm gestifteten Kriegerdenkmals in seinem Geburtsort Ober-Flörsheim, 30. Juni 1901, Heimatmuseum Ober-Flörsheim

zeitweise gehörte er zur Spitze der republikanischen Minderheit im Stadtrat. Daneben betätigte er sich in mehreren karitativen Organisationen.

Sebastian Walter war einer der wenigen Ober-Flörsheimer Auswanderer, die den Kontakt zur alten Heimat nicht abreißen ließen. Er und seine Geschwister unterstützten finanziell die Eltern, und er besuchte sechsmal seinen Geburtsort. Bei seinen Aufenthalten erwies er sich als großer Gönner seiner Heimatgemeinde. Am 30. Juni 1901 enthüllte er vor dem Rathaus das von ihm gestiftete Denkmal für die Teilnehmer des Deutsch-Französischen Krieges, neun Jahre später rief er eine soziale Stiftung ins Leben. Unter dem Namen Sebastian-Walter-Schenkung vermachte der Fabrikant der Gemeinde Ober-Flörsheim ein Kapital von 10.000 Mark, dessen Zinsen vom Ortsvorstand jährlich aufgeteilt werden sollten.

Der größte Teil, bis zu 100 Mark jährlich, war der Krankenschwesterstation des Dorfes zugedacht. Bis zu 70 Mark sollten für die Unterstützung hilfsbedürftiger Kinder der Kleinkinderschule verwendet werden, bis zu 20 Mark waren für die Anschaffung von Schulbüchern armer Kinder bestimmt. Weitere 30 Mark sollten für die Verteilung von Brezeln für die Kinder am Geburtstag des Stifters dienen. Bis zu 25 Mark im Jahr waren für die Unterhaltung und Reinigung des Kriegerdenkmals und der Anlage vorgesehen und weitere 20 Mark zur Pflege der Gräber von Walters Eltern auf dem Friedhof. Mit dem Rest der Zinsen sollten hilfsbedürftige Bewohner des Dorfes unterstützt und ein Reservefonds gebildet werden. Bei seinem letzten Besuch in seiner alten Heimat wurde Sebastian Walter vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs überrascht. Nach seiner Rückkehr gab er der deutsch-

amerikanischen Zeitung *Germania Herold* unter dem Titel „*Deutschland wird Sieger bleiben. Das ist Sebastian Walters feste Ansicht*“ ein Interview. Wie die große Mehrzahl der Deutschamerikaner Milwaukees stand er beim Kriegsausbruch hinter Deutschland und kritisierte die amerikanische Presse wegen der ihrer Meinung nach einseitigen, pro-britischen Berichterstattung. Der Kriegseintritt der USA am 6. April 1917 war ein traumatisches Ereignis für die deutschstämmige Mehrheit Milwaukees. Das Parlament von Wisconsin sprach sich noch eine Woche später gegen den Krieg mit Deutschland aus, aber beim Ausbruch offener antideutscher Ressentiments zogen die Deutschamerikaner des Staates es vor, ihre Loyalität zu den Vereinigten Staaten zu bekunden. Auch Sebastian Walter passte sich der neuen Lage an. Er stiftete der Stadt einen Fahnenmast für den Mitchell Park. Dieser kostete die stattliche Summe von 7000 Dollar.

Das deutsche Kulturleben Milwaukees kam zum Erliegen. Der Deutsche Club der Stadt wurde in Wisconsin Club umbenannt, das Pabst Theater setzte alle deutschen Bühnenwerke aus. Der Deutschunterricht in den Volksschulen wurde stark eingeschränkt und im Juni 1919 eingestellt. Am Ende des Krieges lernten nur noch 400 Schüler in der über 400.000 Einwohner zählenden Stadt die Sprache ihrer Vorfahren. Nachdem seit der Jahrhundertwende die deutsche Einwanderung weitgehend versiegt war, hatte sich die Zahl der am Deutschunterricht teilnehmenden Kinder landesweit verringert, ebenso sanken die Auflagen der deutschsprachigen Zeitungen. Der Erste Weltkrieg war somit für die deutsche Bevölkerung kein abrupter Bruch mit der Vergangenheit, sondern die starke Beschleunigung eines Verfallsprozesses, der schon vor längerer Zeit begonnen hatte.

Sebastian Walter starb am Abend des 23. August 1922 in seinem Haus in der National Avenue im Alter von vierundsiebzig Jahren an einem Schlaganfall. Alle Tageszeitungen Milwaukees widmeten ihm ausführliche Nachrufe auf den Titelseiten. Bemerkens-

wert war insbesondere die Charakterisierung der sozialistischen Zeitung *Milwaukee Leader*, es sei eine der liebsten Beschäftigungen Walters gewesen, von Armut und Not betroffenen Menschen zu helfen.

Am 26. August 1922 wurde der Industrielle, der als unbemittelter Spengler nach Amerika gekommen war, auf dem Forest-Home-Friedhof begraben. Seine Frau Henrietta überlebte ihn um zwanzig Jahre und starb am 10. Oktober 1942. Sie wurde an der Seite ihres Mannes beerdigt. Walters 1892 erbautes Wohnhaus steht nicht mehr, das Grab der Eheleute mit dem vier Meter hohen Denkmal ist noch vorhanden. Walters Ober-Flörsheimer Stiftung wurde durch die Inflation nach dem Ersten Weltkrieg weitgehend wertlos. Dennoch ist der erfolgreiche Auswanderer und Ehrenbürger der Gemeinde bis heute in der lokalen Erinnerungskultur präsent. Der Platz vor dem Rathaus wurde noch vor dem Ersten Weltkrieg nach ihm benannt. Das von ihm gestiftete Denkmal steht heute nicht mehr für einen lange vergangenen und in seinen Langzeitfolgen fatalen „*glorreichen Feldzug*“, sondern zum Andenken daran, dass einst hunderte von unbemittelten Dorfbewohnern in die Neue Welt aufbrachen und zumindest einer von ihnen es zu beträchtlichem Wohlstand brachten.

#### Literatur:

Schmahl, Helmut: „... denn in Deutschland ist ja kein Glück mehr zu hoffen...“ Zur Lebensgeschichte der Familie Walter in Ober-Flörsheim und Milwaukee, USA. In: Alzeyer Geschichtsblätter 26 (1992), S. 36–64  
Ders.: Das Ober-Flörsheimer Kriegerdenkmal und sein deutschamerikanischer Stifter Sebastian Walter. Kirchheimbolanden 1901 (Ober-Flörsheim einst und jetzt, 1) (*dort weitere Hinweise zu deutschen und vor allem amerikanischen Quellen und Veröffentlichungen*)

## Thomas Nast (1840–1903)

Ein dramatisches Schicksal hatte der wohl ohne Zweifel bedeutendste Landauer Emigrant, Thomas Nast.

Zur Welt kam Thomas Nast am 26. September 1840 in der Roten Kaserne in Landau als Sohn eines bayerischen Militärmusikers und seiner aus Offenbach stammenden Ehefrau. Sechs Jahre ist er, als sich die Mutter mit ihm und seinen Geschwistern nach Amerika aufmacht. Gleich in New York lässt sich seine Familie nieder, und hier wird bald auch das besondere Talent des Jungen entdeckt. Es ist der Anfang einer erstaunlichen Karriere: Thomas Nast aus Landau sollte zum bedeutendsten amerikanischen Karikaturisten des 19. Jahrhunderts werden, ja zum Begründer der amerikanischen Karikatur überhaupt. Seine Kunst, sein Witz beeinflusste die Wahl von sechs Präsidenten – und lebt in vielen amerikanischen Symbolen bis heute fort. Denn er war es, der das Signum amerikanischer Wirtschaftsweltmacht, das Dollar-Zeichen entworfen hat, der jenen Elefanten und jenen Esel erfand, der heute für die Republikaner und für die Demokraten steht, und der, vor allem, Amerikas Kindern den Santa Claus, den Weihnachtsmann, gezeichnet hat.

Doch nicht als fröhlichen Alten, als pfälzischen Belzenickel, ein wenig augenzwinkernd, in der Hand die Pfeife schwingend, unterm Arm die Gaben für die Kleinen – so wie er ihn später noch oft dargestellt hat, sondern als Tröster in der Not, zeichnete er ihn in seinen ersten Fassungen während des amerikanischen Bürgerkriegs. Von Beginn an engagiert er sich ganz für die Sache der Union. Hier sieht der Mann aus Landau seine Ideale von Freiheit und Selbstbestimmung verwirklicht. Insbesondere die Rechte der Schwarzen sind ihm jeden Einsatz wert. Nach dem Bürgerkrieg erreicht

er mit seinen Karikaturen den Zenith seines Ruhmes, doch bald bröckelt seine Popularität. In der harmoniesuchenden Konsolidierungsphase nach dem Krieg sind seine bissigen zeichnerischen Kommentare nicht mehr gefragt, mit neuen Drucktechniken kann und will er sich nicht mehr anfreunden und zu allem Unglück verliert er in Spekulationsgeschäften sein gesamtes Vermögen. Seine später erschienen Zeichnungen, es sind nur noch wenige, reduzieren sich mehr und mehr auf Weihnachtsszenen mit dem unvermeidlichen Santa Claus im Mittelpunkt, eine Gestalt, die fast schon zu Nasts Alter Ego geworden ist. Als lange nach dem Tod des Künstlers, 1931 Coca Cola die Figur für seine Weihnachtswerbung vereinnahmte, ohne jemals Nast als Autor zu nennen, stieg der pfälzische Weißbart im Pelzrock endgültig zu Amerikas Übergroßvater auf. Das Geld von Coca Cola hätte Nast damals gut gebrauchen können. Er geriet an den Rand des Ruins. Vielleicht um sich in Erinnerung zu rufen, schenkt er 1901 Präsident Theodore Roosevelt ein Ölgemälde für dessen Kinder, Roosevelt bietet ihm die Stelle eines amerikanischen Konsuls in Quiaquil, Ecuador, an. Notgedrungen nimmt Nast an, freilich wäre er lieber nach Deutschland gegangen.

Gesundheitlich angeschlagen, enttäuscht von der politischen Entwicklung in Amerika selbst, das über seine wirtschaftlichen Interessen seinen demokratischen Geist zu vergessen scheint, erträgt er die miserablen Arbeitsbedingungen und das feuchte Klima nicht lange.

Dass er, der „Schöpfer“ des Santa Claus, ausgerechnet am Tag nach St. Nikolaus, am 7. Dezember 1903 starb, entbehrt nicht einer gewissen bitteren Ironie.

# HARPER'S WEEKLY.

A JOURNAL OF CIVILIZATION

Vol. XIX.—No. 373.]

NEW YORK, SATURDAY, AUGUST 21, 1875.

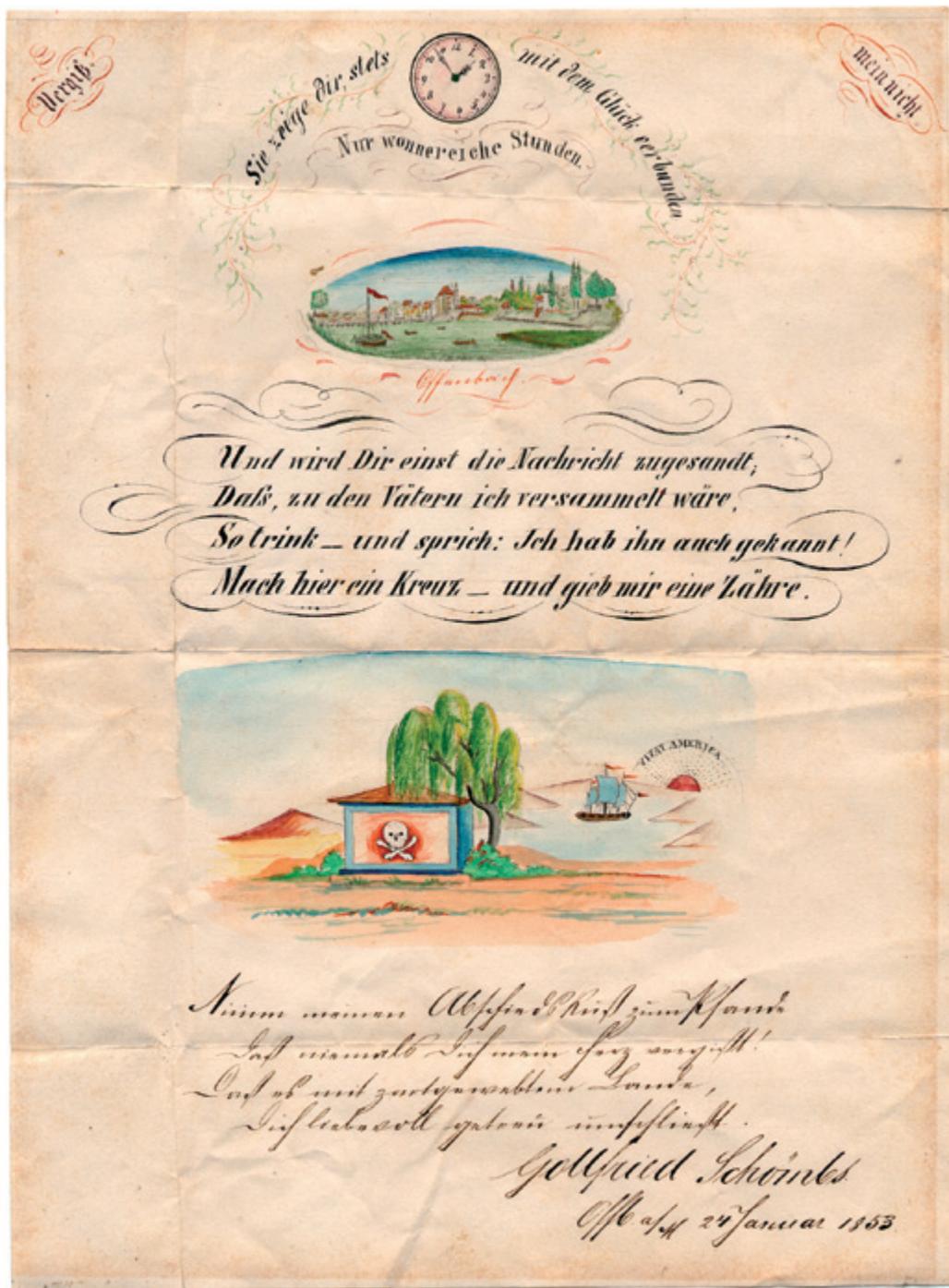
(WITH A SUPPLEMENT  
PRICE TEN CENTS)

Printed according to Act of Congress, in the Year 1874, by Harper & Brothers, in the Office of the Librarian of Congress, at Washington.



THE LION OF THE SEASON.—(NO MORE SPREAD EAGLE.)  
BOSTON LION. "I am Proud of our Relationship."

Thomas Nast, THE LION OF THE SEASON, Titelblatt von HARPER'S WEEKLY; Journal of Civilization, 21. August 1875, Slg. R. Paul.



Abschiedsgruß des Gottfried Schömb's an seinen Freund Julius Dauber, Offenbach/Main,  
24. Januar 1853, Slg. R. Paul

# Auswahlbibliografie zur rheinland-pfälzischen Auswanderung

Adams, Willi Paul (Hg.): Die deutschsprachige Auswanderung in die Vereinigten Staaten. Berichte über Forschungsstand und Quellenbestände. Berlin 1980.

Applegate, Celia: Zwischen Heimat und Nation. Kaiserslautern 2007.

Arnold, Hermann: Von den Juden in der Pfalz. Speyer 1967.

Bach, Jeff: Voices of the Turtle Doves: The Sacred World of Ephrata. University Park/PA 2003.

Bade, Klaus J. (Hrsg.): Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart. München 1992.

Bade, Klaus J. (Hrsg.): Europa in Bewegung: Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München 2002.

Bade, Klaus J.: „Amt der verlorenen Worte“: Das Reichswanderungsamt 1918–1924. In: Zeitschrift für Kultur-  
austausch 39 (1989), H. 3, S. 312–321.

Bailyn, Bernard: Voyagers to the West: A Passage in the Peopling of America on the Eve of the Revolution. New York 1986.

Bartolosh, Thomas / Neutsch, Cornelius / Roth, Karl Jürgen: Vom Westerwald nach Amerika: Auswanderung im 19. Jahrhundert. Hachenburg 1996.

Bartolosh, Thomas / Neutsch, Cornelius / Roth, Karl Jürgen (Hrsg.): Siegerländer und Wittgensteiner in der Neuen Welt. Auswanderung im 18. und 19. Jahrhundert, Siegen 1999.

Becker, Gertrud / Engelmann, Friedrich: Die kurpfälzischen Familien Engelmann und Hilgard. Ludwigshafen 1958.

Benz, Wolfgang (Hg.): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten: Ursachen, Ereignisse, Folgen. Frankfurt a. M. 1995.

Bickelmann, Hartmut: Deutsche Überseeauswanderung in der Weimarer Zeit. Wiesbaden 1980.

Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, Bd I. Leitung und Bearbeitung: Werner Röder und Herbert A. Strauss. München – New York – London – Paris 1980.

Black, David: The King of Fifth Avenue. The Fortunes of August Belmont. 1980.

Braun, Fritz / Krebs, Friedrich: Amerika-Auswanderer des 18. Jahrhunderts aus südpfälzischen Gemeinden (Schriften zur Wanderungsgeschichte; Bd. 2). Ludwigshafen 1956.

Braun, Fritz: Auswanderer aus Kaiserslautern im 18. Jahrhundert (Schriften zur Wanderungsgeschichte; Bd. 17). Kaiserslautern 1965.

Bretting, Agnes / Bickelmann, Hartmut: Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 1991.

Brinck, Andreas: Die deutsche Auswanderungswelle in die britischen Kolonien Nordamerikas um die Mitte des 18. Jahrhundert. Stuttgart 1993.

Brommer, Peter / Debus, Karl Heinz / Herrmann, Hans-Walter: Inventar der Quellen zur Geschichte der Auswanderung 1500–1914 in den staatlichen Archiven von Rheinland-Pfalz und dem Saarland (Schriften zur Wandergeschichte der Pfälzer; Bd. 27). Koblenz 1976.

Burgauer, Erica: Zwischen Erinnerung und Verdrängung – Juden in Deutschland nach 1945. Reinbek 1993.

Conzen, Kathleen Neils: Immigrant Milwaukee, 1836–1860. Accomodation and Community in a Frontier City. Cambridge/Mass. und London 1976.

Conzen, Kathleen Neils: Germans. In: Stephen Thernstrom (u. a. Hrsg.): Harvard Encyclopedia of American Ethnic Groups. Cambridge/Mass. und London 1980.

Dietz-Lenssen, Matthias: Die Mainzer Texas-Germans. Entstehungs- und Konfliktgeschichte einer texanischen Siedlergruppe im 19. Jahrhundert. Aachen 2001.

Dietz-Lenssen, Matthias: Narhalla-Marsch in der neuen Welt. Der „Mainzer Carneval-Verein in New York“. In: Mainz – Vierteljahreshefte für Kultur, Politik, Wirtschaft, Geschichte 27 (2007) Heft 1, S. 4–11.

Drumm, Ernst / Zink, Albert: Saarpfälzische Kolonisation in Pommern unter Friedrich dem Großen (Schriften zur Zweibrücker Landesgeschichte; Bd. 3). Stuttgart 1938.

Eichhorn, David Max: Passover Diary. In: Overseas Sentinel, Juli–August 1945.

Eke, Norbert Otto (Hrsg.): Vormärz und Exil. Bielefeld 2005.

Faller, Karl: Deutsche in Brasilien. Hunsrücker, Pfälzer, Schwaben und Pommern als Kolonisten seit 1824. Begegnungen 150 Jahre später. Simmern 1974.

Faltin, Sigrid: Die Auswanderung aus der Pfalz nach Nordamerika im 19. Jahrhundert. Unter besonderer Berücksichtigung des Landkommissariates Bergzabern. Frankfurt a.M. 1987 (Europäische Hochschulschriften 3/293).

Fas[c]hing, Texas. Oder: Transatlantische Suche nach der Mainzer Fastnacht. In: Mainz – Vierteljahreshefte für Kultur, Politik, Wirtschaft, Geschichte 21 (2001) Heft 1, S. 38–42.

Foerster, Cornelia: Der Press- und Vaterlandsverein von 1832/33: Sozialstruktur und Organisationsformen der bürgerlichen Bewegung in der Zeit des Hambacher Festes. Trier 1982.

Fogleman, Aaron S.: Hopeful Journeys: German Immigration, Settlement, and Political Culture. Philadelphia 1996.

Follenius, Paul / Münch, Friedrich: Aufforderung und Erklärung in Betreff einer Auswanderung im Großen aus Deutschland in die nordamerikanischen Freistaaten. Gießen 1833.

Fouquet, Carlos: Der deutsche Einwanderer und seine Nachkommen in Brasilien, 1808–1824–1974. Sao Paulo und Porto Alegre 1974.

Freund, Alexander: Die letzte Phase des industriellen nordatlantischen Migrationssystems: Das Beispiel der deutsch-kanadischen Arbeitswanderung in den 1950er Jahren. In: Deutschkanadisches Jahrbuch 17 (2002 [2003]), S.1–36.

Freund, Alexander: Aufbrüche nach dem Zusammenbruch: Die deutsche Nordamerika Auswanderung nach dem Zweiten Weltkrieg. Göttingen 2004.

Fries, Horace L.: Felix Adler and Ethical Culture. 1981.

Georg, H: Wie reist man nach Westen? Tagebuch eines Auswanderers nach den vereinigten Staaten von Nordamerika. Dillenburg 1853. Germantown, 300 Jahre Auswanderung in die USA 1683–1983 = Zeitschrift für Kulturaustausch 32 (1982), H.4.

Glazier, Ira A. / P. William Filby (Hg.): Germans To America: Lists of Passengers arriving at U.S. Ports. Bd. 1 [ab 1850]. Wilmington/Delaware 1988ff.

Graafen, Richard: Die Aus- und Abwanderung aus der Eifel in den Jahren 1825 bis 1855. Eine Untersuchung der Bevölkerungsentwicklung eines deutschen Mittelgebirges im Zeitalter der Industrialisierung. Bad Godesberg 1961 (Forschungen zur deutschen Landeskunde, 127).

Grabbe, Hans-Jürgen: Vor der großen Flut. Die europäische Migration in die Vereinigten Staaten von Amerika 1783–1820 (USA-Studien), Stuttgart 2001.

Gross, Herbert: Australien öffnet sich für Menschen und Waren, Düsseldorf 1952.

Häberle, Daniel: Auswanderung und Koloniegründungen der Pfälzer im 18. Jahrhundert. Zur zweihundertjährigen Erinnerung an die Massenauswanderung der Pfälzer (1709) und an den pfälzischen Bauerngeneral Nikolaus Herchheimer, den Helden von Oriskany (6. August 1777). Kaiserslautern 1909.

Hacker, Werner: Auswanderungen aus Rheinpfalz und Saarland im 18. Jahrhundert. Stuttgart 1987.

Hannemann, Max: Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten: Seine Verbreitung und Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Gotha 1936 (Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 224).

Heinz, Joachim: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“ Zur Geschichte der pfälzischen Auswanderung vom Ende des 17. bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Kaiserslautern 1989 (Beiträge zur pfälzischen Geschichte, 1).

Helbich, Wolfgang J. / Kamphoefner, Walter D. / Sommer, Ulrike (Hrsg.): Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830–1930. München 1988.

Helbich, Wolfgang J. / Annette Haubold: „Alle Menschen sind dort gleich...“ Die deutsche Amerika-Auswanderung im 19. und 20. Jahrhundert. Düsseldorf 1988.

Hense-Jensen, Wilhelm: Wisconsin's Deutsch-Amerikaner bis zum Schluß des neunzehnten Jahrhunderts. Bd. 1. Milwaukee 1900.

Henßler, Patrick: „Schreiten wir vorwärts und gründen unmerklich Reich“ – Schwäbische Revolutionäre in den Vereinigten Staaten von Amerika. Zu den Kontinuitäten politischer Einstellungen, Frankfurt a.M. u. a. 2007.

Heß, Hans: Die Landauer Judengemeinde – Ein Abriß ihrer Geschichte. Landau 1983.

Hippel, Wolfgang von: Auswanderung aus Südwestdeutschland. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. Jahrhundert. Stuttgart 1984.

Hoerder, Dirk: Migration in the Atlantic Economies: Regional European Origins and Worldwide Expansion. In: Hoerder, Dirk/Moch, Leslie Page (Hrsg.): European Migrants: Global and Local Perspectives. Boston 1995, S. 21–51.

Hoffmann, Dieter: „... wir sind doch Deutsche.“ Zu Geschichte und Schicksal der Landjuden in Rheinhessen. 1992.

Huber, Ernst Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd.2. Der Kampf um Einheit und Freiheit 1830–1850. Stuttgart u. a. 1968.

Imhof, Arthur E.: Einführung in die Historische Demographie. München 1977.

Jones, Henry Z. Jr.: The Palatine Families of New York. 2 Bde. Universal City/California 1985.

Jordan, Jerry G.: German Seed in Texas Soil: Immigrant Seed in Texas Soil: Immigrant Farms in Nineteenth-Century Texas. Austin 1994.

Jüdische Lebensgeschichten aus der Pfalz. Hrsg. vom Arbeitskreis für neuere jüdische Geschichte in der Pfalz, Speyer 1995.

Kamphoefner, Walter D.: The Westfalians: From Germany to Missouri. Princeton 1987.

Katz, Irving: August Belmont. A Political Biography. 1968.

- Kieffer, Fritz: Judenverfolgung in Deutschland – eine interne Angelegenheit? Internationale Reaktionen auf die Flüchtlingsproblematik 1933–1939. Stuttgart 2002.
- Kloss, Heinz: Atlas der im 19. und frühen 20. Jahrhundert entstandenen deutschen Siedlungen in USA. Atlas of 19th and early 20th century German-American Settlements. Marburg 1974.
- Knoche, Carl Heinz: The German Immigrant Press in Milwaukee. New York 1980.
- Kowalski, Werner: Vom kleinbürgerlichen Demokratismus zum Kommunismus. Die Hauptberichte der Bundeszentrale in Frankfurt am Main von 1838 bis 1842 über die deutsche revolutionäre Bewegung, Berlin 1978.
- Krause, Michael: Flucht vor dem Bombenkrieg: „Umquartierungen“ im Zweiten Weltkrieg und die Wiedereingliederung der Evakuierten in Deutschland 1943–1963, Düsseldorf 1997.
- Kraut, Benny: From Reform Judaism to Ethical Culture. The Religious Evolution of Felix Adler. 1979.
- Kremp, Werner / Paul, Roland (Hsg.): Auswanderung nach Nordamerika aus den Regionen des heutigen Rheinland-Pfalz. Trier 2002 (Atlantische Texte, 16).
- Krohn, Claus-Dieter / Mühlen, Patrik von zur (Hrsg.): Rückkehr und Aufbau nach 1945: Deutsche Remigranten im öffentlichen Leben Nachkriegsdeutschlands. Marburg 1997.
- Kunz, Michael: Der Freiheit eine Gasse. Traum und Leben eines deutschen Revolutionärs. München 1990.
- Lack, John / Templeton, Jacqueline: Bold Experiment. A Documentary History of Australian Immigration Since 1945. Melbourne 1995.
- Löher, Franz: Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Cincinnati 1847.
- Mainrad Schaab: Geschichte der Kurpfalz. Bd. 2. Stuttgart 1992.
- Marschalck, Peter: Deutsche Überseewanderung im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur soziologischen Theorie der Bevölkerung, Stuttgart 1973.
- Martin, Michael: Kleine Geschichte der Stadt Landau. Karlsruhe 2006.
- Memo to America: The DP Story. The Final Report of the United States Displaced Persons Commission. Washington, DC 1952.
- Mergen, Josef: Die Amerika-Auswanderung aus dem Stadtkreis Trier im 19. Jahrhundert. Trier 1962.
- Metz, Friedrich: Die Rheinlande als Auswanderungsgebiet. In: Ders.: Probleme des deutschen Westens. Berlin 1929.
- Moltmann, Günter (Hg.): Aufbruch nach Amerika. Die Auswanderungswelle von 1816/1817. Stuttgart 1989.
- Moltmann, Günter: Das Risiko der Seereise. Auswanderungsbedingungen im Europa-Amerika-Verkehr um die Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Duchhardt, Heinz / Schlenke, Manfred (Hrsg.): Festschrift für Eberhard Kessel zum 75. Geburtstag. München 1992.
- Mörsdorf, Robert: Die Auswanderung aus dem Birkenfelder Land. Bonn 1939 (Forschungen zur rheinischen Auswanderung, 1).
- Moyer, Dennis K.: Fraktur Writings and Folk Art Drawings of the Schwenkfelder Library Collection. Kutztown/PA 1998.
- Müller, August: „Wir hatten ein schlechtes Schiff...“: Briefe eines Westerwälder Amerika-Auswanderers 1892 – 1914 (eine nachträgliche Quellenedition zum Jubiläumsjahr „300 Jahre Deutsche in Nordamerika“ 1983). Altenkirchen/Westerwald 1986.
- Münch, Friedrich (Hrsg.): Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit, dargestellt in den Lebensbildern von Karl Follen, Paul Follen und Friedrich Münch. St. Louis (Missouri) und Neustadt a. d. Haardt 1873.

- Müssener, Helmut: Exil in Schweden – Politische und kulturelle Emigration nach 1933. München 1974.
- Neils Conzen, Kathleen: Germans. In: Stephen Thernstrom u. a. (Hrsg.): Harvard Encyclopedia of American Ethnic Groups. Cambridge/Mass. und London 1980
- Nerger-Focke, Karin: Die deutsche Amerikaauswanderung nach 1945. Rahmenbedingungen und Verlaufsformen. Hamburg 1995.
- Neutsch, Cornelius: Der Westerwald: eine idealtypische Auswanderungsregion des 19. Jahrhundert? In: Rödel, Walter G. / Schmahl, Helmut (Hrsg.): Menschen zwischen zwei Welten: Auswanderung, Ansiedlung, Akkulturation, Trier 2002, S. 68–70.
- Neutsch, Cornelius: Die Reise: Vom Abenteuer zur organisierten Massenbeförderung. In: Bartolosch, Thomas / Neutsch, Cornelius / Roth, Karl Jürgen (Hrsg.): Siegerländer und Wittgensteiner in der Neuen Welt. Auswanderung im 18. und 19. Jahrhundert. Siegen 1999.
- Otterness, Philip: Becoming German. The 1709 Palatine Migration to New York. Ithaca und London 2004.
- Paul, Roland: Auswanderung aus der Pfalz vom 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Geiger, Michael u. a. (Hrsg.): Pfälzische Landeskunde. Beiträge zu Geographie, Biologie, Volkskunde und Geschichte. Band 3. Landau 1981, S. 235 f.
- Paul, Roland (Hg.): 300 Jahre Pfälzer in Amerika. Landau 1983.
- Paul, Roland: „Es war nie Auswanderung, immer nur Flucht“ – Zur Emigration der Juden aus der Pfalz im Dritten Reich. In: Kuby, Alfred Hans (Hrsg.): Juden in der Provinz – Beiträge zur Geschichte der Juden in der Pfalz zwischen Emanzipation und Vernichtung. 2. Aufl., Neustadt a. d. Wstr. 1989, S. 147–176.
- Paul, Roland: Flucht in die Fremde. Zur Emigration aus der Pfalz während der NS-Diktatur. In: Nestler, Gerhard / Ziegler, Hannes (Hg.): Die Pfalz unterm Hakenkreuz. Eine deutsche Provinz während der nationalsozialistischen Herrschaft. Landau 1993, S. 413–453.
- Paul, Roland / Scherer, Karl (Hrsg.): Pfälzer in Amerika. Kaiserslautern 1995.
- Paul, Roland: Die jüdische Emigration aus der Pfalz in die USA nach 1933. In: Schäfer, Gudrun (Hrsg.): Nachbar Amerika. Verwandte – Feinde – Freunde in drei Jahrhunderten (Landauer Universitätschriften, Anglistik, Band 1). Landau 1996, S. 269–294.
- Pfister, Christian: Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie 1500–1800. München 1994 (Enzyklopädie deutscher Geschichte, 28).
- Pflug, Günther (Hrsg.): Die jüdische Emigration aus Deutschland 1933–1941. Die Geschichte einer Austreibung – Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek, Frankfurt a. M., unter Mitwirkung des Leo Baeck Instituts, New York. Frankfurt am Main 1985.
- Plato, Alexander von: Fremde Heimat. Zur Integration von Flüchtlingen und Einheimischen in die Neue Zeit. In: Niethammer / von Plato (Hrsg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Bd. 3. Berlin/Bonn 1985, S. 172–219.
- Pracht, Hans-Peter: Abschied von der Heimat. Die Eifeler Auswanderung nach Amerika im 19. Jahrhundert. Aachen 1998.
- Rattermann, Heinrich: Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Teil 1 u.2, Cincinnati 1911.
- Reichrath, Hans L.: Berthold Kahn (1874–1942). Justizrat – Deutscher und Jude: einer von vielen. In: Arbeitskreis für neuere jüdische Geschichte in der Pfalz (Hrsg.): Jüdische Lebensgeschichten aus der Pfalz. Speyer 1995.
- Reiter, Herbert: Politisches Asyl im 19. Jahrhundert. Die deutschen politischen Flüchtlinge des Vormärz und der Revolution von 1848/49 in Europa und in den USA. Berlin 1992.

Rödel, Walter G. / Schmahl, Helmut (Hrsg.): Menschen zwischen zwei Welten: Auswanderung, Ansiedlung, Akkulturation. Trier 2002.

Rössler, Horst: ‚Amerika, du hast es besser‘ – Zigarrenarbeiter aus dem Vierstädtergebiet wandern über den Atlantik 1868–1886. In: Demokratische Geschichte. Jahrbuch für Schleswig-Holstein, Ausgabe 4, Kiel 1989, S.87–121.

Rupp, August: Pfälzische Kolonisation in Nordamerika. Stuttgart 1938.

Rürup, Reinhard: Deutschland im 19. Jahrhundert, 1815–1871. Göttingen 1984.

Schaab, Mainrad: Geschichte der Kurpfalz. Bd. 2, Stuttgart 1992.

Scherer, Karl (Hg.): Pfälzer-Palatines. Beiträge zur pfälzischen Ein- und Auswanderung sowie zur Volkskunde und Mundartforschung der Pfalz und der Zielländer pfälzischer Auswanderer im 18. und 19. Jahrhundert. Kaiserslautern 1981 (Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte der Pfalz, 2).

Schmahl, Helmut: Radikalpietisten in der Atlantischen Welt: Die Auswanderung der Gimbshheimer „Erweckten“ nach Ephrata/Pennsylvania in den Jahren 1749 und 1751. In: Mitteilungsblatt zur rheinhessischen Landeskunde, NF 7 (2005), S. 17–36.

Schmahl, Helmut: Verpflanzt, aber nicht enturzelt. Die Auswanderung aus Hessen-Darmstadt (Provinz Rheinhessen) nach Wisconsin im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M. (u. a.) 2000 (Mainzer Studien zur Neueren Geschichte, 1).

Schönemann, Friedrich: Die Vereinigten Staaten von Amerika. Erster Band: Von der Kolonie zum Weltreich. Stuttgart/Berlin 1932.

Schönemann, Friedrich: Amerika und der Nationalsozialismus. Berlin 1934.

Sherington, Geoffrey: Australia's Immigrants 1788–1988. Sydney 1992.

Solbach, Gerhard E.: Reise des schwäbischen Schulmeisters Gottlieb Mittelberger nach Amerika 1750–1754. Wyk auf Föhr 1992.

Sold, Emil Georg / Kukatzki, Bernhard: Die Schifferstadter Juden (= Beiträge zur Schifferstadter Ortsgeschichte 4/5), Speyer 1988.

Steinert, Johannes-Dieter: Migration und Politik. Westdeutschland – Europa – Übersee 1945–1961. Osnabrück 1995.

Struck, Wolf Heino: Die Auswanderung aus dem Herzogtum Nassau (1806–1866). Ein Kapitel der modernen politischen und sozialen Entwicklung. Wiesbaden 1966.

Struve, Amalie: Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen. Hamburg 1850.

Struve, Gustav: Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden. Bern 1849. Tilly, Richard H.: Vom Zollverein zum Industriestaat. Die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands 1834–1914. München 1990.

Ulmann, Heinrich (Hrsg.): Denkwürdigkeiten aus dem Dienstleben des Hessen-Darmstädtischen Staatsministers Freiherrn du Thil 1803–1848. Stuttgart 1921 (ND Osnabrück 1957). Vom Reichskommissar für das Auswandererwesen zum Bundesverwaltungsamt. Staatlicher Schutz für Auswanderer seit 120 Jahren. Hrsg. vom Bundesverwaltungsamt, Informationsstelle für Auslandstätige und Auswanderer. Köln 1989.

Walker, Mack: Germany and the Emigration 1816–1885. Cambridge/Massachusetts 1964.

Weber, Eberhard: Die Mainzer Zentraluntersuchungskommission. Karlsruhe 1970.

Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 4: 1914–1949, 3. Aufl., München 2008 (2003).

Wetzel, Juliana: Auswanderung aus Deutschland. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. München 1988, S. 413–498.

Winkel, Harald: Der Texasverein – ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Auswanderung im 19. Jahrhundert. In: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 3 (1969), S. 348–372.

Wipfler-Pohl, Sigrid: Kinderemigration 1939. In: Kuby, Alfred Hans (Hrsg.): Pfälzisches Judentum gestern und heute – Beiträge zur Regionalgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Neustadt a. d. W. 1992, S. 321–386. Wir ziehen nach Amerika... Zur Auswanderung aus Rheinland-Pfalz. In: Rheinland-Pfalz. Heute und morgen. Hrsg. im Auftrag der Pressestelle der Staatskanzlei. Mainz 1985, S. 35–39.

Wittke, Carl F.: The German Language Press in America. Lexington 1957.

Wolff, Franz: Entwicklung der deutschen Auswanderung in den Nachkriegsjahren. In: Hennig, Martin (Hg.): 100 Jahre Evangelische Auswandererfürsorge in Hamburg. [Hamburg] 1953, S. 24–27.

Yoder, Don: Groundhog Day. Mechanicsburg/PA 2003.

Yoder, Don: Pennsylvania Germans. In: Stephen Thurmstrom (u. a. Hrsg.): Harvard Encyclopedia of American Ethnic Groups. Cambridge/Mass. und London 1980.

Zimmermann, Gustav Adolf: Deutsch in Amerika. Beiträge zur Deutsch-amerikanischen Literatur. Hrsg. vom Germania Männerchor in Chicago. Bd. 1. Chicago 1894.

# Autorenverzeichnis

## **Dr. Matthias Dietz-Lenssen M.A.**

Jahrgang 1954, Redakteur und Autor, verheiratet, 3 Kinder, Autor zahlreicher Artikel und Bücher über Mainz, Rheinhessen und den Rheingau.

## **Dr. Alexander Freund**

Inhaber des Lehrstuhls für deutschkanadische Studien und Professor für Geschichte an der Universität Winnipeg (Kanada), Vizepräsident der Canadian Ethnic Studies Association und der Canadian Oral History Association und Mitherausgeber der Zeitschrift Oral History Forum d'histoire orale. Veröffentlichungen u. a.: Aufbrüche nach dem Zusammenbruch: Die deutsche Nordamerikaauswanderung nach dem Zweiten Weltkrieg, Göttingen 2004; Troubling Memories in Nationbuilding: World War II. Memories and Germans' Interethnic Encounters in Canada After 1945, in: Histoire sociale/Social History 39/77 (May 2006), 129–155; A German Post-1945 Diaspora? German Migrants' Encounters with the Nazi Past, in: Mathias Schulze u. a. (Hgg.): German Diasporic Experiences: Identity, Migration, and Loss, Waterloo 2008, 467–478. Aktuelles Forschungsprojekt: Encounters: Dealing With the Past Abroad – Germans, Jews, and the Nazi Past in North America, 1945–2005.

## **Gerhard Holzer**

Geboren 1941 in München; wohnhaft in Wendelsheim bei Alzey. Gymnasiallehrer i.R., Übersetzer (Englisch), Forschungen zur Geschichte der Juden und des Nationalsozialismus in Rheinhessen, Veröffentlichungen in Alzeyer Geschichtsblätter und Heimatjahrbuch, Landkreis Alzey-Worms

## **Dr. Michael Martin**

Geboren 1947 in Baden-Baden. Historiker, studierte Französisch und Geschichte in Mainz, Staatsexamen, Promotion. Leiter des Archivs und Museums der Stadt Landau seit 1988, zahlreiche Publikationen zur Landauer Geschichte und Veröffentlichungen zur pfälzischen Geschichte.

## **Dr. Cornelius Neutsch**

Akademischer Direktor im Fach Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Siegen. Studium Deutsch/Geschichte (LA) an der Universität Siegen (1977–1982), ab 1981 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Siegen, 1987 Promotion (Reisen um 1800), Forschungsprojekte zur Geschichte der Kulturbeziehungen, zur Geschichte von Verkehr und Kommunikation, zur Regionalgeschichte und zur Ausstellungsdidaktik

## **Roland Paul**

Geboren 1951 in Landstuhl, wissenschaftlicher Mitarbeiter und stellvertretender Leiter der Heimatstelle Pfalz (heute Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde) Kaiserslautern. Forschung und Publikationen u. a. zur pfälzischen Ein- und Auswanderung, Geschichte der Juden in der Pfalz, Familienkunde.

## **PD Dr. Helmut Schmahl**

Geboren 1966, Studium in Mainz, anschließend 1994–2006 am Historischen Seminar (Abteilung für Allgemeine und Neuere Geschichte) der Universität Mainz tätig; 1994–1999 wiss. Mitarbeiter, 1999 Promotion zur rheinhessischen Auswanderung,

1999–2003 wiss. Assistent, 2003 Habilitation, 2003–2006 Hochschuldozent am Historischen Seminar der Universität Mainz (Abteilung für Allgemeine und Neuere Geschichte). Seit 2006 Lehrer am Gymnasium am Römerkastell Alzey sowie Privatdozent an der Universität Mainz. Homepage: [www.germanimmigrants.de](http://www.germanimmigrants.de)

#### **Barbara Schuttpelz M.A.**

Geboren 1977 in Pirmasens, 1997 bis 2002 Studium der Kulturanthropologie, Klassischen Archäologie und Mittleren und Neuere Geschichte in Mainz und Freiburg; 2002 Magisterabschluss. 2002–2004 Volontariat im Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde. Seit 2004 dort als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig.

#### **Sarah Alice Sternal**

Geboren 1984 in Mainz, altsprachliches Rabanus-Maurus-Gymnasium Mainz. Studium der Fächer Geschichte und Deutsch für das Lehramt an Gymnasien in Mainz. Mehrmonatige Praktika im Buchhandel, an französischen Schulen und in der Redaktion Zeitgeschichte (Prof. Guido Knopp) des Zweiten Deutschen Fernsehens. 2008 Staatsexamensarbeit über die „Auswanderung in der regionalen Erinnerungskultur der Pfalz 1850 bis heute“.

#### **Dr. Michael Werner**

Geboren 1965 in Frankenthal (Pfalz), lebt in Ober-Olm bei Mainz. Studium der Germanistik, Allgemeinen Linguistik und Soziologie, Promotion mit einer Arbeit zu Sprachkontakterscheinungen in schriftlichen Texten des Pennsylvaniadeutschen.

Verlagsleiter und Publizist, Gründer eines Privatarchivs der pennsylvaniadeutschen Literatur, Herausgeber der pennsylvaniadeutschen Zeitung „Hiwwe wie Driwwe“ ([www.hiwwe-wie-driwwe.de](http://www.hiwwe-wie-driwwe.de))

#### **Steffen Wiegmann M.A.**

Geboren 1980, Studium an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und Universität Hamburg (1999–2005). Historiker mit dem Schwerpunkt politische Ideengeschichte und historische Migration des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Mitarbeit an Ausstellungen u. a. im Norddeutschen Landesmuseum in Hamburg-Altona und im Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg. 2006 bis 2009 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Auswandererhaus Bremerhaven. Seit Januar 2007 Dissertation zum Identitätsbewusstsein politisch motivierter Auswanderer des 19. Jahrhunderts aus Deutschland.

# Impressum

Schriftenreihe des Theodor-Zink-Museums, Heft 17,  
herausgegeben im Auftrag des Referats Kultur der  
Stadt Kaiserslautern von Marlene Jochem.

Begleitband zur Ausstellung  
Aufbruch nach Amerika  
1709 – 2009  
300 Jahre Massenauswanderung aus Rheinland-  
Pfalz

Theodor-Zink-Museum Kaiserslautern  
30. April bis 2. August 2009

Museum Alzey  
24. August bis 11. Oktober 2009

Ausstellungskonzeption und Redaktion des  
Begleitbandes:  
Marlene Jochem und Jens Stöcker

Grafische Gestaltung  
Lutz Lerchenfeld

Produktion  
KerkerDruck GmbH Kaiserslautern

Copyright © 2009  
Der Texte bei den Autoren  
Der Abbildungen bei den Fotografen und Leihgebern

Theodor-Zink-Museum  
Referat Kultur der Stadt Kaiserslautern

ISBN 978-3-936036-25-1

